Die Autoren

Anke Pfannkuchen, geboren 1974, lernte Tierzucht mit Abitur und studierte später in Braunschweig Psychologie.

Torsten Unnasch, geboren 1970, lernte erst Baufacharbeiter mit Abitur und studierte dann in Magdeburg Sportwissenschaften, Psychologie und Soziologie.

Beiden ist die Leidenschaft des Reisens gemein und nachdem sie erst jeder für sich die Welt erkundeten, im australischen Outback als „Cowgirl“ und in Venezuela als Diamantensucher arbeiteten, fanden sie sich 2002 zusammen und führen ihre Expeditionen seitdem zu zweit durch.

Seit 2011 leben und arbeiten beide im Northern Territory Australien.

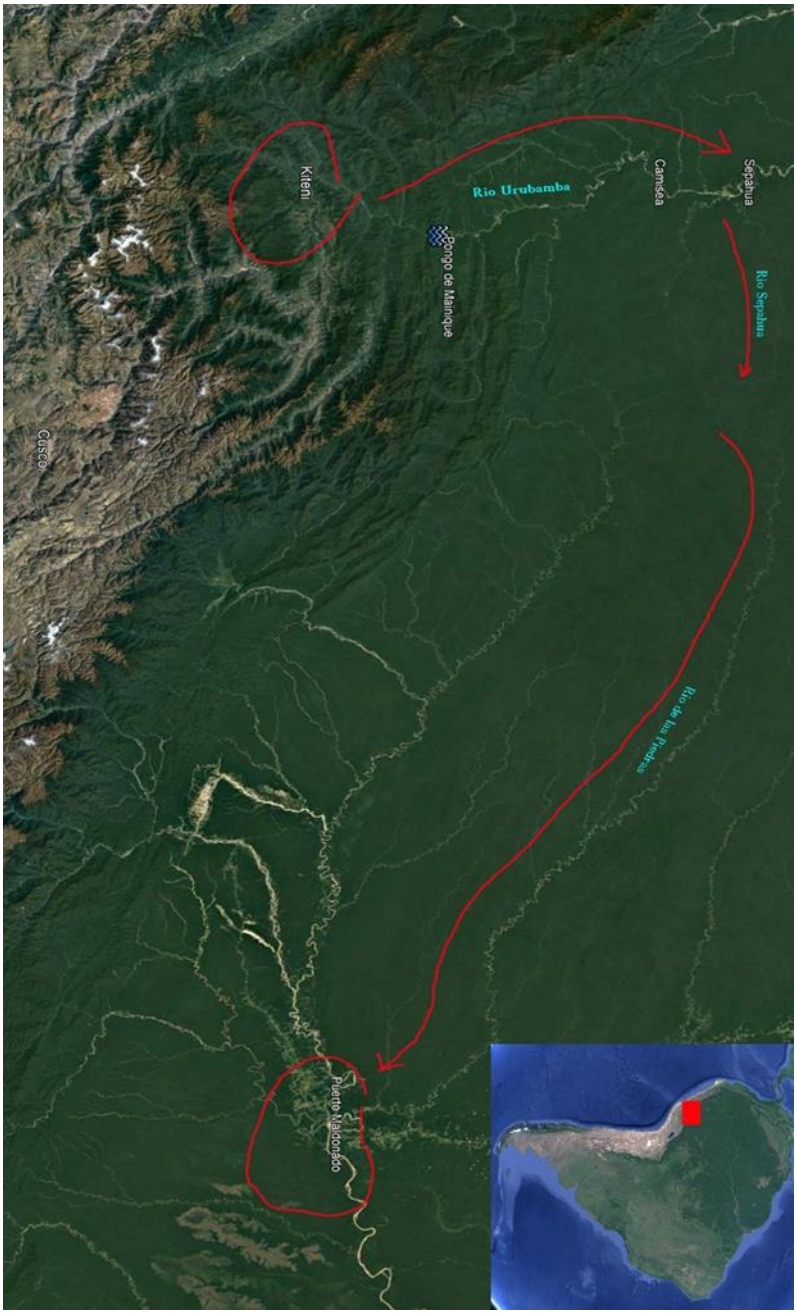
Torsten Unnasch
Anke Pfannkuchen

LA TIERRA DEL TIGRE

Im Faltboot
durch den peruanischen Regenwald

Text, Gestaltung und Fotos Torsten Unnasch und Anke Pfannkuchen
1. Auflage
© 2008 WALD Verlag Magdeburg

ISBN 987-3-00-020777-8


Kiteni
Rio Urubamba
Camisea
Sepahua
Bongo de Mainique
Rio Sepahua
Cusco
Rio de las Piedras
Puerto Maldonado

Prolog 6
Teil 1 10
Im Bus zum Fluss 11
Keine Waffen in Kiteni 15
Die Taufe 21
Abgezockt 29
Leben am Urubamba 38
Sepahua 47
Saurer Mais und blaue Bohnen 53
Stromaufwärts 61
Knack- und Backtag 69
Die kleine Schlange 74
Begegnungen 82
Die Bewohner des Waldes 88
Der gemeine Archäopteryx 95
Von der Last eine Entscheidung zu fällen 98
Die üblichen Verdächtigen 102
Anglerlatein 109
Von stachligem Bambus, süßen Brötchen und einem Phantom 114
La Tigra 125
Die einsamen Jäger 128
Der kleene Könich 133

Die letzten Tapire 143
La tierra del tigre 148
Bildteil 1 149
Teil 2 162
Die Präsidenten kommen 163
Zurück in Sepahua 170
Hermando und der Flintendieb 181
Warum der Dschungel auch Regenwald heißt 189
Die große Flut 195
Flussfieber 203
Fette Beute 213
Neuland 218
Die Autobahn 222
Kreislaufprobleme 230
Verloren 237
Bildteil 2 246
Epilog 259
Hintergründe 260
    Holzfälleraktivitäten am Río Sepahua 261
    Auf den Spuren der Illegalen 262
    Die Mashco Piro Indianer 263
Glossar 266
Quellen 269

Prolog

Magdeburg, Januar 2004 ...

Anke:

Ich war gespannt wie ein Flitzebogen. Irgendetwas führte Torsten im Schilde, als er mich geheimnistuerisch in unsere Stammkneipe gelotst hatte. Und jetzt saßen wir hier im gespenstisch verrauchten Halbdunkel, ließen den ersten Schluck Bier die Kehle hinunter laufen und schauten uns verschwörerisch an. Besser gesagt, Torsten grinste verschwörerisch, während ich immer wieder in die Januarkälte hinaus linste und versuchte, mir die Neugier nicht allzu sehr anmerken zu lassen. Doch bereits nach dem zweiten Schluck hielt ich es nicht mehr aus.

„Nun sag schon, was los ist!“, platzte es aus mir heraus.

„Och nichts ... Ich bin vorhin nur mal kurz in der Stadt gewesen.“

Es war nicht zu fassen.

„Und? Was hast du da so gemacht?“

Torsten genoss es sichtlich, mich auf die Folter zu spannen. Dramatisch wuchs sein Grinsen von einem Ohr zum anderen, dann wühlte er theatralisch in seiner Jackentasche herum und brachte ein flaches Paket zum Vorschein. Wie ein Pokerspieler knallte er das Ding vor mir auf den Tisch und starrte mich herausfordernd an.

Die Plastiktüte eines Buchladens, aber für ein Buch war der Inhalt eindeutig zu dünn. Ich konnte Papier fühlen, zog es heraus und hielt eine Landkarte in der Hand.

„Peru?“, fragte ich einigermaßen verwirrt.

„Na los, klapp schon auf, ich muss dir unbedingt was zeigen!“

Sekunden später war der gesamte Tisch von der Karte bedeckt, die plötzlich fürchterlich nebensächlichen Biergläser hatten wir auf ein paar leere Stühle verbannt.

„Guck dir mal das Gebiet hier an!“ Mit dem Zeigefinger malte er ein großes Oval auf den komplett grünen Untergrund, der nur von drei blauen Linien unterbrochen wurde. Urwald, wie es schien. Keine Straßen, keine Ortschaften und wenn der Maßstab nicht übertrieb, war das umrissene Gebiet etwa tausend Kilometer lang. Daher wehte also der Wind. Hier hatte jemand Fernweh!

Langsam hob ich den Kopf und schaute in ein paar vor Aufregung glitzernder Augen. Automatisch musste ich lachen.

„Wann?“

„Mai, Juni wäre am besten. Dann ist die Regenzeit gerade durch und die Flüsse sind noch voll genug. Drei Monate ungefähr.“

Wortlos sahen wir uns an und nickten, damit war die Tour beschlossene Sache. Er hat Recht, durchzuckte es mich noch im selben Moment. Komisch, es war einer dieser Augenblicke wie bei einem Unfall. Dieser Bruchteil einer Sekunde, in denen das Gehirn plötzlich mit so vielen Gedanken um sich schmeißt, wie sonst manchmal in Stunden nicht. Es wird allerhöchste Zeit, für eine Weile aus unserem hoffnungslos überfüllten Europa zu flüchten, blitzte es durch meine grauen Zellen. Endlich wieder ganz allein auf uns gestellt sein, wochenlang mit unserem Faltboot durch völlig unbekanntes Gebiet paddeln – frei sein von der Zivilisation mit all ihrem Kommerz, Gesetzen und Versicherungen. Keine Strafzettel, keine Zimmernachbarn, kein Finanzamt. Keine Uhr außer der Sonne. Außerdem keine Minusgrade mehr, kein Straßenlärm und kein Telefon. Nichts außer uns selbst und der Natur um uns herum. Und wenn wir Glück hatten, und was uns die Karte bisher verriet sah vielversprechend aus, würden wir noch unberührten Regenwald finden. Die Chancen, auf so ein unwiederbringbares Erlebnis wurden von Jahr zu Jahr schlechter. Wann also, wenn nicht jetzt?
„Peru ...“, murmelte ich, in Gedanken bereits unterwegs.
„Ja. Ich hab auch schon mal über anderen Südamerika-Karten gebrütet, um einigermaßen intakten Wald zu finden“, plapperte Torsten mit glühenden Ohren weiter. „Aber für Brasilien müssten wir noch Portugiesisch lernen, in Bolivien war ich inzwischen oft genug und weiter südlich wird es zu kalt. Außerdem besteht eine ganz gute Chance, unser Boot relativ problemlos dort hinzukriegen und hier und hier“, er pochte mit den Fingerspitzen auf der Karte herum, „ist es zu sumpfig. Wir könnten also nach Lima fliegen, dann weiter nach Cuzco, mit dem Bus so weit es geht über die Anden und dann die Flüsse lang bis Puerto Maldonado.“
„Stop, stopp, stopp!” Mir schwirrte der Kopf. „Jetzt mal der Reihenfolge nach. Also wir packen unser Faltboot in den Flieger nach Lima und nehmen den nächsten Inlandflug nach Kussko oder wie das heißt?“
„Cusco. Da!“ Torsten schob meinen Finger auf einen kleinen Punkt auf der Karte.
„Das ist ja mitten im Hochgebirge!“ Mich packte das Entsetzen. „Da fahre ich auf keinen Fall mit dem Boot runter! Ich bin doch nicht wahnsinnig!“
„Nein, von da aus nehmen wir den Bus, bis es nicht mehr weiter geht und dann setzen wir in den Río Urubamba ein.“
„Das ist dieser Fluss hier, richtig?“ Die Schrift auf der Karte bestätigte es. „Also da existiert eine Straße, aber die ist nicht wirklich lang. Dann fängt das große Grün an.“
„Stimmt, dafür gibt es auch keine Berge mehr. Ab dort nehmen wir das Boot. Wir brauchen natürlich vorher noch bessere Karten. Am besten welche, auf denen auch die Stromschnellen eingezeichnet sind. In Bolivien habe ich

immer Gute aus dem Militärisch-Geografischen Institut bekommen. Das sollte jetzt eigentlich auch möglich sein. Ich werde da am besten mal hinschreiben und ..."
„Stopp! Wir waren also gerade hier mit unserem kleinen Kahn. Und jetzt?"
„Ach ja", Torsten kehrte zur Karte zurück. „Also ich dachte, wir nehmen die gemütlichen 200 Kilometer auf dem breiten Fluss erst mal dazu, um uns an das Klima und den Paddelalltag zu gewöhnen. Bis hier in das kleine Dörfchen Sepahua." Tipp, tipp, tipp hämmerte der Finger aufs Papier. Ich rutschte mit der Nase dichter heran und entdeckte tatsächlich einen winzigen Punkt, der eine Ortschaft markierte. „Und dann fahren wir den Río Sepahua hoch bis ungefähr hier und den Río las Piedras wieder ganz runter bis Puerto Maldonado. Da. Und von dort fliegen wir wieder nach Hause."
„Moment mal, du willst diesen ganzen Fluss, den Río Sepahua, gegen den Strom hoch paddeln? Das sind bestimmt an die zweihundert Kilometer!"
„Ja", sagte mein Freund trocken, als wäre es das Normalste der Welt. „Aber wenn wir das geschafft haben, wird es erst richtig interessant." Meine Augenbrauen zogen sich automatisch immer weiter in die Höhe. „Um vom Sepahua in den Piedras zu kommen", klärte mich Torsten unbeeindruckt auf „müssen wir über Land. Wir sind gezwungen, unser gesamtes Gepäck inklusive dem Boot die paar Kilometer hier durch den Wald zu schleppen. Und ich hab leider keine Ahnung, wie es da aussieht. Es könnte einigermaßen zugänglicher Primärwald sein oder aber es steht noch alles von der letzten Regenzeit unter Wasser und ist total versumpft."
Skeptisch starrte ich auf die Karte vor meiner Nase und versuchte, meine Gedanken zu ordnen. „... unser gesamtes Gepäck inklusive dem Boot die paar Kilometer hier durch den Wald schleppen", klingelte es mir im Ohr. War das überhaupt möglich? Das Faltboot alleine wog dreißig Kilogramm. Dazu kam all unsere Ausrüstung mit noch einmal fünfundzwanzig - dreißig Kilo, all die Nahrungsmittel für einige Wochen und gegebenenfalls Wasser. Viel Wasser für zwei schwer arbeitende Personen in glühender Tropensonne.
„Damit kommen wir locker auf über zwei Zentner zum Tragen. Meinst du nicht, dass das ein bisschen viel ist? Wahrscheinlich müssen wir zweimal gehen", antwortete ich mir bereits selbst. „Oder wir können uns so etwas wie einen kleinen Wagen basteln. Aber dafür müssten wir erst wissen, wie es dort vor Ort aussieht. Vielleicht leben da auch Leute und wir könnten jemand anheuern, der uns beim Schleppen hilft."
„Hm", grunzte Torsten nachdenklich. „Das macht mir ehrlich gesagt auch die meisten Sorgen. Die letzten 750 Kilometer den Piedras nach Puerto Maldonado runter ist dann nicht mehr so schlimm. Aber ich gehe mal davon aus, dass wir auf den Militärkarten eine ganze Menge mehr sehen. Ich versuche morgen gleich mal, was rauszukriegen. Heißt das, du bist dabei?"

„Ja klar!“ Die Frage war doch wohl nicht ernst gemeint! Aber ein Blick in Torstens strahlendes Gesicht zeigte mir, dass er so wieso nicht mit einem „Nein“ gerechnet hatte.
„Dann haben wir bis Mai aber kein freies Wochenende mehr“, begann ich bereits zu kalkulieren. „Erst mal muss ich meinen Chef davon überzeugen, dass ich drei Monate Urlaub brauche und dann geht es ans Trainieren. Wandern mit schweren Gewichten ist ja wohl das Wichtigste, wenn ich das richtig sehe.“ Stummes Nicken. „Dann Navigation mit Karte Kompass und GPS, Spanisch aufpolieren, Paddeln und so weiter.“
„Ich muss dir noch was sagen“, druckste Torsten plötzlich herum. „Das Land hier um den oberen Piedras ist eigentlich Indianergebiet. Wir müssten uns also von der zuständigen Behörde in Peru erst einmal eine Erlaubnis besorgen, um dort überhaupt passieren zu dürfen.“
„Meinst du, das geht so einfach? Was sollen wir denn sagen, warum wir gerade dort lang wollen?“
„Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Was hältst du davon, ganz nebenbei nach Petroglyphen zu suchen? Weißt du, die Felsritzzeichen, die ich auch in Bolivien schon gefunden habe.“
„Na ja, wenn wir schon mal da sind ...“ Etwas Besseres fiel mir gerade nicht ein.
„Ich könnte dann nämlich auch gleich bei der SIARB nachfragen, ob sie uns unterstützt. Das ist die Organisation, die all die antiken Felsritzzeichnungen und Felsmalereien registriert. Der Vizepräsident der SIARB hatte mir damals für meine Suche ein Empfehlungsschreiben geschickt.“ Torsten war schon wieder ganz in seinem Element. „Das machte den Umgang mit den Behörden doch merklich leichter und meine Flussreise gewissermaßen offiziell. Vielleicht können wir dieses Jahr auch wieder so etwas bekommen. Eigentlich sollten die doch ein Interesse daran haben, was in unerschlossenen Gebieten alles so herumliegt. Die E-Mail kann ich morgen gleich noch mit erledigen.“
„Gut, dann frage ich auf Arbeit nach Urlaub und checke mal, was wir noch an Ausrüstung brauchen. Was meinst du, nehmen wir das Zelt mit oder nur die Hängematten ...“
Draußen schneite es schon wieder.

Teil 1

Im Bus zum Fluss

Torsten:

Der kleine Bus schlenkerte die staubige Straße entlang. Unser Blick fing sich am Río Urubamba, der sich wie eine Schlange durch ein Panorama urwaldüberwucherter Berge zu quetschen schien. Sein Wasser brodelte dem Amazonasbecken entgegen.

Ich konnte kaum glauben, dass wir erst seit einigen Tagen in Peru waren. Es kam mir bereits jetzt schon vor wie eine Ewigkeit. Die Wochen vor unserer Abreise waren wie im Flug vergangen. Aber Gewohnheit komprimiert bekanntlich die Zeit, während das Fremde sie in die Länge zieht. Momentan befanden wir uns auf dem Weg nach Kiteni – einem kleinen Ort am Ufer des Río Urubamba. Er sollte der Ausgangspunkt für unser Flussabenteuer werden.

Durch die Frontscheibe drückten sich die Sonnenstrahlen wie heiße Finger in unsere Gesichter. Ich blickte zu Anke, die sich neben mir auf dem ausgefransten Sitz an die Beifahrertür presste. Hoffentlich ging alles gut. Über tausend Flusskilometer lagen vor uns. Eigentlich nicht DIE Entfernung. Das Schwierigste an der Tour würde wahrscheinlich der Umgang mit dem Ungewissen werden.

Allerdings hatte sich die Ungewissheit erst seit vier Tagen einigermaßen verflüchtigt. Die vor Monaten bestellten, detaillierten Landkarten, die uns bereits in Deutschland Aufschluss über Stromschnellen und andere geografische Hindernisse geben sollten, kamen leider nie an. Wir hielten sie erst im Militärisch-Geografischen Institut in Lima in unseren Händen. Bis dahin stand die Durchführbarkeit unserer Reise noch völlig offen. Erst vor Ort stellte sich heraus, dass unsere Entscheidung, auf gut Glück mit all unserer Ausrüstung nach Peru zu fliegen, die Richtige war. Glaubten wir den Karten, waren die Flüsse problemlos befahrbar. Nur was ich sah, als ich aus dem Fenster blickte, ließ wieder Zweifel in mir aufkommen.

„Mensch, man müsste den ganzen Urubamba nur mal aus Quatsch runterdüsen. Ohne Gepäck und so“, riss mich Anke aus meinen Gedanken und zeigte auf die weißen Wellen des Urubamba, der jetzt ab und an durch die Wand aus grünem Blattwerk zu sehen war. Sie hatte Recht. Die Idee war wirklich nicht schlecht. Nur „Quatsch“ durften wir uns nicht leisten.

Anke:

Die Kopfschmerzen saßen mir immer noch im Nacken. Seit drei Tagen nun schon war ich diese Plagegeister nicht mehr los geworden. Das lag an diesem verflixten Hochgebirge. Aber jetzt ließen sie langsam nach. Endlich hatte ich nicht mehr das Gefühl, dass mein Schädel bei der kleinsten Bewegung explodieren würde. Die fiesen Männchen, die sich in der Nähe meiner grauen

Zellen eingenistet hatten, packten langsam ihre Presslufthämmer zusammen. Nicht, dass sie endlich aufhörten, mich zu quälen, sie suchten sich einfach eine andere Beschäftigung in meinem Kopf. Sie hatten nämlich die kleine Angst entdeckt, die in letzter Zeit immer mal wieder an mir nagte. Und jetzt zogen und zerrten die Männchen so lange daran herum, bis die Angst ganz groß war.
Hämisch hörte ich sie in meinem Inneren kichern.
„Feigling! Schisser! Du wirst versagen, elendig zu Grunde gehen wirst du! Absaufen im Fluss wie eine junge Katze. Und du ganz allein bist Schuld daran, wenn es Torsten auch so geht!“, kreischten sie und wollten und wollten einfach nicht damit aufhören. Kaum hatte ich mich etwas beruhigt, bewegten die Männchen meine Augen unerbittlich zurück auf den Fluss. Zurück auf die brodelnden Wassermassen, die unserem klapperigen Bus seit Stunden nicht von der Seite wichen. Nur noch ein paar Kilometer, dann waren wir an der Stelle, an der wir unser Kanu einsetzen wollten.
Eigentlich war ich immer stolz darauf gewesen, von mir behaupten zu können, weder ängstlich zu sein, noch schnell Panik zu kriegen. Ich hatte mich bisher als rationellen Denker eingestuft, vielleicht ein bisschen mehr auf der verrückten Seite, hin tendierend zum Adrenalin-Junkie. Aber der Anblick, der sich mir hier bot, schmiss mich ziemlich aus der Bahn und ich war mir überhaupt nicht mehr sicher, ob unser Vorhaben wirklich gut gehen könnte.
„Mensch, man müsste den ganzen Urubamba nur mal aus Quatsch runterdüsen. Ohne Gepäck und so“, hörte ich mich zu Torsten sagen. Die Flucht nach vorn war das Einzige, was mir gegen diese miesen kleinen Typen im Schädel schon immer geholfen hatte. Angriff ist die beste Verteidigung! Und überhaupt! Um keinen Preis der Welt würde ich mich jetzt den Nichtsnutzen in meinem Hirn geschlagen geben. Mich macht ihr nicht alle, ihr kleinen Quälgeister! Nicht nach der ganzen Vorbereitung, die hinter uns lag!
Der Fünfzig-Kilometer-Nachtmarsch durch die Kälte zum Beispiel. Niemals würde ich diese Tortur freiwillig wiederholen, aber ich hatte durchgehalten. Oder die Paddeltour auf der Elbe. Vier Tage zu je elf Stunden waren wir wie die Geisteskranken gepaddelt, um es rechtzeitig von der tschechischen Grenze zurück nach Magdeburg zu schaffen. An das ganze Spanisch lernen wollte ich erst gar nicht denken! All die Bücher und Hantelscheiben, die wir bei Eisregen und Sturm auf den Brocken hoch und wieder heruntergeschleppt hatten, nichts als Training. Paddeltraining, Wandertraining, Training zum Lasten schleppen und Training für den Kopf, selbigen auch in unerfreulichen Situationen nicht zu verlieren und knatschig zu werden. Zwischendurch

immer wieder Spanisch. Geschichten lesen, E-Mails schreiben und so oft es ging erzählen was das Zeug hielt.
Wochenlang hatten wir uns in die Satellitennavigation eingefuchst. Unser Hund lief sich die Füße wund, doch wir hörten nicht auf, die steilsten Harzberge hoch und runterzustapfen. Immer dem Kompass nach, immer wieder mit dem GPS gegengecheckt, immer weiter. Ich hatte Torsten bewiesen, dass ich sein Tempo mithalten konnte; beim Wandern, Paddeln, Navigieren, Reparieren, sogar beim Vokabeln lernen. Das war mir unheimlich wichtig. Und selbst als wir im Frühjahrshochwasser das erste Mal mit unserem Boot absoffen und bis zum Kinn im eiskalten Wasser standen, hatten wir gleichzeitig angefangen, aus vollem Halse zu lachen. Bloß bei Einem hatte ich kläglich versagt: unserem Programm „Fett und Fit“. Meine körperliche Verfassung war durchaus in Ordnung, nur eine komfortable Speckreserve für schlechte Zeiten wollte selbst nach Unmengen von Butter, Nutella und Cola einfach nicht anwachsen.
Aber wir funktionierten als Team, das war das Allerwichtigste. Davon hing unsere Tour ab, davon hing der Spaß ab, den wir unterwegs haben konnten und wenn es richtig schlimm kam, das Überleben. Was das betraf, hatte ich ein gutes Gefühl. Wenn nur vorneweg diese Angst nicht wäre …
„Hier willst du aus Quatsch runter? Du hast ja Nerven!“ Torsten hatte Recht. Natürlich. Das Wasser neben uns kochte immer noch. Weiße Schaumkronen formten sich zu einer hämischen Fratze.
„Kommt doch, kommt doch!“, grinste der Urubamba zu uns herauf. Hä hä … hatte ich gerade irgendetwas von Spaß gesagt? Dieser Fluss würde uns umbringen! Und wenn nicht er, dann die Indianer oder die illegalen Holzfäller oder irgendwelche Viecher oder Krankheiten, Verletzungen oder was weiß ich was.
Nein, so etwas durfte ich mir jetzt gar nicht erst vorstellen. Es würde bestimmt alles ganz anders laufen. Überhaupt kommt immer alles anders, als man denkt. Jawohl! Ich wollte jetzt keine Angst haben, und ich wollte auch keine Panik kriegen. Schluss, Aus, Basta! Immerhin hatte ich Cuzco mit seiner elenden Kopfschmerzhöhe überstanden, das war schon mal fantastisch. Seit unser Bus den letzten 5000 Meter hohen Andenpass bewältigt hatte, ging es nämlich nur noch bergab ins Tiefland. Obwohl … Cuzco … auch so ein Thema!
Wildwasser Stufe V war die erste der Hiobsbotschaften, welche die ehemalige Inka-Hauptstadt für uns bereit hielt. Stufe VI wäre dann übrigens unbefahrbar. Die zweite bekamen wir gleich danach von einem netten Österreicher, der für einen peruanischen Nationalpark arbeitete:
„Die dort unten lebenden Indianer mögen keine Eindringlinge. Wenn ihr Spuren von ihnen bemerkt, dann verschwindet lieber. Und von den illegalen

Holzfällercamps in der Region sind in letzter Zeit öfter Vergewaltigungen bekannt geworden. Braucht ihr noch weitere Informationen?“ Danke, mir persönlich reichte es. Ich war reif für einen Drink. Die nächste Kneipe war meine und bevor das große Glas – randvoll mit Wodka – noch den Tisch berührte, hatte ich es schon geschnappt und seinen brennenden Inhalt die Kehle heruntergestürzt. Grinsend gedachte ich der Kellner, die mich mit Telleraugen anstarrten. Sie werden es nie erfahren, dass das Zeug nicht lange drin blieb!
Ich musste mich ablenken. Gut eine halbe Stunde sollten wir noch unterwegs sein. Wenn ich die ganze Zeit weiter auf den Fluss stierte und daran dachte, was alles passieren könnte, würde mir dieses Ungetüm alle klaren Gedanken aus dem Hirn gespült haben. Nix da. Nicht mit mir! Vielleicht konnte ich ja etwas in mein Tagebuch schreiben. Etwas ruckelig zwar auf der Schotterpiste, aber normalerweise half das. Ich wühlte im Rucksack zwischen meinen Füßen und erwischte mein Heiligtum. Die zweite Seite flippte auf und ich beging leider den Fehler, den Buchstaben zu folgen.

Samstag, 08. 05. 2004, ca. 7.00 Uhr, Cuzco

Oh Gott, kann mir mal jemand ’ne Backpfeife geben, damit ich aus diesem komischen Film wieder raus finde? Mann, muss ich einen an der Klatsche haben! Hoffentlich kommen wir da mit heilen Knochen durch! So fifty-fifty stehen die Chancen, schätze ich mal.
Überlege schon ernsthaft, mir einen Gott auszusuchen, weil diese Institution jetzt bestimmt ganz nützlich sein könnte. Ist schwierig, weil Buddha, den ich eigentlich ziemlich sympathisch finde, doch auf der anderen Seite der Welt wohnt und ich weiß nicht genau, ob seine Kompetenzen auch bis hierher reichen. Oder ich nehme vielleicht einen von den ortsansässigen Waldgeistern, die sind auf alle Fälle zuständig, allerdings kenn ich die nicht. Hach, es ist irgendwie alles nicht so einfach …

Torsten presste seine Nase an der Fensterscheibe platt. Hatte sich der Urubamba nicht schon ein bisschen beruhigt? Das musste doch machbar sein! Wir würden hier nicht umdrehen, ohne es wenigstens versucht zu haben. Das konnte ich Torsten nicht antun, der das alles eh nicht so eng zu sehen schien**.** Und mir selber eigentlich auch nicht. Immerhin hatte ich mich seit Monaten auf diese Tour gefreut.
„Die paar Wellen, die walzen wir mit unserem dicken Äppelkahn einfach platt“, sagte ich. Ach wie gerne wäre ich doch davon überzeugt gewesen! Mensch, war mir schlecht. Könnte ich vielleicht doch lieber meine Kopfschmerzen wieder haben?

Keine Waffen in Kiteni

Torsten:

Unser Bus rumpelte auf den winzigen Marktplatz in Kiteni und spuckte dort die meisten Passagiere aus. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt war die Ortschaft die letzte per Bus oder LKW zu erreichende Ansiedlung entlang der unbefestigten Straße. Wer von hier aus weiter wollte, war auf den Wasserweg angewiesen.

Neugierige Blicke folgten uns, als wir wie Lastesel beladen die kleine, verstaubte Hauptstraße entlang wankten, um uns eine geeignete Unterkunft zu suchen. Das Umständlichste an einer Kanutour in entlegene Gebiete ist wirklich immer, das Kanu und alles, was man sonst noch so brauchte, erst mal an den gewünschten Fluss zu bekommen. Ich hatte keine Ahnung mehr, wie oft wir in der letzten Woche unsere Rucksäcke und vor allem das schwere Bootspaket in alle Arten von Verkehrsmittel gezerrt und hineingestopft hatten.

„Wird Zeit, dass es losgeht", dachte ich und schleifte Minuten später das verpackte Kanu auf das heiße Betondach unserer neuen Bleibe. Anke hatte indes unsere Rucksäcke in das winzige Zimmer gepfercht und den Ventilator angeschmissen. Der Beginn unserer Flussexpedition stand nun zwar unmittelbar bevor, aber trotz allem gab es noch eine Menge zu erledigen. Manchmal wünschte ich mir einen Zauberstab, der uns mit einem schnöden „PING!" ins abfahrbereite Kanu beförderte, so dass wir nur abzulegen brauchten. Aber soweit ich wusste, gab es Derartiges noch nicht. Die folgenden Tage müssten wir uns also selbst um ausreichend Proviant kümmern, die Ausrüstung checken und alles so gekonnt packen, dass wir es auch wiederfinden würden. Was das Packen anging, verließ ich mich hundertprozentig auf meine Freundin. Die hatte dafür irgendein Gen. Wenn ich einen Teil unseres Gepäcks in den riesigen Seesack quetschte und das Ding danach noch zubekam, war für mich die Sache erledigt. Für den Rest nahm ich halt den nächsten Sack. Anke hingegen konnte ein ganzes Eingeborenendorf in einem einzigen Rucksack verschwinden lassen – und hatte dann immer noch Platz für diversen Kleinkram.

Mann, war das heiß. Die Nachmittagshitze verbannte alles Leben in den Schatten und buk die Farbe aus den Bäumen. Mein Blick schweifte vom Dach aus Richtung Marktplatz, auf dem die Leute stoisch unter Verkaufsständen saßen und auf Kundschaft warteten. Hinter ihnen erhoben sich die smaragdgrünen Berge der Andenausläufer. Rechter Hand entdeckte ich eine Hängebrücke, die über den Urubamba gespannt war. Ich dachte, es sei eine gute Idee, wenn wir uns zu aller erst von dort aus den Fluss anschauten. Einkaufen konnten wir am nächsten Tag immer noch.

Eine halbe Stunde später standen wir beide auf der schwankenden Brücke und stierten mit großen Augen auf den Fluss.
„Ich glaube, der hat es noch ganz schön in sich.“ Ich kratzte mich am Kinn und drehte mich zu Anke, die mit dem Fotoapparat in der Hand neben mir stand.
„Na aber hallo!“, meinte sie und zielte mit der Kamera auf ein vielleicht zwanzig Meter langes Holzboot, dass sich in diesem Augenblick donnernd durch die Wellen des Urubamba schnitt. „Es ist Anfang Mai und die Regenzeit kaum vorbei. Da kommt noch ’ne Menge Wasser runter. Die Typen dort im Boot haben sicher nicht umsonst Rettungswesten an.“ Unsere skeptischen Blicke trafen sich. Wir grüßten die Bootsleute, die lässig zurückwinkten, und schlenderten zurück ins Dorf, um den vermeintlichen Hafen zu inspizieren. Von der Brücke aus hatten wir die kleine Bootsanlegestelle Kitenis entdeckt, die inmitten der Berge ringsherum irgendwie verloren wirkte.
Als wir dort ankamen, stoben mehrere Schweine auseinander, die eben noch ihre Rüssel in den Schlamm gehalten hatten. Einsam lag eines dieser typischen Langboote am Ufer. Ansonsten gab es hier nichts. Die Stelle war der perfekte Ablegeplatz für uns. Unsere Unterkunft befand sich fast um die Ecke und wir hätten hier die nötige Ruhe zum Bootsaufbau.
„*Que tal?* Wie geht’s?“ Ein Typ tauchte hinter dem Langboot auf und kam auf uns zu.
„Fantastisch, *Señor*.“ Wir schüttelten uns die Hände. Der Mann war Bootsführer. Seine Stirn sah aus, als wäre sie vor langer Zeit einmal mit einer Machete geliftet worden; eine große Narbe versteckte sich unter seinen schwarzen Haaren.
„Ihr wollt nicht zufällig runter zum *Pongo*?“, fragte er und steckte sich eine Zigarette an. Der *Pongo de Manique* ist eine knapp zwei Kilometer lange Flussverengung, eingerahmt von steilen Felswänden, durch die sich gewaltige Wassermassen drängen. In der Regenzeit stellte er aufgrund seiner unpassierbaren Stromschnellen eine natürliche Barriere zwischen dem oberen und unteren Urubamba dar. Eine Straße entlang dieser „Regionsgrenze“ war im Bau und dieser nahm vermutlich noch einige Zeit in Anspruch, so dass bis dato nur der Fluss als Transportweg zur Verfügung stand.
„Doch schon“, antworteten wir. „Wir wollen durch ... und noch weiter flussab.“
Bei dieser Auskunft glänzten die Augen des Kapitäns wie Kastanien.
„Prima! Ich könnte euch mit dem Boot bis Ivochote bringen“, bot er uns an. „Das ist ein kleines Dorf kurz vor dem *Pongo*. Ich mache euch einen guten Preis!“

„Äh, nein danke“, entgegnete ich ihm. „Bis Ivochote fahren wir selber. Wir haben ein Kanu dabei und wollen übermorgen eigentlich los.“
„Ein Kanu habt ihr?“ Der Bootsführer schaute uns skeptisch in die Gesichter, um nachzuprüfen, ob sich dort der Schalk versteckt hielt.
Wir erklärten ihm unser Faltboot, von dem er nicht so richtig überzeugt zu sein schien.
„Das Problem wird jedoch der *Pongo* sein“, meinte ich. „Mit unserem Kahn wollen wir es nicht darauf ankommen lassen.“ Noch ehe ich fragen konnte, ob er nicht auch jemanden in Ivochote kennt, griff der Bootsmann das Stichwort auf.
„*Claro*, ich habe dort einen Kollegen. Der bringt euch mit seinem Kahn da durch. Er hat sogar ein Haus direkt am Hafen, in dem ihr übernachten könnt!“, sprudelte es aus ihm heraus. Na, wenn das keine guten Nachrichten waren! Fehlte jetzt eigentlich nur noch die Information, dass der Río Urubamba momentan ziemlich leicht zu befahren sei.
„Kein Problem“, meinte der Langbootkapitän. „Der Urubamba ist momentan ziemlich gut zu passieren. Da kommt ihr durch. Nur an einer Stelle müsst ihr verdammt aufpassen.“ Er schnippte die Kippe ins Wasser, während wir die Ohren spitzten. „Kurz vor Ivochote sind auf der rechten Seite sehr starke Stromschnellen. Wenn ihr euch links haltet, kann nichts passieren. Ihr fahrt dann quasi daran vorbei.“ Mit dem Fuß zeichnete er uns den ungefähren Verlauf der Schnelle in den Schlamm. „Kurz darauf seid ihr dann auch schon an der Anlegestelle.“ Eine Zigarette später musste der Kapitän weiter.
„*Nos vemos*. Wir sehen uns.“ Beflügelt haute ich ihm beim Abschied auf die Schulter und ließ mir noch den Namen seines Kollegen in Ivochote aufschreiben. Als der Mann außer Sicht war, spürten wir beide endlich das „Vorstart-Rumpeln“ im Bauch – oder war es nur der Hunger?

*

Am Abend zog ich noch mal los. Es schien ratsam, uns ’ne Waffe zu besorgen. In Cuzco hatten wir uns mit dem Österreicher Rainer Hostnig unterhalten. Er war der Leiter eines EU-Projektes, welches in Anlehnung an den Manu-Nationalpark *PRO MANU* genannt wurde. Der Nationalpark – mit einer Fläche halb so groß wie die Schweiz – gilt als das artenreichste Regenwald-Reservat der Erde und ist 1987 zum „Erbe der Menschheit“ erklärt und unter Schutz gestellt worden.
Die Aufgabe des EU-Projektes war, einerseits das Nationalpark-Management mit Infrastrukturmaßnahmen, Ausbildung der Parkwächter, Ausarbeitung und Verbreitung von Parkmanagementplänen zu stärken und andererseits im Umfeld des Nationalparks Manu die Produktivität der Landwirtschaft zu erhöhen. Dadurch sollte sich langfristig das Einkommen der Siedler und

Bauern verbessern. Im Büro der *PRO MANU* hatten wir uns Satellitenkarten angeschaut und von Rainer Hostnig Hinweise über marodierende Holzfäller und Indianer mit kurz angebundenem Temperament erhalten. In genau der Region, in die unsere Reise gehen sollte! Ohne irgendwelche Waffen zu unserem Schutz in den Urwald zu fahren, wäre in Anbetracht dieser Situation also ziemlich dämlich. Tja, bloß wo kriegte man die passende Flinte her? Soweit ich wusste, war der Besitz einer Schusswaffe für Ausländer illegal, aber das war mir ehrlich gesagt, völlig Wurst. Ich bin nicht unbedingt ein Waffenfreak, sondern nur realistisch. Weiß man denn, wer oder was uns so über den Weg läuft?

Also beschloss ich, mich im Dorf nach einem passenden Schießprügel umzuhören. Ein Revolver zum Eindruck schinden wäre schon nicht schlecht gewesen. Ich wollte die wenigen Kneipen abklappern. Vielleicht würde ich ja jemanden begegnen, der mir sagen könnte, wie ich am besten an solch ein Ding herankäme.

„Geh mal ruhig alleine los", meinte Anke. „So hast du sicher mehr Erfolg. Ich haue mich hin."

Ich schlenderte die staubige Hauptstraße entlang, an der Grills vor sich hinquiemten und gebratener Fisch angeboten wurde. Kinder bolzten Fußball, aus manchen Hauseingängen schallte Musik, aus anderen wiederum die dramatischen Dialogfetzen der Seifenopernstars. Die Luft war lau und die Zeit reif für ein Bier. Und so saß ich dann wie bestellt und nicht abgeholt in Kneipe Numero Uno. Der Fernseher jammerte über meinem Kopf, ein Kassettenrecorder spielte unbeachtet eine Melodie. Wer anfällig für akustische Schocks war, hatte hier eindeutig nichts zu suchen.

„*Cena no hay mas, Señor* ", sagte eine ältere Frau bedauernd zu mir und wischte sich ihre Hände an der Schürze ab. Abendbrot, in der Regel bestehend aus einer Vorsuppe und einem Hauptgericht, gab es nicht mehr.

„Das macht nichts." Wir hatten vorhin bereits ein großes Stück zähes Rind genossen. Ich bestellte ein Bier. Neonlicht beleuchtete die leeren Tische. Hier war tote Hose.

Mit den Händen in den Taschen bummelte ich später weiter zur Kneipe Nummer Zwei. Die befand sich direkt an dem klitzekleinen Flusshafen. Hier drin war es schummerig. Ich suchte mir einen Tisch aus, der sich so weit weg wie möglich von dem Riesenfernseher befand, der in einer Ecke den leeren Schankraum beschallte. Eine große Kakerlake leistete mir beim Biertrinken Gesellschaft. Ich trat sie tot.

Zwei einsame Bier später schlurfte ich nochmals durch den Ort. Das war doch nicht möglich. Irgendwo musste es hier doch eine Kneipe geben, in der auch Leute saßen. Gab es aber nicht.

*

Am nächsten Morgen verteilte der Ventilator gleichmäßig die muffige Luft in unserem kleinen Zimmer. Vor der dünnen Türimitation herrschte bereits reger Betrieb. Sich direkt vor dem Gemeinschaftsklo einzuquartieren, hat nicht nur positive Seiten. Ich stülpte mir das Kissen über die Ohren und versuchte, wieder einzuschlafen.
„Lass uns doch einfach zur Polizei gehen!“ Meine Freundin stieß mir ihren Ellenbogen in die Rippen und sah mich erwartungsvoll an.
„Polizei?“, echote ich verwirrt. Ebenso gut hätte sie „Druckertreiber“, „Sputniks“, oder „Saxofon“ sagen können. Was denn für ’ne Polizei? Und warum?
„Okay, wir brauchen ’ne Knarre. Du hast mir erzählt, dass sie dich in Bolivien immer ziemlich blöde angeschaut haben, wenn du erwähnt hast, dass du ohne Schießzeugs reist. Stimmt doch, oder?“
Ich probierte, wach zu werden.
„Äh ..., klar.“
Soldaten und Polizisten hatten mich damals in Bolivien schon ziemlich mitleidig betrachtet, wenn ich zu erklären versuchte, dass ich ohne geeignete Waffe einen Urwaldfluss runterzufahren versuchte. Ein *gringo* eben. Ein Idiot.
„Was willst du denn jetzt mit deiner Polizei?“, fragte ich unbedarft und schielte unschuldig den Ventilator im Zimmer an.
„Wir gehen halt zur Polizei und fragen, ob es okay ist, sich in unserer Situation einen Revolver zu organisieren! Falls ja, dann könnten wir gleich fragen, wo man solch ein Ding herbekommt.“
Ich war jetzt wach, saß aufrecht im Bett, als hätte mir jemand heißen Kaffee in den Schritt gekippt.
„Äh ...?“
„Was soll der ganze Zirkus?“ Anke signalisierte mir mit ihrer ganz eigenen Art, dass es an der Zeit sei, aufzustehen und verdammt noch mal runter zu den Polizisten zu spazieren. Wir gingen also auf die Straße. Knapp einhundert Meter von uns entfernt existierte eine gemütliche Polizeistation.
„Hast du ’ne Ahnung, was du genau sagen willst?“, fragte mich Anke und drückte meine Hand.
„Nee.“
Ein junger Polizist empfing uns freundlich und machte Fingerübungen mit einem Kugelschreiber.
„Was wollen Sie denn?“
Na ja, das war wirklich ’ne gute Frage. Ich erzählte ihm gestenreich, dass wir irgendwie versuchen wollten, den Río Urubamba mit einem kleinen Faltkanu hinunterzufahren. Das Kanu liegt übrigens in unserem Hotelzimmer. Außerdem hatten wir vor, den Río Sepahua hinaufzupaddeln und dann als

Krönung den Río Piedras hinabzutreiben. Wir bräuchten dazu halt ’ne Knarre. Kein Problem, oder? Der freundliche junge Beamte zog die Augenbrauen hoch, schmunzelte irritiert und meinte, dass wir uns mit diesem Problem einfach an den Kollegen zu wenden hätten.
An den Kollegen? Der saß einen Tisch rechts neben uns.
„Was ist denn los?“, wurden wir gefragt, als wir respektvoll vor seinem Schreibtisch Platz nahmen. Ich wiederholte mich.
„Sie sind im Besitz einer Waffe?“ Der Polizeichef starrte mich sehr interessiert an.
“Hä ...? Nee ..., eigentlich nicht. Brauch’ ich denn hier eine?“
„Was?“
Ich erklärte ihm unser Vorhaben lieber noch einmal in aller Ausführlichkeit. Mein Gegenüber lächelte jetzt, stand auf und studierte die riesige Landkarte, welche hinter ihm an der Wand hing. Wir zeigten ihm unsere geplante Reiseroute. Der Polizeibeamte setzte sich wieder und kramte ein Blatt Papier hervor.
„Ich kann Sie schon verstehen, *Señores*. Ausländer dürfen jedoch keine Schusswaffen besitzen“, sagte er dann, lehnte sich zurück und blinzelte dabei wie eine Eidechse auf ihrem Lieblingsstein. „Aber wir nehmen sicherheitshalber mal Ihre Passdaten auf …“
Danach wurden wir sehr höflich verabschiedet. Und waren immer noch nicht schlauer, als vor einer Stunde. Mist!

Die Taufe

Torsten:

Die Sonne lauerte bereits auf uns, als wir peu á peu unser Gepäck zum Flussufer schleppten. Es schien ein heißer zu Tag werden. Anke wirkte so aufgeregt, als würde sie jeden Moment in den Weltraum geschossen. Und mir ging es ähnlich.

Trotzdem glich der Bootsaufbau einer Zeitlupenaufnahme. Die Minuten bis zu unserer Abfahrt zogen sich scheinbar bis zum Horizont. Bedächtig breiteten wir die dünne Gummibootshaut auf dem spärlichen Rasen aus und bauten konzentriert Stück für Stück des Aluminiumgerippes hinein. Danach prüften wir alles noch einmal auf den korrekten Sitz und setzten endlich das fünf Meter lange Boot in den Fluss. Jetzt fehlte nur noch unser Gepäck, und es konnte losgehen.

Das Gewicht der gewaltigen Seesäcke mit unserer Ausrüstung drückte das Boot tief ins Wasser. Zwei von ihnen waren gefüllt mit all unseren Lebensmitteln, die wir in den nächsten acht Wochen aufbrauchen konnten. Nicht dass es gerade viel war. Um den nötigsten Nahrungsbedarf abzudecken, hatten wir uns mit fünfzehn Kilogramm Reis, zwölf Kilo Nudeln, vier Kilo Zucker und zwei Kilo Kaffee versorgt. Dazu waren noch einige Leckerli wie Bonbons und Tütensuppen gekommen, aber alles andere hielt sich entweder nicht lange genug oder war schlicht und ergreifend zu schwer. Was wir zusätzlich essen wollten, mussten wir entweder angeln oder unterwegs eintauschen. Immerhin stand uns eine schwierige Strecke über Land bevor, bei der jedes Kilogramm zählte. Wenn irgendetwas von alldem im Fluss versank oder durch Nässe unbrauchbar wurde, bedeutete es das Ende unserer Tour.

„Was hältst du von einem letzten Kaffee in der Hafenkneipe?“, fragte ich Anke und zeigte auf das Holzhaus hinter uns, aus dem neugierig zwei jüngere Frauen blickten.

„Von mir aus“, antwortete sie. „Das ist keine schlechte Idee.“

Während wir in der Kneipe saßen und uns an den Kaffeetassen festhielten, schaukelte unser vollgepacktes Kanu ungeduldig am Ufer. Am Bug leuchtete sein weißer Namenszug *Ally* auffällig in der Morgensonne. Es schien uns zuzurufen: „Beeilt Euch gefälligst! Ich will endlich los!“ Ließen wir uns absichtlich Zeit, um den Aufbruch noch etwas hinaus zu zögern?

„Na los. Auf geht’s!“

Mit verkniffenen Gesichtern lenkten wir das etwas zerbrechlich wirkende Boot in die starke Hauptströmung des Flusses und ließen Kiteni schnell hinter uns. Das Wasser brodelte und erlaubte uns keine Zeit zum Üben. Die ersten Wellen schwappten ins Kanu. Verdammt! Unsere Finger umschlossen die Paddel, als wären sie die Schleudersitzhebel in einem

brennenden Jet. Bremsen! Lenken! Das fing ja wirklich gut an. Schon kurz nach unserem Ablegen mussten wir eine Sandbank ansteuern, um *Ally*, unser treues Boot, auszuschöpfen.

Anke:
Wow, die letzten zehn Minuten gehörten eindeutig in die Top Ten des Furchteinflößendsten, das ich je erlebt hatte. Zusammengesackt hockte ich auf einem Baumstumpf und versuchte mich darin, das unkontrollierte Zittern meiner Hände wieder in den Griff zu bekommen. Nur ein paar Meter entfernt begann Torsten gerade damit, die braune Flussbrühe aus unserem Boot zu schöpfen, bevor er es noch weiter an den Strand und aus den mörderischen Fluten ziehen konnte.
Wie waren wir bloß auf die völlig absurde Idee gekommen, diesen Fluss heil zu überstehen? Meterhohe Wellen lauerten hinterhältig, sobald wir von ihren trügerischen kleinen Geschwistern gnadenlos in die Hauptströmung geschoben worden waren. Der erste Brecher traf mich frontal wie ein riesiger Eimer Wasser. Paddeln! Das Boot in die richtige Richtung bringen. „Rechts! Rechts!“, hatte ich völlig von Sinnen geschrien. Nur nicht auf den Felsen auflaufen! Torsten keuchte hinter mir. Ein harter Stoß am Paddel. Das war der Felsen. Gerade so abgestoßen. Vorbei. Torsten brüllte irgendetwas. Egal. Ich konnte ihm eh nicht helfen. Der Strudel saugte uns in den nächsten Hexenkessel. Wasser im Gesicht und überall im Boot.
Eine unbändige Kraft hob unseren schwer beladenen Kahn wie ein Kinderspielzeug hoch und ließ ihn in zurück ins Wellental krachen. Die Bootsnase furchte sich tief in das brodelnde Wasser. Wieder eine Eimerdusche. Nur nicht ganz voll laufen! Paddeln! Aus allen Richtungen schossen messerspitze Wassertürme auf uns zu und verschwanden in Bruchteilen von Sekunden wieder. Nichts war vorher zu sehen. Gar nichts. Schwapp. Ein Brecher von links. *Ally* lag schief. Bloß nicht ganz umkippen! Bloß nicht absaufen! Dann fanden wir keuchend das Gleichgewicht wieder, bevor die nächsten Wellen nach uns gierten.
Irgendwie schafften wir es, das vollgelaufene Boot an den Strand zu zwingen. Mit schier unmenschlicher Kraft hatten wir an den Paddeln gezerrt, um der Strömung zu entkommen und es schließlich geschafft. Und jetzt saß ich hier auf dem Baumstamm, keuchte und versuchte nicht daran zu denken, dass wir da gleich wieder rein mussten. Wir konnten nicht ewig auf dem Strand hier bleiben, die Zeit zwang uns zurück in die Fluten.
Oh alle Wassergeister zusammen, helft! Ihr habt euren Spaß gehabt, habt gesehen, dass wir vor Angst fast gestorben sind, und habt euch kaputt gelacht über unsere panischen Fratzen. Jetzt helft uns auch, dass wir hier heil wieder ’rauskommen! Bitte!

Okay, vielleicht sollte ich es ja mal mit logischem Denken versuchen. Selbst wenn wir hier kenterten, befanden wir uns immer noch so dicht an Ortschaften, dass wir problemlos dorthin zurückkehren konnten. Keine Lebensgefahr also. Und keine Odyssee durch den Urwald mit Angriffen von Giftschlangen und blutrünstigen Indianern und sich gegenseitig halb verhungert weiter schleppen wie im Film. Noch waren wir einigermaßen sicher. Alles, was im Boot war, könnte ersetzt werden, falls wir denn jemals das Geld dazu wieder aufbringen sollten. Aber es war machbar. Kein Grund, panisch an Umkehr oder ähnlichen Blödsinn zu denken, bis zum nächsten Dorf flussab mussten wir uns allemal durchschlagen.
Dachte es und sprang mit einem Satz, der eines Jaguars würdig war, auf. Riss mir die nasse Hose vom Leib und schlug wie wahnsinnig geworden auf meinem Hintern herum. Torsten klappte der Kiefer herunter.
„Ameisen!“, schrie ich. „Nichts wie weg hier!“

*

Der Urubamba hatte uns wieder in seinen nassen Fängen. Torsten, *Ally* und mich. Wieder schaukelte er uns durch die riesigen Wellen, spuckte seine Wassermassen über zwei klatschnasse Gestalten und ein Boot und schleuderte alles, was nicht für die Ewigkeit verankert war, mit unbändiger Macht auf die Felsen zu. Aber jeder Versuch des Flusses, uns endgültig zu verschlingen, erschütterte uns geringer. Immer besser kamen wir mit den Wellen zurecht. Immer weniger Wasser schwappte in den Bauch unseres treuen Bootes und immer kühner kalkulierten wir die Stärke der Stromschnellen, sobald wir etwas rauschen hörten.
In den Innenkurven bleiben, das war das Wichtigste. Denn hier war die Strömung am Geringsten. Und wenn wir doch in die Hauptströmung gesaugt wurden, keine Panik mehr. Wir kämpften nicht mehr gegen die Wassermassen an, sondern ließen uns von ihnen mitnehmen. *Ally* steckte die dicksten Brecher weg, solange wir es nur in der richtigen Richtung hielten und auf keinen Felsen knallten. Und das war machbar. Erst kamen die weißen, tobenden Wellen und hinterher, wenn alles glatt aussah, die Strudel. Dann waren wir durch, bis es wieder vor uns rauschte und kleine helle Punkte über dem Fluss die nächste Herausforderung ankündigten.
„Kommt doch, ihr blöden Wellen, ihr bekommt uns nicht mehr klein! Da müsst ihr schon andere Geschütze auffahren!“, schnappte ich langsam über und fühlte mich unverwundbar. „Ihr habt uns bis hier nicht gekriegt, jetzt wird das auch nichts mehr! Chance vorbei!“
Ich weiß nicht, ob Torsten das hörte, aber im Nachhinein bin ich dankbar, dass er einen kühleren Kopf behielt, als ich. Denn jetzt lauerten die engen S-Kurven. Kaum hatten wir uns glücklich an einer Innenseite entlang gemogelt,

waren wir auch schon in der fiesesten Strömung, die der Fluss zu bieten hatte. Der Adrenalinspiegel blieb kontinuierlich an den Ohrenspitzen und unsere Muskeln zitterten vor Anstrengung. Keine der Stromschnellen, durch die wir bisher geschossen waren, ließ sich auf unseren Karten finden. Und wenn das keine Stromschnellen waren, wusste ich nicht, was sonst.
Wieder tauchte das dumpfe Dröhnen vor uns auf, das wir inzwischen so gut kannten.
„Los, ans Ufer!“, hörte ich es hinter mir brüllen.
„Quatsch, da kommen wir durch! Wir müssen nur in der Mitte bleiben!“
„Bist du wahnsinnig?“ Torsten wurde dringend. „Ans Ufer!“
Mürrisch fügte ich mich und wir legten an. Gerade noch rechtzeitig, um zwei beeindruckend großen, steinernen Absätzen zu entkommen. Das Wasser spülte so dicht über die gefährliche Oberfläche hinweg, dass ich sie von Weitem kaum gesehen und völlig unterschätzt hatte.
„Okay, das hätte einen ordentlichen Ruck gegeben. Wäre wohl knapp geworden“, gab ich zu.
„Das Ufer ist gut. Also lass uns mal die Stricke nehmen und treideln! Und zwar so weit, bis wir sicher vorbei sind.“
„Aber wenn wir jedes Mal vor einer Stromschnelle anlegen“, versuchte ich es halbherzig, „dann sind wir immer auf ein Flussufer festgelegt. Dann können wir uns nicht mehr umentscheiden für die andere Seite. Da kommen wir nie mehr rüber.“
„Egal, Hauptsache nicht direkt rein. Dann ist nämlich alles zu spät!“ Torsten war unerbittlich. Wurde da gerade jemand übervorsichtig? Na ja, jedenfalls funktionierte es ganz gut, dass wir füreinander mitdachten und nicht in Streit gerieten. Die Mischung war wohl die Sicherste.
Schweigend banden wir zwei lange Stricke an *Allys* Bug und Heck fest, krallten unsere Finger darum und treidelten unser Boot wie ein störrisches Pferd so dicht am Ufer entlang, wie es eben möglich war.
„Alles klar?“
„Yepp. Bei dir auch?“
„Jau, lass uns weiter!“
„Erst krieg’ ich noch ’n Kuss!“ Lachend flog ich in Torstens Arme. Schon wieder hatte er den besseren Einfall gehabt.
Kaum saßen wir im Boot, griff die Strömung nach *Ally* und schleuderte uns in die weißen Wellen einer Außenkurve. In wahnsinniger Geschwindigkeit rauschten wir an einer kleinen Bucht vorbei und auf die Felsen zu, die der Fluss seit Urzeiten versuchte, mit aller Macht wegzuwaschen.
„Links! Links!“, schrie ich mir die Lunge aus dem Leib und paddelte um mein Leben.
Warum drehten wir plötzlich in die andere Richtung?

„LINKS!!!!“
Aber da waren wir schon in die kleine Bucht gespült worden, deren Ausläufer wir gerade noch erwischten, bevor wir an die Felsen geknallt wären. Wie in einem Ententeich drehten wir uns hier im Kreis und konnten nicht fassen, was gerade passierte.
„Na, die Gegenströmung war doch mal nicht von schlechten Eltern!“, kommentierte Torsten. „Los, lass es uns gleich noch mal versuchen. Wir müssen nur weit genug in die Hauptströmung zurück, damit sie uns nicht wieder erwischt. Fertig? Los!“
Nach Luft japsend quälten wir *Ally* in die höchsten aller Wellen, schossen wieder auf die drohenden Felsen zu und schleuderten zurück in unsere Bucht.
„Das gibt es doch gar nicht! Jetzt sitzen wir hier in dem kleinen Teich fest wie in einem echten Naturknast!“
„Na dann treideln wir eben wieder“, stöhnte ich und machte mich auf die Socken, das felsige Ufer auszukundschaften. Einfach würde es nicht werden. Glitschig waren die Steine unter mir, und spitz. Kaum stand ich wackelig auf unserem gefürchteten Felsen, entdeckte ich zu meinen Füßen die nächste Bucht. Wie ein harmloser Tümpel lag sie in trügerischer Ruhe da, während sich ein paar Meter entfernt die Wellen überschlugen. Hier mussten wir also auch noch herum.
„Ist ganz schön weit, rutschig und hoch, aber machbar“, berichtete ich Torsten, als ich wieder neben ihm stand. „Nimmst du den Strick vorne? Dann kannst du die Nase vom Boot immer ganz dicht am Felsen halten. Das ist, glaube ich, das Schwerste und das Wichtigste. Ich bremse hinten mit dem langen Strick. Wenn etwas passiert, kann ich immer noch Leine geben und wir holen uns alles später wieder. Okay?“
Zum zweiten Mal an diesem Tag stolperten wir los mit unserem störrischen Boot an den Zügeln. Der erste dicke Felsen schob sich uns in den Weg.
„Klettere am Besten vor und such’ dir einen sicheren Standort. Ich halte *Ally* inzwischen. Wenn du Bescheid sagst, komme ich hinterher. Aber pass auf, dass der Strick immer straff ist, sonst schaffen wir es nicht!“
Nicken. Ich sah Torsten die Felsnadel erklettern und hielt den Atem an.
„Scheiß glitschig hier!“, brüllte er zu mir herüber.
„Ich weiß“, grinste ich etwas schief in mich hinein. *Ally* ruckte ungeduldig an meinem Arm. Dann mal los.
Die Kraft, die plötzlich an mir riss, ließ mich gegen einen Stein knallen. *Ally* war in der Strömung. Jetzt die Stricke straff halten! Bloß nicht locker lassen und den dicken Bootsbauch noch mehr den Wellen preisgeben. Schon neigte sich der Kahn gefährlich auf eine Seite. Nicht noch weiter, *Ally*! Nicht voll laufen und nicht umkippen!

„Zieh straff!“, brüllte ich durch das Tosen des Flusses. Torsten zerrte, aber das Boot schien sich immer weiter vom Ufer zu entfernen. Immer schräger lag es im Wasser. Zentimeter trennten die Bordwand noch von der Wasserkante. Der nächste Brecher würde es umwerfen.
„Lass los, ich hab’ es! LASS LOOOOOS!!!!!“
Oh Gott, warum hing Torsten denn immer noch an dem Kahn? Lass doch den verdammten Strick los! Doch dann riss ihn der Fluss zu sich hinunter. Mit einem Hechtsprung landete er kopfüber im Wasser. Direkt neben einem Felsen. *Ally* zerrte an meinem Strick. Immerhin lag es jetzt wieder einigermaßen gerade. Das Seil glitt durch meine Finger. Torsten! Wenn ich nicht auch hinabgeschleudert werden wollte, musste ich es gehen lassen. Weg war es. Und mit ihm unser Boot. Torsten!!! Tauch auf, Mann! *Ally* tanzte auf den Wellen. TORSTEN!!! Dann sah ich einen dunklen Kopf neben dem Boot hoch kommen. Er sah okay aus. Puh!
Die Gegenströmung, die uns das alles eingebrockt hatte, schien sich jetzt entschuldigen zu wollen. Mit sicherer Geisterhand packte sie die beiden und schickte sie zurück in unsere kleine Bucht. Erst jetzt bemerkte ich, wie voll *Ally* gelaufen war, und dass es nur noch wenige Zentimeter vom Sinken trennte. Torsten klammerte sich an den Bootsrand und ich war mir plötzlich gar nicht mehr so sicher, wer gerade wen oben hielt. Ich checkte hastig das ruhige Wasser vor mir und schätzte die wenigen Meter ab, die zwischen den Beiden und mir lagen. Mit einem Sprung war ich unten und schwamm was das Zeug hielt, um Torsten und dem Boot an Land zu helfen. Aber Moment mal. Was sollte das denn? Obwohl ich ein guter Schwimmer bin, kam ich nicht einen Meter vorwärts! Das war in Wirklichkeit gar kein langweiliger Ententeich, in dem ich gerade wie eine Wahnsinnige paddelte. Das war ein riesiger Strudel unter der Oberfläche, der uns immer wieder in sich hinein gezogen hatte!

Torsten:
Wasserspuckend kam ich wieder an die Oberfläche, krallte mich an das halb gesunkene Boot. Adrenalin blubberte durch meine Adern wie Fett in einer heißen Pfanne. Verfluchter Mist! So schnell wie möglich versuchte ich mit dem Boot Richtung Strand zu kommen.
„Das war knapp!“ Ich spuckte ins seichte Wasser und schnitt mir erst mal den vermaledeiten Strick vom Handgelenk. So was Blödes aber auch! Da stand ich nun – nass wie ein Affe in der Waschmaschine – und fluchte über meine Dummheit. Ich hatte mir beim Hochsteigen auf die Felsen das Seil um das Handgelenk geschlungen, um besser klettern zu können. Das war ein peinlicher Fehler, denn ehe ich dazu kam, das Ding wieder abzuwickeln, ging ein Ruck durch meinen Körper. Unser Boot zappelte unter mir, als hinge ein

zorniger Riesenfisch an der Angel, und zerrte mich in die Fluten. Mein Oberschenkel schien dick zu werden. Anscheinend war ich auf irgendeinen Felsen geknallt, der sich unter Wasser versteckt hielt. Na ja, es hätte auch schlimmer kommen können. Wir grinsten beide über unseren Unfall.
„Probieren wir es gleich noch mal?“
„Versuch macht kluch“, gab mal irgend jemand zum Besten. Gut, den ersten Versuch, das Boot an den Felsen entlang zu treideln, hatten wir hinter uns. Wahrscheinlich könnte es ohne Gepäck besser gelingen. Wir hoben also kurzentschlossen unsere Ausrüstung aus dem Kanu und hievten sie in mehreren Etappen über die Felsen. Nebenbei begann ganz langsam eine Uhr zu ticken. Tick, tick ... die Zeit, um noch heute Ivochote zu erreichen, wurde langsam knapp. Bis jetzt hatte unser unfreiwilliger Stopp über zwei Stunden in Anspruch genommen und wir besaßen nicht den Hauch einer Ahnung, wie weit wir noch von der Ortschaft entfernt waren. Aber ankommen wollten wir auf alle Fälle noch vor der Dämmerung. Eigentlich hätten wir uns auch jederzeit ein Camp am Ufer bauen können. Doch warum sollten wir gleich an unserem ersten Tag Zeit verplempern?
Ich griff mir wieder die Bugleine, Anke übernahm den Strick am Heck. Wir stiegen die Klippen hoch. Stück für Stück zerrten wir das Kanu an den scharfen Felsen entlang. Und dieses Mal schien es tatsächlich zu funktionieren. Die Strömung biss sich am Boot fest, schaffte es aber nicht, es zum Kentern zu bringen.
„Eins ... Zwei ... Drei!“ Mit einem kräftigen Ruck stießen wir kurz darauf das wieder beladene Boot vom Felsufer ab, um sogleich von der Strömung erfasst zu werden. Der Río Urubamba hatte uns gewaltigen Respekt eingeflößt. Er war wie das Gesicht eines Moskitos unter der Lupe – nichtssagend von Weitem, bösartig aus der Nähe.
Immer wieder schossen wir durch Wellen, die scheinbar aus dem Nichts auftauchten und uns dann ordentlich durchschüttelten. Solange wir ohne anzuecken über die darunter liegenden Steine glitten, machte die Sache sogar richtig Spaß. Aber die Strecke verlangte volle Konzentration. Sobald eine Stromschnelle in Sicht war, rutschte ich von meinem Sitz mit gespreizten Knien auf den Kanuboden, um einen tieferen Schwerpunkt und somit noch mehr Kontrolle über das Kanu zu bekommen.
An welcher Stelle war sie am besten zu durchqueren? Links, rechts oder lieber direkt in der Mitte? Vielleicht sollten wir aber auch besser anlegen und das Kanu am Ufer entlang treideln? Doch meistens waren wir gezwungen, nach dem Motto „Augen zu und durch“ zu handeln. Der Fluss war zu schnell und zu breit, um lange zu überlegen. Wenn wir dann das Boot knapp durch die Stromschnellen gelenkt hatten, verfluchte ich wasserspuckend den Bootsführer aus Kiteni, der fröhlich verkündet hatte, dass der Urubamba

zahm wie ein Lamm war. Ja sicher, für ein zwanzig Meter langes Riesenboot mit PS-gewaltigem Motor. Bis jetzt hatten wir ja noch nicht mal Zeit gehabt, um uns Sorgen über die angeblich richtig gefährlichen Stromschnellen zu machen, die kurz vor Ivochote zu erwarten waren.

Abgezockt

Torsten:
Die Sonne nahm schon alle Farben mit sich, und am Ufer des vermeintlichen Hafens standen einige menschliche Silhouetten und winkten uns zu. Froh, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, hievten wir uns aus dem Boot.
„*Buenas tardes!*“ Einige Männer umringten uns zum gastfreundlichen Händeschütteln. Dann zogen wir unseren Kahn auf das Ufer.
„Ihr sucht nicht jemanden, der euch durch den *Pongo* bringt?“ Ein kleiner, kräftiger Typ schob sich vor. Sein pockennarbiges Gesicht erinnerte an ein Schrotflintenattentat.
„Äh ..., das trifft sich prima, *Señor*. Sie sind nicht zufällig Mario Gonzales?“, fragte ich. Den Namen hatte uns der Bootsmann aus Kiteni aufgeschrieben.
„*Claro!* Aber genau der bin ich!“, strahlte unser Gegenüber. „Woher wisst ihr das?“
Wir erzählten ihm von seinem Kumpel aus Kiteni. Gonzales griente dabei bis an beide Ohren.
„Morgen fahre ich durch den *Pongo*. Wenn ihr mitkommen wollt?“
Anke und ich sahen uns an. Klar, wir wollten so schnell wie möglich weiter. Aber vielleicht sollten wir uns ja auch erst mal umhören, wer sonst noch so durch die Schlucht fährt und uns dann entscheiden. Gonzales schien unser Zögern nicht weiter zu stören. Er zeigte auf ein einstöckiges weißes Haus, welches im letzten Licht des Tages kaum noch zu sehen war.
„Ihr könnt heute Nacht bei mir schlafen. *Bueno*?“
Das Angebot nahmen wir erschöpft an und noch ehe wir uns bedanken konnten, wurden Teile unseres Gepäcks bereits Richtung Wohnhaus geschleppt. Zusammen mit Gonzales hievte ich zum Schluss unser Boot in dessen Garten.
„Hier könnt ihr schlafen.“ Unser Gastgeber führte uns mit einer Kerze in der Hand in einen großen Raum und zeigte auf den betonierten Fußboden. „Braucht ihr noch Decken oder Ähnliches?“
„Nee, danke. Wir haben ja unsere Schlafsäcke mit. Kein Problem“, antwortete ich und sah mich in dem minimalistisch eingerichteten Zimmer um. Außer einem Bett, über dem ein Kruzifix und einige Bilder hingen, war der Raum leer. Eine blaue Plastikplane bildete die Zwischenwand zu einem anderen Zimmer. Gonzales stellte die Kerze auf den Fußboden.
„Kann man hier noch etwas zu Essen bekommen?“, fragte Anke. Auch ich spürte jetzt ein Knurren unter dem nassen T-Shirt.
„Klar. Um die Ecke ist eine kleine Kneipe. Kein Problem“, meinte der Hausherr.

„Sie kommen doch sicher mit. Auf ein Bier oder so“, luden wir ihn sofort ein. „Beim Abendessen können wir dann auch gleich die *Pongo*-Durchfahrt besprechen.“
Gonzales’ Augen leuchteten im Kerzenlicht. „Ja gerne. Ich sage nur schnell meiner Frau Bescheid. Okay?“ Die braune Holztür klappte und wir waren allein.
„Komischer Typ, oder?“, sagte Anke und begann, unseren Seesack nach Schlafutensilien zu durchforsten.
„Na ja, er scheint in Ordnung zu sein.“ Ich stieg aus meinen nassen Klamotten. „Bin ja mal gespannt, was er für die Durchfahrt verlangt. Wird’s ein teurer Spaß? Was meinst du?“
Anke hatte sich derweil ihre Stirnlampe umgeschnallt und war fast in den großen Seesack hineingekrochen.
„Scheiße!“, tönte es dumpf aus seinem Inneren.
„Was?“
„Verdammter Mist! Das Ding ist undicht.“ Anke zerrte einige Sachen heraus. „Der ganze Sack ist nass! Von innen!“
Das gab es doch gar nicht. Der Seesack hatte sonst immer seinen Dienst getan. Bis jetzt. Wir breiteten die feuchten Sachen im Raum aus und kontrollierten die anderen Säcke auf ihre Dichtheit. Die sahen gut aus. Morgen früh müssten wir halt umpacken, doch jetzt wollten wir erst mal so schnell wie möglich etwas in den Bauch bekommen. Gonzales wartete bestimmt schon. Ich zog meine nassen Klamotten wieder an und wir gingen hinaus. Unser Gastgeber stand im Mondlicht vor der Tür.
„Wollt ihr vielleicht auch noch duschen?“, fragte er. Nein, wollten wir nicht. Vom Wasser hatten wir für diesen Tag die Nase voll.
Unter dem überdachten Gaststättenraum drängten sich die Leute wie Bienen im Stock. Wir ergatterten einen kleinen Tisch, wobei uns die anderen Gäste neugierig zu beobachten schienen. Wie in jeder Kneipe lieferten sich auch hier Fernseher und Kassettenrekorder ein Geräuschduell.
„*Cena?*“, schrie Gonzales. Wir nickten und bekamen kurze Zeit darauf einen großen Teller Suppe vorgesetzt. Die tat gut. Eine junge Frau gesellte sich zu uns. Sie war die Gattin von Gonzales und wirkte irgendwie gelangweilt. Ihr Mann hatte für sie mitbestellt, doch statt zu essen, rührte sie lustlos in ihrer Suppe. Beim zweiten Gang – Hühnchen mit Reis – orderte ich Bier. Gonzales winkte jedoch dankend ab; er musste Penicillin schlucken, da er eine entzündete Wunde am Oberschenkel hatte. Unser Gespräch beim Essen schleppte sich dahin, als wären die Bremsen angezogen.
„Also morgen fahren Sie durch den *Pongo*?“, brachte ich etwas Pep in die Unterhaltung und nahm einen kräftigen Schluck Bier.
Das Ehepaar schien sich aufzurichten.

„*Sí!* Morgen früh.“ Gonzales schielte auf mein Bier und dann zu seiner Frau. „Was ist nun? Soll ich euch mitnehmen?“
„Frag nach dem Preis“, versuchte Anke durch den Lärmvorhang zu flüstern.
Ich fragte nach dem Preis, worauf mein Tischnachbar anfing, theatralisch mit den Armen herumzuwedeln.
„Oh, das ist gar nicht teuer. Ich brauche das Geld aber heute Abend noch, damit ich genug Sprit und andere Dinge kaufen kann.“
„Wie teuer?“
„Nur fünfhundert Soles!“, rückte Gonzales mit der Sprache heraus.
„Was?“ Ankes Augen wurden groß wie Wagenräder. Hatten wir eben tatsächlich *fünfhundert* Soles verstanden?
Vorsichtshalber hakte ich noch mal nach. Einhundertdreißig Euro für knapp zwei Kilometer? Das waren fast drei Innlandflüge.
„*Claro*. Ich muss ja auch wieder zurück“, argumentierte Gonzales und zählte uns auf, was er von dem Geld alles kaufen müsse. Seine Frau nickte dabei wie ein Spatz auf der Leitung. Irgendwie hörte sich das alles an, als ob er eine monatelange Expedition plante. Wir wollten doch nur durch den *Pongo* und nicht an das andere Ende des Kontinents.
„Okay. Dreihundert Soles?“ Der Bootskapitän hielt mir seine schwielige Hand hin. Ich blickte zu Anke. Selbst neunzig Euro waren noch eine Menge Geld für uns. Nicht, dass wir den Kapitän um sein reguläres Einkommen bringen wollten, aber mussten wir deshalb gleich *Gringopreise* bezahlen?
„Das ist doch ein Witz. Oder?“ Anke drehte ihr Glas in der Hand.
„Definitiv“, sagte ich. „Andererseits wären wir morgen Mittag durch die schwierigste Passage hindurch und endlich nicht mehr von anderen Leuten abhängig.“ Ich war müde und hatte keine Lust, noch ewig hier herumzulaufen und nach anderen Bootsführern zu suchen. Ich wollte nur weiter. Weg von irgendwelchen Ortschaften, weg von Leuten, die Dollarzeichen in den Augen hatten, sobald sie auch nur in die Nähe eines g*ringos* kamen. Ich war jetzt das sechste Mal in Südamerika unterwegs, und das ständige Herunterhandeln auf den Normalpreis ging mir gewaltig auf den Zeiger. Egal ob im Taxi, auf dem Markt, in den Geschäften ... die g*ringos* haben es ja dicke.
„Schlagen wir ein?“, fragte Anke. Ich nickte.
Gonzales kam in Fahrt. „Zweihundert jetzt gleich und den Rest morgen. *Está bien*?“ Alles klar. Aber ich wollte erst mal in aller Ruhe mein Bier austrinken. Die Frau des Bootsführers ließ sich ihr kaum angerührtes Essen einpacken, stand auf, entschuldigte sich, und verschwand aus dem Lokal wie eine Luftspiegelung. Anscheinend war alles gesagt. Auch ihr Mann gähnte jetzt demonstrativ. Unser Versuch alles über den Fluss in Erfahrung zu bringen schien für ihn so spannend zu sein wie ein Schnupfen in der Regenzeit. Jede zwei Minuten betrachtete er seine Uhr, schaute auf unsere Biergläser und

nickte höflich, wenn ich laut vermutete, dass der Fluss hinter dem *Pongo* doch bestimmt einfach zu befahren sei. Es wurde Zeit aufzubrechen. Zurück in seinem Haus kramten wir zweihundert Soles hervor und machten den Handel auf diese Weise komplett. Mit Argusaugen zählte der Kapitän das Geld nach, wünschte uns eine gute Nacht und flitzte zur Tür hinaus.

*

„Das war ein Scheißdeal", stellte Anke fest. „andere hätten das Geld bestimmt besser gebrauchen können." Sie breitete unsere klammen Schlafsäcke auf dem Betonboden aus und baute ruckzuck ein passables Bett. Da hatte sie vollkommen Recht. Wenig später blies ich die Kerze aus, nahm sie in den Arm und versuchte einzuschlafen.
„Gibt es denn gar keine Möglichkeit, auf eigene Faust durch den *Pongo* zu kommen? Wie schlimm können denn die Stromschnellen noch werden?", begann sie zwei Minuten später schon wieder, scheinbar putzmunter.
„Ich würde dir ja gern was anderes sagen *mi coracón*, aber erinnerst du dich an den Film „Fitzcarraldo", den wir neulich gesehen haben?"
„Der war von Werner Herzog, oder? Als diese Wahnsinnigen einen dicken Flussdampfer über einen Berg geschleppt und dann in den Stromschnellen fast versenkt haben? Ja, daran erinnere ich mich dunkel, warum?"
„Wie soll ich sagen", druckste ich herum. „Wir sind gerade auf demselben Fluss und müssen morgen durch dieselben Schnellen."
„Ups ...", sagte es leise neben mir, dann herrschte für eine Weile betretene Stille, so dass ich mich schon fast sicher genug wähnte, wegdämmern zu können. Doch ich hatte mich getäuscht.
„Ist da nicht eine wahre Geschichte verfilmt worden?", riss es mich aus dem ersehnten Schlummer. „Erzähl mir doch noch was, ich kann sonst nicht einschlafen!"
Schicksalsergeben stöhnte ich, klappte die Augen wieder auf und kramte in meinem Gedächtnis.
„Also. 1979, oder so, hat Werner Herzog seinen Film „Fitzcarraldo" gedreht – benannt nach der historischen Legende Fitzcarrald, einem US-Amerikaner irischer Abstammung. Dieser Ami zog Ende gegen 1900, als Europa und die USA nach Gummi verlangten, in die peruanische Provinz Manu. Er versklavte die nomadisierenden Indianer, keine Ahnung, wie die jetzt genau hießen, und machte sie zu Gummizapfern."
„Schön, aber was hat das jetzt mit dem Schiff und der Schlucht zu tun?, murmelte Anke in ihrem Schlafsack.
„Hm?" Ich zog meine Stirn in Falten und starrte nachdenklich ins Dunkle. „Fitzcarrald wollte das Monopol auf den Kautschukhandel. Blöde war, dass sich die Transportwege schon in „festen Händen" befanden und ihm dadurch

jede Menge Kohle durch die Finger rann. Aber er hatte auf einer ollen Landkarte eine Landenge zwischen den beiden Flusssystemen des Río Madre de Dios und des Río Ucayali entdeckt.“ Ich lauschte auf Ankes Atemzüge und fügte leise hinzu: “Auf dem Letzteren befinden wir uns jetzt gerade.“
„Und?“, nuschelte Anke träge.
„Naja, der ließ dann einfach ´ne Riesenschneise durch den Urwald schlagen, über die er seinen dicken Dampfer zu dem anderen Flusssystem zerrte. Jetzt konnte er damit also ganz bequem seinen Kautschuk hier auf den Río Urubamba schaffen, weiter auf den Ucayali und ... zack ... war der ganze Kram in Iquitos und wurde von dort in die Welt exportiert. Der Typ hat sich daran ´ne mehr als goldene Nase verdient.“ Neben mir war es verdächtig still geworden. „Zu Ungunsten aller direkt Beteiligten ... “, fügte ich etwas ärgerlich hinzu. „Durch den neuen Gummiboom mussten tausende Indianertypen verrecken. Ich glaube aber auch, dass der blöde Fitzcarraldo hier im Urumbambafluss ganz schnöde ertrunken ist.“
Schweigen neben mir. „Schläfst du schon?“, frage ich ganz leise.
„Hmhm ... Niemals!“ Anke verkrümelte sich trotzdem immer tiefer in ihren Schlafsack. „Was ist denn jetzt mit der Schlucht und dem Boot und so ...?“, fragte es gedämpft daraus hervor.
„Aber ich bin doch schon ganz ...“, versuchte ich halbherzig mir auch einfach den Schlafsack über den Kopf ziehen zu können. Doch ein gekonnt in die Länge gezogenes „Biiitte!“ ließen mich gar nicht erst weiter an Schlaf denken und ich begann, die Geschichte über die Entstehung des Filmes aus meinem Gedächtnis zu kramen.
„Werner Herzog, der irre Regisseur, griff diese Geschichte auf und drehte Anfang der achtziger Jahre am Río Camisea seinen wohl berühmtesten Film mit Claudia Cardinale und Klaus Kinski in den Hauptrollen.“
„Kommen wir nicht auch an Camisea vorbei? Das habe ich doch schon mal auf der Karte gesehen!“, murmelte es schon deutlich leiser neben mir.
„Hm ...“, bestätigte ich und fuhr fort. „Jedenfalls hat der Typ dort wirklich ´ne Schneise durch den Dschungel kloppen lassen, um einen Dampfer darüber hinwegzuziehen.“
„Aha ...“, schnarchte es kaum noch hörbar neben mir.
„Das ganze Unternehmen war ein absolutes Chaos. Da sind ein Haufen Unfälle passiert und das Riesenboot in der Schlucht, dem *Pongo* also, beinah abgesoffen.“
„Das ist gut.“ Anke kuschelte den Kopf auf meine Schulter und schien nicht die Absicht zu haben, in nächster Zeit aus meinem Schlafsack zu verschwinden.
„Was?“
„Hmhmhm ...“

„Naja, da müssen wir morgen auch durch und dann an Camisea vorbei. Vielleicht sollten wir mal anhalten, um zu schauen, ob die Riesenschneise von damals noch da ist. Was meinste?“
Stille. Endlich waren Ankes Atemzüge so gleichmäßig geworden, dass ich mir traute, ihren Kopf vorsichtig auf ihre eigene Seite der Matratze zu betten und mich zusammenzurollen. Erleichtert schloss ich die Augen – und stellte fest, dass ich putzmunter war.

*

Der Regen prasselte wie Kleingeld auf das Blechdach. Wie spät mochte es sein? Ich konnte schon lange nicht mehr schlafen. Mein Oberschenkel, mit dem ich gestern auf die vermaledeiten Steine geknallt war, weckte mich bei jeder Drehung. Irgendwann in der Nacht waren die Gonzales’ in das Schlafzimmer gekommen und hatten sich in ihr Bett gelegt. Jetzt schlurften Füße über den Betonboden, die Tür öffnete und schloss sich mit einem sanften Quietschen. Familie Gonzales schien aufgestanden zu sein. Draußen wurde der neue Tag mit kräftigem Hahngeschrei begrüßt. Neben mir schnuffelte Anke unter ihrem Schlafsack vor sich hin und wurde ganz langsam wach. Wir blieben noch so lange liegen, bis das erste Licht durch die Türritzen wabberte. Dann stolperten wir verschlafen nach draußen.
Im Gegensatz zu gestern hatte sich der Himmel heute Morgen eine andere Farbe angezogen. Er spannte sich grau über unseren Köpfen. Der nächtliche Regen war glücklicherweise in ein feines Nieseln übergegangen.
„Guten Morgen, *Señora*“, riefen wir Frau Gonzales zu.
„*Buenas días*“, grunzte sie kurz angebunden und eilte an uns vorbei in die große Küche, in der bereits einige Kinder mit dem Geschirr klapperten.
„Hat die irgendwas gegen uns?“, fragte ich.
„Ist mir egal“, antwortete Anke. „Komm, wir packen erst mal unseren Kram um. Dann frühstücken wir in Ruhe.“
„Okay.“ Das war eine gute Idee. Gonzales wollte gegen acht Uhr los, doch bis jetzt herrschte noch Ruhe an der Bootsanlegestelle. Wenn Anke „wir packen“ sagte, meinte sie in aller Regel, dass *sie* packte und ich ’ne Runde um den Block spazieren sollte. Packen war schließlich ihr Metier. Ich inspizierte also derweilen unser Boot im Vorgarten der Gastgeber. Es schien alles okay zu sein. Die Seitenränder, die gestern bei der Treidelaktion an den scharfen Felsen entlang geschrammt waren, hatten die ersten kleinen Blessuren. Aber damit konnten wir leben. Wenig später saßen wir abfahrbereit auf einem nassen Baumstumpf vor dem Haus und teilten uns Brot und Käse. Dem Kapitän waren wir bisher noch nicht über den Weg gelaufen.

„Komm! Wir gehen in die Kneipe und versuchen, dort 'nen ordentlichen Kaffee zu bekommen", schlug ich vor. Ankes war das recht. Irgendwie saßen wir hier vor dem Haus herum wie ein großes Missverständnis. Frau Gonzales lächelte nur schief, wenn sie ab und zu zwischen ihrer Küche und den anderen Räumen hin und her huschte. Hand in Hand schlenderten wir also in das kleine Ecklokal, in dem uns zur Begrüßung der Fernseher anbrüllte. Beim zweiten Pott süßen Kaffee bemerkten wir die vielen Menschen, die in Richtung der Bootsanlegestelle zu gehen schienen.
„Ich glaube, es geht los", stellte Anke fest. Rasch machten wir uns auf den Rückweg. Tatsächlich! Einer der riesigen Holzkähne ruhte vertaut im Wasser. In ihm schien ein Haufen Menschen auf die Abfahrt zu warten. Unser Kanu war bereits aufgeladen worden. Es lag am Bug des ellenlangen Bootes und wirkte dort mit seiner geringen Größe wie ein schlechter Scherz.
„*Vamos! Vamos!*", brüllte jemand in einem orangenen Regenumhang zu uns herüber. Es war Gonzales, der es offensichtlich ziemlich eilig hatte. Wir gaben Gas, holten unsere Seesäcke aus dem Haus und quetschten sie zwischen das Gepäck der anderen Passagiere, welches sich auf den Bootsplanken stapelte.
„Wollte der nicht alleine los?" Anke hatte sich auf den Boden gekauert und grinste munter die vielen Leute an. Die grienten freundlich zurück und nickten zur Begrüßung mit den Köpfen. Gonzales turnte derweilen geschmeidig auf der dünnen Reling herum und gab seinem jungen Copiloten die letzten Anweisungen. Der stand auf und probierte den Motor anzuschmeißen, welcher nach mehreren Versuchen losröhrte. Am Ufer machte jemand die Leinen los, die der Kapitän auffing und sicher verstaute. Danach kletterte er zum Heck und übernahm an der Lenkstange das Kommando. Ein Ruck ging durch das Langboot. Schnell glitt es in die Hauptströmung des Río Urubamba hinein. Wir staunten und lachten über die hohen Wellen, die krachend gegen die Seitenwände schlugen und uns allen nasse Hosen verschafften. Bereits kurz hinter Ivochote schien sich der Fluss zu verengen und dessen Strömung zu zunehmen. An einer kleinen Siedlung legten wir einen kurzen Stopp ein. Die meisten Passagiere stiegen hier aus, schulterten ihr Gepäck und stapften durch den Schlamm in Richtung der Häuser.
Leider fing es nun stark zu regnen an. Die Tropfen klatschten uns um die Ohren und vermengten sich mit dem Wasser des Urubamba, das jetzt immer öfter ins Boot schwappte. Gonzales thronte entspannt am Heck. Er hatte sich so fest in seinen orangenen Plastikponcho gewickelt, dass er aussah wie durch ein Rohr gepresst. Seine Hände schienen mit der verchromten Lenkstange seines PS-starken Motors verwachsen zu sein. Stoisch manövrierte er das Langboot in die berüchtigte Felsschlucht hinein.

Die Wände des *Pongo* quetschten den Fluss zusammen, und wir hatten den Eindruck, als glitten wir durch kochendes Wasser. Weiße Schaumkronen tanzten auf den Wellen und wurden von Strudeln verschluckt. Kaum vorstellbar, dass hier der Wasserstand vor noch nicht einmal drei Wochen ungefähr sechs Meter höher gewesen sein soll. Das war bestimmt ein gewaltiges Naturschauspiel; in dem jedoch kein Bootsführer freiwillig die Hauptrolle spielen würde. Zu viele hatten schon in jener Flusspassage ihr Leben gelassen. Vor nicht allzu langer Zeit sollen es, allen Warnungen zum Trotz, zwei *gringos* gewagt haben, mit einem Floß durch diese Schlucht zu fahren. Ihre Überreste wurden Kilometer weiter flussabwärts gefunden.
Neben uns ragten die nassen Felsen in den grauen Himmel. Kletterranken und winzige Büsche versuchten sich, an ihnen festzuhalten. Ab und zu stürzten kleinere Bäche über den Rand der Felsschlucht und fielen dutzende Meter hinab in den rauschenden Fluss. Der Anblick war fantastisch. Unser Boot wurde durchgeschüttelt. Der Motor jaulte. Gonzales und sein junger *compadre* kamen auf der Schlussgeraden ins Schwitzen. Haarscharf lotste das Team diesen großen Kahn um die felsigen Hindernisse; was bei der Gewalt des Wasser mit Sicherheit keine leichte Übung war. Alle Achtung!
„Nicht schlecht, was?“ Ich schaute meinen indianischen Fahrgenossen an, welcher mir gegenüber auf dem Bootsdeck kauerte, und hob anerkennend den Daumen.
„Hm“, nickte dieser. Seine schneeweißen Zähne blitzten unter der Regenkapuze hervor. Er schien sich zu freuen, dass es uns anscheinend einen Heidenspaß machte, durch den *Pongo* geschüttelt zu werden. „Aber in ein paar Wochen ist das hier alles keine Kunst mehr. Dann kann das fast jeder.“
„Kaum zu glauben.“ Ich blickte zurück auf den Fluss. In diesem Moment gaben die Felsen den Blick auf einen breiteren Río Urubamba frei. Wir schienen es geschafft zu haben. Gonzales lenkte das Boot kurz darauf auf ein steiniges Ufer zu. Eine mit Palmenwedeln gedeckte Holzhütte stand etwas abseits zwischen den Bäumen. Der Regen hatte nachgelassen. Alle Passagiere stiegen aus. Die Ersten kramten in ihren Hosentaschen nach Geld.
„Hier ist endgültig Feierabend?“, fragte mich Anke und strich sich das nasse Haar aus der Stirn.
„Scheint so“, antwortete ich. Der Adjutant des Kapitäns schleppte schwere Säcke zu der kleinen Hütte. Ein bulliger Mann war dort herausgetreten und schlenzte gemütlich ans Ufer, um Gonzales lautstark zu begrüßen.
„Das ist ’ne blöde Stelle“, meinte meine Freundin. Ihre Augen glitten abschätzend über den Fluss. „Schau mal da hinten. Da sind doch schon wieder die ersten Stromschnellen.“ Mein Blick folgte ihrem Zeigefinger.

Tatsächlich. Weiße Schaumkronen blinkten vielleicht hundert Meter entfernt auf dem dunklen Wasser. „Vielleicht solltest du Gonzales mal fragen, ob er uns nicht ein winziges Stück weiter runterfährt. Muss ja nicht weit sein. Nur, dass wir durch die ersten Schnellen kommen."
Und genau das tat ich, als der Bootsführer den Rest seines Geldes einforderte. Ich hatte mitbekommen, dass wir circa zehnmal so viel wie alle anderen bezahlen würden. Aber abgemacht war abgemacht. Ich drückte ihm die Scheine in die Hand.
„*Capitán*. Wäre es machbar, uns noch ein kleines Stück flussabwärts zu bringen. Nur durch die Schnellen dort hinten durch?" Gonzales hatte in knapp zwei Stunden mal eben das Monatsgehalt eines Bauarbeiters verdient. Der würde sich doch nicht lumpen lassen, uns nur ein wenig weiter zu kutschieren. Aber da lag ich leider falsch. Der kleine, kräftige Mann, der gerade einen riesigen Kahn durch eine gefährliche Flussverengung gelotst hatte, fing an zu jammern wie ein Barfüßiger im heißen Sand.
„*No, no!* Nur *durch* den *Pongo* hatten wir vereinbart. Und wir sind durch. Das war 's." Trotzig zuckte er mit den Schultern. „Weiter fahre ich nicht. Ich muss zurück. Meine Frau wartet ..."
„Mit dem Mittagessen, oder was?", zischte Anke neben mir wütend. „Der will uns doch veralbern. Gestern labert er noch etwas von einer langen Strecke, für die er Proviant und Unmengen an Sprit bräuchte." Ihre Miene bellte Gonzales an, der wild gestikulierend erklärte, dass er nicht daran dächte, weiterzufahren.
„Vergiss es", warf ich ein, um dem Thema die Kehle zu zudrücken. Das war mir hier zu blöde. „Lass uns abhauen." Ich holte unsere Klamotten aus dem Boot.

Leben am Urubamba

Torsten:
Der Strom griff nach dem Boot und brachte uns schnell voran. Wir hatten ein mulmiges Gefühl im Magen. Die ersten Stromschnellen, durch die wir bis jetzt gefahren waren, stellten zu unserer großen Erleichterung kein Problem dar. Trotzdem blieben wir auf der Hut; wer wusste, ob das dicke Ende nicht hinter der nächsten Biegung lauerte? Der vergangene Tag hatte nervöse Spuren hinterlassen. Aber es lief ideal. Wir flogen ohne Anstrengung regelrecht dahin, so dass wir kaum Zeit hatten, uns an der schönen Landschaft zu erfreuen. Die steinigen Ufer des Urubamba waren vom dunkelgrünen Dschungel gesäumt. Der Regen hatte gänzlich aufgegeben. Ab und zu riss die graue Wolkendecke auf, und die Sonne ließ den nassen Wald dampfen. Gegen Nachmittag bekamen wir es wieder mit den Strudeln zu tun. Riesige Dinger, die vor allem neben den Felsrändern direkt hinter einer Biegung auftauchten und scheinbar unser Boot verschlingen wollten. Wir wurden unruhig. Auch die Stromschnellen nahmen wieder andere Ausmaße an. Immer öfter rutschte ich von meinem Sitz und kniete mich hin, um das Kanu so sicherer durch die Wellen zu bringen. Wir waren schon lange wieder nass, und im Boot sammelte sich fleißig das Wasser. Egal! Nur noch eine halbe Stunde, dann war für heute sowieso Feierabend. Gegen sechzehn Uhr wollten wir ein Camp bauen. Somit hätten wir noch geruhsame zwei Stunden bis zur Dämmerung. In Gedanken war ich bereits beim Abendbrot. Vor meinem geistigen Auge sah ich einen riesigen „Wald-und-Wiesen-Eintopf“ auf dem Feuer köcheln. Daneben stand ein dampfender Pott süßen Kaffees. Und als Nachspeise ...
„LINKS!“ Ankes Schrei katapultierte mich aus meinem kulinarischen Tagtraum in die Wirklichkeit. „Los! Nach links!“, brüllte sie apokalyptisch und rammte ihr Paddel in die Fluten.
„Hä?“ Mein Kopf drehte sich linkswärts. Ein felsiges Ufer zog an uns vorbei. Wo war das Problem? Da sah es doch ganz gut aus. Und genau deshalb hätte ich schnellstens versuchen sollen, das Kanu dort hinüberzusteuern, anstatt herumzudösen. Uns hatte ein Sog erfasst. Ein Sog, der uns mit aller Kraft geradewegs auf eine steinerne Uferwand zu zerren schien. Vor der Felswand ragte bedrohlich eine gewaltige Klippe aus dem Wasser! Verdammter Mist! Wenn wir die rammten, war Schluss mit lustig. Doch links an der Klippe vorbei konnte ich das Kanu auf keinen Fall mehr bewegen. Dazu waren wir bereits zu sehr im Sog der starken Strömung. Wir mussten also unbedingt die schmale Lücke zwischen der Klippe und der steilen Uferwand erwischen.

Ich versuchte, dem Boot die nötige Richtung zu geben. Widerwillig gehorchte das Kanu. Wir könnten es gerade so schaffen! Nur nicht anecken! Mir wurde beim Gegenlenken fast das Stechpaddel aus der Hand gerissen. Die Klippe richtete sich drohend vor uns auf. Anke schrie irgendetwas. Haarscharf sausten wir an dem steinernen Hindernis vorbei. Jetzt brüllten wir beide. Unser fragiles Boot schoss über eine meterhohe Felskante. Der Bug senkte sich über einem Wellental und krachte wie eine Rakete in eine Mauer aus Wasser. Ein monströser Ruck ging beim Eintauchen durch das Kanu. Die mächtige Wasserwalze überrollte uns und fegte Anke beinnah vom Sitz. Wir wurden weiter flussabwärts gerissen. Die Strömung zerrte uns durch die Wellen. Direkt in einen Strudel, der unser Gefährt um die eigene Achse drehte und uns glücklicherweise sofort wieder ausspuckte.
„Verdammt!“ Wir mussten so schnell wie möglich an das Ufer. Das Boot war randvoll mit Wasser und ... es schien in der Mitte durchgeknickt zu sein! Eine weitere Stromschnelle und ein fatales Kentern wäre unausweichlich. Wie die Berserker droschen wir die Paddel ins Wasser und bekamen unser Kanu wieder in seine normale Auslage gedreht.
„Rüber ans Ufer! Zu der Sandbank auf zehn Uhr!“, schrie ich so laut ich konnte und versuchte nicht panisch zu klingen. Anke reagierte augenblicklich.
„Los! Los! Los!“ Der Urubamba zog das Boot unablässig stromabwärts. Die rettende Sandbank schien uns zu verhöhnen. Sie lag direkt vor uns, gestattete aber nicht, dass wir einfach anlegten. Dazu war die Strömung zu stark, die uns nicht so einfach aus ihren Klauen ließ. Notgedrungen mussten wir schleunigst die nächste freie Stelle anpeilen. Die befand sich am Ufer gegenüber. Gegenseitig spornten wir uns lauthals an. Nur nicht mit dem Paddeln nachlassen! Ich konnte schon sehen wie Ankes Muskeln fast zu platzen schienen. Auch meine Arme meldeten sich gleich endgültig ab.
Geschafft! Mit erleichtertem Triumphgejohle legten wir endlich auf dem steinigen Strand an.
„Für heute reicht`s mal wieder, was?“ Wir stiegen aus dem Boot, welches mit dem ganzen Wasser in seinem Inneren eher einer fünf Meter langen Badewanne glich.
„Mann oh Mann. Das hat aber auch gescheppert! Wir haben verdammt Glück gehabt.“ Anke stieß hörbar die Luft aus und warf erleichtert ihr Paddel auf das Ufer.
„Die Stangen sind durch“, stellte ich fest und betastete erstaunt die Bootsränder. Unter der Gummihaut waren die Alurohre fühlbar durchgeknickt.

„Sieht so aus. Aber das können wir jetzt eh nicht mehr ändern“, meinte Anke pragmatisch. „Komm. Wir bauen erst mal unser Stoffhaus auf.“ Sie stampfte inspizierend am Strand entlang. „Hier können wir das Zelt prima hinstellen.“
Ich grinste und zerrte die klitschnassen Seesäcke aus dem Kanu. Danach zog ich das Boot weit auf das Ufer. Anke hatte vollkommen recht. Um den Schaden würden wir uns morgen kümmern. Während ich Holz sammelte und ein Feuer entfachte, um Wasser zum Kochen zu bringen, baute sie das Zelt auf. Wir hatten eine klassische Arbeitsteilung. In der Regel war meine Freundin für den Zeltbau mit allem Drumherum verantwortlich. Ich sorgte derweil für genügend Brennholz und war Küchenmeister.
Der Tag versank im Westen, als wir träge am Lagerfeuer lagen und genüsslich Kaffee schlürften. Ich dachte noch einmal an unseren Unfall heute Nachmittag und blickte glücklich zu Anke, deren Gesicht von den flackernden Flammen erhellt war. In Stresssituationen funktionierten wir beide fantastisch.

*

Leise kroch ich aus dem Zelt. Es nieselte. Die Welt um mich herum war seltsam still. Verschlafen kramte ich in unserem „Geschirrsack“ nach dem Spritkocher, um erst mal einen Topf Kaffeewasser aufzusetzen. Während der Kocher zischte, stolperte ich über die feuchten Kieselsteine zu unserem Kanu. Langsam wurde ich wach. Würden wir es heute reparieren können? Im Zelt flimmerte schüchtern das Licht einer Taschenlampe. Schade, hatte ich Anke doch aufgeweckt?

Anke:
Während Torsten um diese Zeit draußen herumturnte, schrieb ich fix ein wenig Tagebuch.

> ***15. 05. 2004, ca. 6.30 Uhr***
> ***cool:*** *der riesige Platz im Zelt, dass es gar kein bisschen eng ist*
> ***uncool:*** *der Sand auf dem Sonnenbrand und die schwarzen Sandfliegen*
> ***cool:*** *Temperatur, die ist gerade richtig*
> ***uncool:*** *dass trotzdem alles nass ist und es nieselt*
> ***cool:*** *das Boot ist vielleicht nicht ganz durchgebrochen*
> ***verdammt uncool:*** *ich habe gerade richtig Schiss vor dem blöden Fluss und überhaupt keine Lust, alles was ich besitze, darin zu versenken und vielleicht selber nicht mal mehr hoch zu kommen*

uncool: *nach dem Urubamba, wenn wir es denn schaffen, müssen wir stromaufwärts paddeln. Falls das denn geht.*
cool: *wenn wir weiter so wenig essen, wird Torsten ganz dünn*
uncool: *ich auch*
cool: *gleich gibt es Kaffee*
uncool: *danach muss ich aufstehen*
noch uncooler: *meine Kapitänsmütze ist kaputt, mein Hintern zerbissen und meine Unterhosen sind noch nass*
cool: *wir haben ganz viele verschiedene Bonbons, die ich heimlich überall versteckt habe. Yippii!!!*

Torsten:
Nach unserem Kaffeefrühstück machten wir uns an die Arbeit. Anke kümmerte sich um die Klamotten. Ich nahm derweil unser Boot auseinander, um den Schaden zu inspizieren. Die Alustangen am Bootsrand hatte es schwer erwischt. Eine wies einen fast rechtwinkligen Knick auf, die andere war gebrochen. Vergnügt pfiff ich vor mich hin. Es gab Schlimmeres. Vor vier Jahren zum Beispiel, da war ich in Bolivien mit einem Faltkajak allein im Amazonasbecken unterwegs. In einer Nacht hatte es einen sehr starken Sturm gegeben, der meine Unterkunft am Strand wegblies. Ich musste mich in meine Plastikplane einrollen und einfach abwarten. Stunden später kroch ich wieder darunter hervor und blickte fassungslos in Richtung meines vermeintlichen Bootes. Da war aber keins mehr! Der Fluss war gewaltig gestiegen und hatte mein Faltboot einfach mit sich genommen. Da war guter Rat teuer, denn ohne Boot verlor meine Reise ja gewaltig an Pep. Also blieb ich fast drei weitere Tage auf diesem Strandabschnitt und versuchte mir ein Floß zu bauen. DAS war ein Problem, aber die gebrochene Aluspante hier ... Kleinkram.
„Das kriegen wir hin! Keine Panik!“ Ich signalisierte Anke mit erhobenen Daumen, dass alles okay war. Dann kramte ich eine alte Zeltstange aus dem Bootssack. Wir hatten das Alurohr als Ersatz mitgenommen. Ein Stück davon sägte ich jetzt ab und fummelte es als eine Art Schiene in die gebrochene Bootsspante. Das passte. Der Tapeverband sorgte für zusätzlichen Halt. Nummer eins war repariert. Die gebogene Spante bekam mit Hilfe des Gummihammers fast wieder ihre ursprüngliche Form zurück. Ich baute das Kanu langsam zusammen und kontrollierte dabei jedes einzelne Teil. Hier und da kam nochmals der Gummihammer zum Einsatz. Das war`s. Nach zwei Stunden Bootsrenovierung war *Ally* wieder abfahrbereit. Anke hatte in der Zwischenzeit akribisch unser Gepäck auf Nässe gecheckt und dabei festgestellt, dass Einiges an Verpflegung unbrauchbar geworden war. Verdammter Mist!

Gegen ein Uhr Mittag kamen wir los. Hoffentlich passierte uns heute nicht ein weiterer Unfall. Wir wurden mehr als vorsichtig. Ein wenig Weißwasser und schon schrillten unsere Alarmglocken. Kleine Schnellen, die wir vor zwei Tagen nicht mal also solche wahrgenommen hätten, verursachten bereits ein mulmiges Gefühl in der Magengegend. Wir trauten dem Fluss nicht ein Stück mehr über den Weg. Aber er schien sich wirklich beruhigt zu haben. Immer öfter trafen wir jetzt auf kleinere Einbäume mit indianischen Fischern und winkten ihnen zu. Im Kontrast dazu schossen einige Schnellboote mit aufgedrehtem Motor an uns vorbei. In ihnen drängten sich Männer, die mit ihren grellgelben T-Shirts, blauen Bauhelmen und orangenen Schwimmwesten wie eine Schar Papageien wirkten. Wenn sie uns wahrnahmen, rissen sie die Augen auf und fuchtelten begeistert mit den Armen herum. Wir fuchtelten dann mit den Paddeln zurück.
Ein Helikopter dröhnte über unseren Köpfen und setzte zur Landung am Ufer an. Dort herrschte ziemlich viel Betrieb. Ein dünner Funkmast, hoch wie ein Wolkenkratzer, stach in den grauen Himmel. Zwei Frachtkähne hatten vor stählernen Brückensegmenten geankert, auf denen wagongroße Gasbehälter gelagert waren. Wir mussten uns bereits kurz vor Camisea befinden. Einem Ort, der dem sogenannten „Camisea Gas Projekt“ seinen Namen gab. Das Projekt war, wie wir gerade selber feststellen konnten, ein Unternehmen gigantischen Ausmaßes.
Hier drehte sich alles um Erdgas. An die tausend Arbeiter hatten begonnen, die Infrastruktur für die Gasextraktion zu errichten: Bohrlöcher, ein Gaswerk, zwei lange Pipelines zur Pazifikküste sowie Helikopter-Landeflächen und Behausungen für die *trabajadores*, die Montagearbeiter. Logischerweise war dieses gewaltige Projekt äußerst umstritten, da es beträchtliche Umweltschäden mit sich brachte. Mit gemischten Gefühlen paddelten wir an der riesigen Baustelle vorbei.
Als wir am Abend unser Camp aufschlugen, war von dem geschäftigen Treiben hinter uns nichts mehr zu hören. Der Fluss gurgelte in seiner Strömung dahin, ein Vogel kollerte laut irgendwo in den Baumwipfeln. Anke hieb mit ihrer Machete mehrere Palmenwedel in Stücke, um daraus eine weiche Unterlage für das Zelt zu fertigen. Während ich Feuerholz heranschleppte, stakte ganz dicht am Ufer ein Indianer stromaufwärts. Sein langer Einbaum war vollgestopft mit Frauen und Kindern, die mit großen dunklen Augen zu uns hinüberschauten.
„*Hola, Señor. Plátanos quiere?*“, wurden mir von einer Frau Kochbananen angeboten. Die nahm ich gern. Ich watete zu dem braunen Holzboot, wo mir ein kleines Mädchen ein Bündel grüner Bananen in die Hand drückte und ich mich dafür mit einigen Münzen revanchierte.

„Wollen Sie noch mehr?“ Die Frau schaute mich fragend an und deutete auf eine weitere *Plátano*-Staude im Bug ihres Einbaums.
„Nein danke, *Señora*. Das ist mehr als genug für uns beide. Aber warten sie kurz ...“ Ich eilte zurück zu Anke, die schnell einige Bonbons für die Kinder aus dem Verpflegungssack kramte. Diese schenkte ich den kleinen Wichten. Freudestrahlend stakte die Großfamilie daraufhin weiter flussaufwärts, und ich beeilte mich, so schnell wie möglich ein Feuer in Gang zu bekommen, um die Bananen darin backen zu können.
Zwischen den Bäumen hatte sich die Dämmerung eingenistet und Myriaden von blutgierigen Sandfliegen ließen endlich von uns ab. Die Haut an Ankes Unterschenkeln war schon nach drei Flusstagen derart zu Hügeln und Tälern geschwollen, dass sie sich anfühlte wie ein Brief in Blindenschrift. Aber mit der Dunkelheit begann die insektenfreie Zeit des Tages; ein Phänomen, über welches ich mehr als erfreut war.
Bei meiner zweimaligen Flussbefahrung des Río Beni, in den Jahren 2000 und 2004 in Bolivien, begann mit dem Einbruch der Dunkelheit der absolute Mückenwahnsinn. Wenn ich damals nicht spätestens halb sieben Uhr abends unter dem Moskitonetz lag, hatte ich ein Problem – die Blutsauger an sich! Pünktlich mit dem Dunkelwerden schien es, als ob man den allgemeinen Urwaldgeräuschen abrupt den Saft abgedreht hätte: Kein Affe keckerte oder brüllte mehr, fröhliches Vogelgepiepse verstummte, die Urwaldhühner ließen ihr typisches Pfeifen sein. Die Nacht schien sich einen Mantel aus Moskitos angezogen zu haben. Für die nächsten Stunden beherrschten die surrenden Plagegeister das Terrain. Aber hier am Urubamba schien es keine Mücken zu geben. Und das war so was von genial, dass ich mich stundenlang darüber wundern und freuen konnte. Keine Mücken – kein nervendes Gesirre und kein Risiko, sich eine Malariainfektion einzufangen. Dafür musste aber Anke anscheinend als Zielscheibe für alles andere Insektenviehzeug herhalten, welches tagsüber herumschwirrte. Wenn ich mir ihre völlig zerstochene Haut so betrachtete, war das doch nicht ganz so wenig.
Wir lagen am Feuer und besprachen unsere zukünftige Reiseroute. In den drei Tagen auf dem Urubamba hatten wir jede Menge Kilometer hinter uns gebracht. Und das, obwohl wir durchschnittlich nur lächerliche vier Stunden pro Tag gepaddelt waren.
„Das wird sich bald ändern“, sagte ich und legte eine weitere Kochbanane in die Glut. „Wer weiß, wie stark die Gegenströmung auf dem Río Sepahua sein wird.“
„Wenn denn überhaupt noch genug Wasser drin ist.“ Anke kratzte die Asche von ihrer Banane und schaute mich nachdenklich an.

Ich verzog das Gesicht. „Wenn nicht, haben wir ein Problem. Denn das würde heißen, dass der Las Piedras ebenfalls nicht mehr schiffbar für uns ist und dann ... Ende im Gelände."
„Was soll's. Bis jetzt brauchen wir uns über Wasser ja wohl nicht zu beklagen. Stell dir vor, wir wären zwei Wochen eher hier gewesen. Dann hätte es öfter gescheppert." Anke wischte sich die Hände an der Hose ab. „Lass uns erst mal auf dem Sepahua sein und dann sehen wir weiter. Wir sind ja gerade erst am Anfang."
Damit hatte sie natürlich Recht. Was nutzte es denn, sich schon jetzt über ungelegte Eier den Kopf zu zerbrechen? Wir hatten keine Ahnung, wie weit wir überhaupt den Sepahua hochkommen würden. Nur einen ungefähren Zeitplan müssten wir dabei einhalten. Circa zehn Tage sollten wir brauchen – bis zu der Stelle, an der wir über Land zum Río de las Piedras gelangen wollten.
„Ich haue mich hin", sagte Anke und stand auf. „Kommst du auch?"
„Gleich. Ich backe noch die letzten Bananen fertig." Mit der Machete stocherte ich in der Glut herum. Unser Thema haftete mir im Kopf wie die Asche auf den heißen Bananen. Wir würden bald gegen die Zeit fahren müssen, denn wenn die Flüsse in den nächsten Wochen zu viel Wasser verlieren würden, kämen wir niemals an unser Ziel – Puerto Maldonado.

Anke:
Mit einem Ruck schnipste ich in die Senkrechte. Jetzt reichte es. Ich hielt es einfach nicht mehr aus. Die ganze Zeit lang hatte ich mich zusammengerissen. Du darfst dich nicht aufregen. Du musst wieder einschlafen, dann merkst du es nicht mehr. Aber jetzt war Schluss damit. Ich musste was tun, bevor ich noch völlig wahnsinnig wurde. Und zwar sofort.
Nur wenige Zentimeter entfernt schlief Torsten den Schlaf der Gerechten und schnorchelte leise und gleichmäßig vor sich hin. Durch die offene Zelttür sah ich die Sterne glitzern und lauschte dem Rauschen des Flusses. War ich nicht gleich viel ruhiger geworden? Vielleicht konnte ich mich ja doch wieder ins Land der Träume retten. Nein, es ging nicht. Eventuell beim nächsten Mal, aber nicht jetzt und nicht hier. Schluss, aus, vorbei!
Mit einem Ruck riss ich den Schlafsack zur Seite und legte meine zerstochenen Beine bloß. Acht rote Streifen hinterließen meine Fingernägel gleichzeitig auf etwas das mir vorkam wie Hunderte von juckenden Stichen. Ahhhh, tat das gut. Kratzen, kratzen, kratzen. Herrlich! Oh, welche Wohltat doch Fingernägel sein konnten! Kratzen, bis sich die oberste Hautschicht heruntergeschält hatte und die ersten Blutstropfen zu laufen begannen. Dann kratzte ich weiter. Was für eine Befreiung!

Langsam beruhigten sich Atmung und Kreislauf wieder und das Adrenalin dampfte durch die Moskitonetze aus unserem Zelt heraus. Ich nahm meine Umgebung wieder wahr und was ich sah und hörte, ließ mir das Blut stocken. Das war ja wohl die Höhe!
Wie ein Käfer auf dem Rücken hatte sich Torsten freigestrampelt, stierte mit leuchtenden Riesenaugen in meine Richtung, kratzte sich an den Beinen und fing an zu kichern wie eine alte Kräuterhexe. „Hi hi hi hi“, prustete er und „Hä hä, hi hi!“ Zwischendurch zeigte er immer wieder auf mich, äffte meine wahnsinnigen Kratztiraden mit unbändiger Begeisterung nach und bekam eine Lachattacke nach der anderen. Je grimmiger ich schaute, je lauter gackerte er, solange bis er kaum noch Luft holen konnte und ich mir ernsthaft Sorgen um seine körperliche und geistige Gesundheit machte.
„Hör endlich auf! Du hast ja keine Ahnung!“, knurrte ich zu ihm herüber. Aber er giggelte wie ein albernes Schulmädchen, bis er mich endlich mit ansteckte. „Ch ch ch“, gab er begeistert das schabende Geräusch meiner Fingernägel auf den Schienbeinen wieder. Dann platzte es auch aus mir heraus und wir lachten beide um die Wette.
Bevor wir wieder versuchten zu schlafen, fegte Torsten zum Fluss hinunter, feuchtete meinen Sarong an und ich wickelte mir das kühle Tuch um die geschundenen Schenkel. Es half wenigstens ein bisschen, aber an ruhigen Schlaf war auch in den nächsten Nächten noch nicht zu denken.
Scheiß Sandfliegen!

Torsten:
Auf einem steilen Ufer standen mehrere Hütten, die mit Palmenwedeln gedeckt waren. Das musste das *Machihuenga*-Dorf Camisea sein. Die Ortschaft befand sich direkt an der Mündung des Río Camisea, welcher nicht nur der Ansiedlung seinen Namen lieh, sondern auch dem bereits erwähnten Camisea-Projekt. Der Río Camisea ist ein Nebenfluss des Urubamba. Hier irgendwo mussten die Dreharbeiten zu Herzogs „Fitzcarraldo“ stattgefunden haben. Wir hielten Ausschau, um die große Schiffsschneise im Dschungel zu entdecken, über die damals Hunderte von Leuten versucht hatten, den schweren Flussdampfer in den Río Urubamba zu transportieren. Aber diese schien schon lange wieder vom Urwald vereinnahmt worden zu sein.
Am Ufer von Camisea wuschen einige Frauen Wäsche. Ob sich die älteren von ihnen noch an die Dreharbeiten erinnern konnten? Vielleicht waren sie ja damals dabei gewesen? Als wir näher kamen und freundlich grüßten, drehten sich die Frauen schüchtern um und beschäftigten sich um so verbissener mit ihrer Wäsche. Offensichtlich wollten sie keinen Besuch. Nur die Kinder rannten begeistert neben uns her, ruderten wie wild mit den Armen und lachten um die Wette. Erst später kamen wir darauf, was diese

eigenartigen Turnübungen bedeuten sollten. Die Kleinen hatten meine Paddelbewegungen nachgeahmt, die wohl äußerst komisch für sie aussahen. Ich hatte nämlich heute Morgen das Stechpaddel in ein Doppelpaddel umgebaut. Um durch die Stromschnellen zu kommen, war ein Stechpaddel natürlich die bessere Wahl. Aber jetzt hatten wir das Gefühl, das schwerste Stück auf dem Urubamba überstanden zu haben, und somit tauchte ich gemütlich das Doppelpaddel in die Fluten, was uns noch ein wenig schneller werden ließ. Die kleinen Wichte am Ufer lachten sich schlapp. Nein, so etwas Eigenartiges hatten sie noch nie gesehen.

Sepahua

Torsten:
Der Himmel riss ab und an mal auf, damit die Sonne durchblitzen konnte. Sporadisch ließen wir die Paddel ins Wasser klatschen und überließen es größtenteils der Strömung, uns voranzubringen. Der Fluss wurde deutlich breiter und von größeren Inseln gespalten. Nach fünf Tagen befanden wir uns nun kurz vor Sepahua.
„*Mierda!* Was ist das denn?“ Der Río Urubamba bleckte die Zähne. Unser Kanu zerschnitt die weißen Wellenkämme, die wie von Geisterhand vor uns aufgetaucht waren, und wurde dabei kräftig durchgeschüttelt. Haarscharf schrammten wir an mehreren Klippen vorbei, welche unter Wasser nur darauf zu lauern schienen, das Boot zum Kentern zu bringen. Sekunden später trieben wir weiter, als wäre nichts gewesen. Fassungslos drehte sich Anke zu mir um.
„Das ist doch alles ein Witz hier! Oder was?“
„Das kannst du laut sagen“, murmelte ich in mich hinein und blickte zurück. Fröhlich gluckste der Fluss vor sich hin und es kam mir vor, als lachte er uns aus.
„*Venga*, Mister! *Venga!* Kommen Sie her!” Wir hatten die Mündung des Río Sepahua erreicht. Ein ulkiger Typ hockte in einem Motorboot und winkte uns heran. Sein Boot war angedockt an mehrere Baumstämme, die zu einem großen Floß vertaut waren. Auf dem Floß standen einige Männer, welche sich jetzt neugierig zu uns umdrehten. Wir fuhren heran.
„*Buenas tardes, Señores.*“ Grüßend hoben wir die Hände. Skeptisch blickte ich den schmächtigen Mann im Motorboot an. Der hielt einen Notizblock und einen Stift in der Hand und tat furchtbar wichtig.
„Woher kommen Sie? Wo wollen Sie hin?“, lallte er. Wie es aussah, hatte er wohl sein Mittagessen mit einem Fläschchen Rum heruntergespült. Erwartungsvoll schielte er uns an und schwenkte euphorisch den Kugelschreiber, wie um seine Fragen damit zu unterstreichen. Ich hielt ihn für irgendeinen Beamten, der die Aufgabe hatte, alle möglichen Schiffe und Boote nach ihrer sogenannten z*arpe* zu fragen. Das ist eine Auslaufgenehmigung für Binnenschiffer, in der Fracht, Anzahl der Passagiere etc. festgehalten wurde. So kannte ich das aus Bolivien, wo ich mir vor meinen Flussreisen mit dem Faltboot entsprechende Papiere bei den örtlichen Behörden organisieren musste. Doch im Moment besaßen wir nichts dergleichen.
„Wir wollen nur mal fix ins Dorf“, erklärte ich dem vermeintlichen Beamten und zeigte dabei mit dem Paddel auf die Holzhäuser, die nur hundert Meter von uns entfernt waren.

„*Sí, claro*“, nuschelte er und versuchte irgendetwas über zwei *gringos* mit einem grünen Kanu in sein Notizheft zu schreiben. Ich grinste die Typen auf dem Floß an, die nur schwer ihre Blicke von Anke wenden konnten.
„Sie müssen sich aber in der *Capitanía*, der Hafenbehörde, melden“, deutete ich daraufhin die Worte des eifrigen Kontrolleurs, der uns jetzt mit Handschlag entließ.
„Alles klar.“ Wir machten, dass wir weiterkamen. Die Einmündung des Río Sepahua, die wir nun passierten, zeigte uns, dass der Fluss gegenüber dem Río Urubamba ein regelrechter Winzling war. Einige Flusskähne standen an den Ufern. Rechter Hand führten in Erde gehauene Stufen zu Holzhütten, deren Dächer mit Palmwedeln gedeckt waren. Auf der linken Seite schien sich das Hauptdorf Sepahua zu befinden. Unsere Blicke fielen auf Bretterbuden, die am oberen Ufer standen. Aus ihnen schallte peruanischer Pop. Einige Mädchen standen auf den Brüstungen und betrachteten uns schaulustig. Wir legten an einem schwimmenden Krämerladen an, der wohl hauptsächlich mit Sprit handelte. Große *gasolina*-Tonnen standen auf den Planken. Von hier aus kam man leichter ans schlammige Ufer.
„Bleibst du solange beim Boot?“, fragte ich Anke, die sich skeptisch umschaute. Ich wollte uns eine Unterkunft organisieren.
„Hm“, antwortete sie. „Beeil dich aber. Ich habe keine Lust hier wie auf einem Präsentierteller zu sitzen.“
„Okay!“ Ich balancierte über einige Bretter an Land. Mein erster Eindruck von Sepahua war ziemlich ernüchternd. Irgendwie erinnerte mich das Dorf an eines der Goldgräberstädtchen in Venezuela; eine Art Boomtown, in der alle möglichen Leute zusammengekommen waren, um so schnell wie möglich reich zu werden. Hier aber ging es wohl weniger um Gold, sondern eher um Edelholz. Ich grüßte Männer in Gummistiefeln, die Kettensägen und Spritkanister zum Hafen buckelten. Meine kurze Runde im Dorf endete an einem schmucken Holzhaus direkt am Fluss. „Hostal Cuzco“ stand in bunten Lettern über dem Eingang. Ich trat ein. „*Buenas tardes, Señora. Como está?*“ Eine kleine, schwarzhaarige Frau blickte erschrocken von ihrer Näharbeit auf.
„*Hola! Buenas tardes. Que quiere?* Was möchten Sie?“ Sie stand auf und wir gaben uns die Hände.
„Haben Sie ein Zimmer? Mit einem Doppelbett?“, fragte ich.
„*Sí*“, zwitscherte sie begeistert. „Wollen Sie es sich ansehen?“
Die Frau führte mich in einen Innenhof, der von Wäscheleinen umrahmt war. Ein zerzauster Papagei schimpfte lautstark vor sich hin, während ein großer weißer Hund stoisch in der Ecke lag. Hier gefiel es mir auf Anhieb. Wir bekamen ein Zimmer im oberen Stockwerk. Dazu konnten wir sogar unser

Boot im Schuppen der Unterkunft lagern. Na fantastisch! Beschwingt eilte ich zurück zu Anke.
„Alles paletti!“, rief ich schon von Weitem. „Unsere Hütte wird dir gefallen!“ Im Eiltempo luden wir unser Gepäck aus dem Boot und schleppten es in den Vorraum des *hostal*. Einige kleine Jungen halfen mir, unser Kanu in den Lagerraum des Hauses zu wuchten und wurden fürstlich mit Bonbons entlohnt.
Eine Stunde später schlenderten wir frisch geduscht und stadtfein gemacht durch das Dorf. Mein erster Eindruck von einer düsteren Boomtown verlor immer mehr an Kontur. Daran war nicht die Sonne schuld, die jetzt langsam hinter den Holzhäusern versank, sondern die allgemeine Atmosphäre des Dorfes.
Vor den Häusern saßen ältere Herrschaften in Schaukelstühlen aus Bewährungsstahl und grüßten freundlich. In manchen Straßen hatte man Volleyballnetze gespannt, über die vorwiegend Frauen die Bälle schlugen. Unsere Blicke blieben an den zweistöckigen Holzhäusern hängen, welche kunstvoll gedrechselte Türen oder Geländern besaßen. Wenn von dort oben jetzt der Gesang Enrico Carusos aus einem Phonographen hallen würde, könnten wir denken, dass wir eben durch eine Zeitschleuse ins junge 19. Jahrhundert gegangen wären. Die unbefestigte Hauptstraße war gleichzeitig Marktstraße und Herz des Dorfes. Dicht an dicht drängten sich die Lädchen und Stände aneinander, in denen wir von Äpfeln bis Zündhölzern wohl alles bekommen konnten. Vor einem dieser Läden blieben wir stehen. Unter der Markise hingen Gummistiefel, Hängematten und Kleidungsstücke. Eine rot-weiße Klapptafel versprach alle möglichen kulinarischen Genüsse.
„Kommen Sie“, bat uns der Ladenbesitzer mit einer Geste hinein. „Wollen Sie etwas essen?“ Freudig bejahten wir und traten ins Halbdunkel des Ladens. Eilig wischte der Hauswirt über einen Tisch. „Es geht gleich los.“
Während wir Platz nahmen, flitzte er auf die Straße und rief lauthals: “*Donde está la luz!* Wo bleibt das Licht?“ Dabei klatschte er in die Hände. *„La luz! La luz!“*
Wir grinsten über seine Vorstellung wie die Flussdelfine – aber nur so lange, bis es tatsächlich hell im Laden wurde und uns eine ohrenbetäubende Stimme aus dem Fernseher in den Nacken sprang. Musik dröhnte auf der Straße. Die gesamte Geräuschkulisse hatte sich schlagartig verändert. Der Generator, der Sepahua erst am Abend mit Strom versorgte, schien jedes elektrische Gerät im Dorf zum Leben erweckt zu haben. Triumphierend kam der Wirt wieder in seinen Laden.
„So. Womit kann ich dienen?“ Als Vorspeise nahmen wir erst mal ein Bier und frittierte Kochbananen, die gesalzen besser als Pommes frites schmeckten. Dann erklärten wir uns nur zu gern bereit „das beste *lomito* weit

und breit“ zu probieren, welches uns der Wirt beschwingt anbot. Und er hatte nicht zu viel versprochen. Begeistert hauten wir uns kurz darauf ein zartes Steak hinter die Kiemen.
„Ich komme ja ursprünglich aus Lima.“ Wir waren die einzigen Gäste. Der Wirt hatte sich zu uns gesetzt und freute sich über unsere Komplimente für sein Essen. „Dort war ich Koch in einem großen Restaurant. Nun habe ich hier mein Geschäft.“ Er blickte sich in seinem Lokal um und zog dabei ein Gesicht, als wäre er lieber auf dem Mond. „Aber keine „richtige“ Kundschaft. *Comprende?* Verstehen Sie?“ Verschwörerisch beugte er sich zu uns. „Die haben hier einfach keine Kultur. Essen jeden Tag das Gleiche. Bauern halt.“ Er winkte verächtlich ab. Das tat uns leid für ihn, denn er schien ein Koch aus Leidenschaft zu sein. Wir bestellten noch ein Bier und lenkten dann das Thema auf den Fluss – den Río Sepahua.
„Haben Sie eine Ahnung, ob er gut befahrbar ist?“
„Ich denke schon“, meinte der Wirt. „Viele Leute fahren hinauf, um Holz zu fällen.“ Anke und ich blickten uns betroffen an. Das war die falsche Antwort.
„Viele?“ Wir wollten nicht einen Fluss hinauffahren, auf dem es vor Holzfällern wimmelte.
Unser Bewirter nickte. „Aber was wollen Sie denn überhaupt auf dem Fluss? Dort im Wald gibt es Kaimane, Jaguare und wilde Indianer. Dort ist es gefährlich.“
Wir erklärten ihm unsere geplante Route, mit der er aber nicht viel anzufangen wusste. Der Wald um ihn herum und alles, was damit zu tun hatte, war für ihn weiter weg als Lima.
Nach einer herzlichen Verabschiedung bummelten wir ziellos durch das Dorf. „*Buenas noches, Señor. Buenas noches, Señora. Hola...“,* grüßten wir im Sekundentakt die Menschen auf der Straße. Das Dorf war voller Leben.
„*Eh, gringos!*“ Ein schmächtiger Typ wankte auf uns zu. Es war der unsympathische „Kontrolletti“, der uns heute Nachmittag etwas von einer Hafenbehörde erzählt hatte. „*Que tal?* Kommt ihr mit auf ein Bier?“, salbaderte er, und ein besoffenes Grinsen spaltete sein Gesicht in zwei Hälften.
„Nee, laß mal. Heute nicht“, meinten wir und versuchten den Augen zu folgen, die in seinem Kopf umherzuckten wie Insekten in der Falle.
„Aber wir können doch auch zu mir gehen? Wir kaufen eine Flasche Rum. Meine Frau wird dann aber gucken, wenn ich mit zwei *gringos* ankomme“, nuschelte der Mann eifrig.
„Das kann ich mir denken“, kicherte Anke. „Der hat sicherlich Angst vor ihrem Nudelholz und traut sich deshalb nicht alleine nach Hause.“
Wir schlugen galant seine Einladung ab, indem wir irgendetwas von einer Verabredung erzählten. Und die hatten wir auch – mit unserem Bett.

*

Der neue Tag begann für uns mit einer Radioansage. An einem Mast vor unserem *hostal* hingen zwei Lautsprecher, aus denen energische Wörter ratterten. Ich dachte ich spinne! Radio Sepahua live! Kurz nach Sonnenaufgang! Aber anscheinend waren wir die Einzigen, die um diese Zeit noch in der Koje lagen. Draußen herrschte rege Betriebsamkeit. Ein hölzernes Langboot tuckerte über den Fluss und brachte eine Schar Kinder in Schuluniformen an Land. Mopedmotoren zersägten mit ihrem Geknatter die angenehm warme Morgenluft. Zwei Jungen schoben einen Wagen vor sich her und schrien abwechselnd: „*Panes! Panes! Queque! Queque!*“, um die Leute auf ihr Brot und ihren Kuchen aufmerksam zu machen. Vor dem Haus gegenüber wurden die Schaukelstühle herausgestellt.
„Frühstück?“, fragte mich Anke. Ich nickte begeistert.
Im Laufe des Vormittags versuchten wir noch einiges an Verpflegung zu organisieren. Ich war nebenbei auf der Suche nach einer Flinte. Um nicht gleich mit der Tür ins Haus zu fallen, fragte ich in einem Laden zuerst einmal diskret nach Munition. Wo es Munition gab, sollte es wohl in der Regel auch die dazugehörigen Waffen geben. Tja, Munition gab es reichlich. Schrotflintenmunition.
„Äh ..., Sie wissen nicht zufällig, wo man ein Gewehr bekommen kann, oder?“ Ich stand an der Ladentheke und schaute unschuldig die Mehlsäcke hinter dem Ladenbesitzer an.
Der zog seine Stirn in Falten. „Bitte?“
„Ein Gewehr. Kann man hier in Sepahua ein Gewehr kaufen?“
„Hm? Vielleicht“, orakelte mein Gegenüber und rechnete unseren gekauften Kram zusammen.
„Und wo?“, hakte ich nach.
Der Verkäufer schaute mich abschätzend an und kratzte sich dabei am Kinn. „In einem Laden. Dort! An der Straße.“ Er zeigte mit seinem Kuli vage Richtung Hauptstraße.
„Aha“, meinte ich und hatte nicht die geringste Ahnung, was er mit „Laden an der Straße meinte“. Dort gab es viele Läden. „Vielen Dank.“ Wir schlenderten gen Marktstraße, fragten dort herum und landeten letztendlich in einem Werkzeugladen. Matt schimmernd hingen Macheten und Äxte in unterschiedlichen Größen an der Wand. In den Regalen stapelten sich Kartons mit Nägeln, Schrauben, Zündkerzen und allerlei anderem Zeug.
„Eine *escopeta*, eine Flinte, wollen Sie?“ Der Mann hinter der Theke blickte skeptisch in unsere Gesichter. „Die gibt es hier nicht. Da müssen Sie zum Pater gehen“, meinte er allen Ernstes.
Langsam hatte ich das Gefühl, veräppelt zu werden. Anke kicherte vor sich hin. „Zum *padre?* So ’n Quatsch.“

Wir gingen wieder heraus in die Sonne. Dann mussten wir morgen halt doch ohne Schusswaffe weiterpaddeln.

*

Am nächsten Morgen waren wir bereit, endlich aufzubrechen. Doch zu unserem Glück mischte wie so oft Kollege Zufall die Karten.

„Ihr wollt wirklich den Sepahua hochfahren?“ Zyprian, der jugendliche Angestellte der Pension „Cuzco“ schaute mich mit großen Augen an. Wir standen beide auf dem Balkon und rauchten eine Zigarette. Vor unserem Zimmer stapelte sich allmählich das Gepäck. Ich nickte. „Noch einen Kaffee im Dorf und dann geht es los.“

„Passt bloß auf die Viecher am Fluss auf“, warnte mich Zyprian und ließ seinen Blick skeptisch über unser Gepäck schweifen. „Habt ihr eigentlich ein Gewehr?“

Ich winkte ab. „Leider nicht. Wir sind gestern den ganzen Tag hier durch Sepahua gegangen und haben die Läden abgeklappert, aber bekommen haben wir nichts.“

Zyprian wirkte plötzlich ziemlich aufgeregt. „Ihr habt keine Flinte?“

„Nein“, wiederholte ich mich.

„Ich kenne da jemanden, der seine verkaufen wollte. Ein *amigo* von mir!“

Plötzlich war ich hellwach. „Wirklich? Wo wohnt der? Wie heißt der? Was will er dafür?“

Zyprian hob beschwichtigend die Hände. *„Tranquilo, tranquilo.* Langsam, langsam. Ich kann ja mal fragen gehen. Ist das okay?“

Das war mehr als okay. Während sich Zyprian auf den Weg zu seinem Kumpel machte, stürmte ich in unser Zimmer.

„Hast du das eben mitbekommen?“, fragte ich Anke. Sie sah mich fragend an.

„Der schüchterne Typ hier aus der Pension kann uns vielleicht eine Flinte organisieren“, sagte ich begeistert.

„Wann? Nächstes Jahr?“, grinste sie und klaute mir damit ein wenig die Euphorie. „Das glaube ich erst, wenn so ein Ding vor mir liegt.“ Sie zog sich ausgehbreit die Badelatschen an die Füße. „Komm! Wir gehen frühstücken.“

Aber eine Stunde später hielt ich ihr tatsächlich einen Schießprügel unter die Nase. Zyprian hatte mir eine Schrotflinte besorgt, die aussah, als wäre sie bei der Eroberung Südamerikas live dabei gewesen. Aber da das Ding noch zu funktionieren schien, wurden wir handelseinig. Ich flitzte also noch einmal los, um uns ein Paket Patronen und ein kleines Kännchen Öl zu kaufen. Damit war unsere Ausrüstung nun endgültig vollständig und wir konnten uns mit ruhigem Gewissen dem Río Sepahua anvertrauen.

Saurer Mais und blaue Bohnen

Torsten:
Frohgemut stießen wir unsere Paddel in das braune Wasser des Río Sepahua und arbeiteten uns stromaufwärts. Vom schlammigen Ufer aus winkten uns Zyprian und seine Chefin verabschiedend hinterher. Die Gegenströmung hatte es wirklich in sich. Nach einer Stunde schienen wir Sepahua immer noch direkt im Nacken zu haben. Wir versuchten, uns so gut es ging an der Innenseite des Flusses zu halten, um schneller und kraftsparender vorwärts zu kommen.
Die meisten Leute glauben, dass ein Fluss nur in eine Richtung fließt. Das ist nicht wahr. An den Rändern eines Stroms strudelt das Wasser zurück und fließt flussaufwärts, als ob es etwas vergessen hätte. An den Innenseiten einer scharfen Biegung und direkt hinter einem Felsblock, der die Strömung wie ein Keil zerteilt, sind diese Bewegungen besonders ausgeprägt. Rein theoretisch könnten wir also aufgrund der Tatsache, dass die Flüsse auf ihren Innenseiten rückläufig sind, relativ einfach den Sepahua aufwärtsfahren. Aber auch nur theoretisch. Nach jeder Innenkurve folgte eine Außenkurve und immer dicht am Ufer zu paddeln war nicht möglich. Bäume und Büsche versperrten den Weg, oder es war gar zu flach zum Vorwärtskommen.
„Mein lieber Schwan“, meinte ich und versuchte meinen Paddelrhythmus zu halten. „Das haut ganz schön rein, was?“
„Das kannst du aber mal ganz laut sagen“, stimmte mir Anke zu. Wir hatten gerade wieder eine dieser kleinen Schwellen passiert, welche uns das Gefühl gaben, in einem Strömungskanal auf der Stelle zu paddeln. Würden wir bei unserem aktuellen Tempo überhaupt zwanzig Flusskilometer pro Tag schaffen? Am liebsten hätte ich ja jetzt mal gerne auf unsere Karte geschaut. Aber die lag vorn bei Anke im Bug. Mit zusammengekniffenen Augen betrachtete ich die Ufer. Die waren hoch und schlammig. Hoffentlich würden wir heute Abend eine Sandbank zum Campen finden. Zur Not mussten halt die Hängematten herhalten.

Anke:
Was war denn plötzlich mit Torsten los? Das sah verdächtig ernst aus. Er wird sich doch wohl nicht von dem dummen Gequatsche vorhin beeindrucken lassen haben?
Zugegeben, so ganz spurlos war das alles an mir auch nicht vorbeigegangen. Eigentlich hatten wir uns gefreut, kurz hinter Sepahua auf ein anderes Boot zu treffen. Bereitwillig kamen die beiden Typen auf ein Schwätzchen zu uns herüber gestakt. Der Jüngere von beiden sagte ja nicht viel, aber der alte Zausel mit den Tattoos, dem fehlenden Finger und der Schrotflinte wurde

leider überhaupt nicht müde, uns den Kopf zu waschen, was unsere Tour betraf.
„*Lejo es!“*, sagte er immer und immer wieder. Und unheimlich bedeutungsschwanger „Hmmm“. Die Übersetzung des ganzen war schlicht und einfach: „Das ist sowieso viel zu weit, das schafft ihr nie!“ Na ja, oder so ähnlich. Dann erzählte er uns noch von den sieben Stromschnellen, die vor uns lagen und die wir mit unserem kleinen Boot ohne Motor niemals würden bezwingen können. Von all den großen Motorbooten berichtete er, die ständig den Sepahua hoch und runter fuhren. Von vielen, vielen Holzfällern, die weiter oben am Flusslauf ihre Kettensägen kreisen ließen. Ach ja, und die „Nackigen“ wohnten da oben auch noch im Wald wie die Tiere. Die waren gefährlich!
Zugegeben, nicht gerade das, was wir hören wollten. Aber wir drückten ihm einigermaßen beherzt die Hand und sagten: „Wir gucken mal, wie weit wir kommen“, und er sagte wieder „*Lejo es*.“ Dann paddelten wir los und die beiden verschwanden mit der Machete in der Hand und der Flinte im Anschlag im Busch. Irgendwie sahen sie so aus, als wenn sie wüssten, wovon sie redeten. Wenn nicht die Jäger aus der Region, wer dann sollte diesen Fluss kennen? Das war nicht mehr der Klatsch der Leute aus Sepahua, die nur redeten, weil sie unbedingt ihre Sprechorgane in Bewegung halten mussten, aber noch nie weiter als hundert Meter aus ihrem Dorf heraus gekommen waren.
Und jetzt, drei Stunden später presste Torsten seine Zähne aufeinander, drehte sich wortlos um und marschierte schnurstracks den Strand entlang. Als er nicht mehr weiter kam, vergrub er seine Hände in den Hosentaschen, stierte auf den Fluss und erstarrte zur Salzsäule. Die schwarze Gewitterwolke über seinem Kopf nahm gewaltige Dimensionen an.
Ich kramte nach dem geistigen Nothilfe-Handbuch in meinem Kopf und wühlte mich zu „F“ wie „Frustration“ durch. *Nicht beeindrucken lassen* stand da. *Grummeln unbedingt ignorieren. Völlig unbeirrt die betroffene Person ablenken und hemmungslos gute Laune verbreiten.* Dann mal los.
Wie ein junges Fohlen galoppelte ich auf Torsten los.
„Yippiii!!!“, schlug ich ein Rad. Ganz langsam drehte er den Kopf zu mir und schaute mich skeptisch an.
„Yippi, wir haben die erste Sandbank gefunden“, jubelte ich und fiel ihm freudestrahlend um den Hals. Ein Kuss auf die Nase tat normalerweise Wunder. Normalerweise. „Guck mal, da schwimmt ein Kaiman!“ Aufgeregt schnipste ich dichter an die Wasserkante heran. Aber Torsten drehte sich nur mit der Geschwindigkeit eines müden alten Gauls weg von mir.
„Mir doch egal.“

Motz, maul, murmel. *Nicht beeindrucken lassen! Hemmungslos gute Laune verbreiten!* Langsam wuchs der sportliche Ehrgeiz in mir.
„Pass auf, ich hab' einen Plan!"
„Hm", grummelte der alte Gaul.
„Wir paddeln jetzt solange weiter, bis wir an die erste Stromschnelle kommen. Das Ding will ich erst noch sehen, durch das wir nicht durchkommen. Immerhin haben wir den Urubamba überstanden, DAS waren Stromschnellen. Was soll hier an dem kleinen Bach schon großartig passieren? Zur Not treideln wir wieder oder tragen um. Wat meenzte?"
Grummel, grummel.
„Auf keinen Fall habe ich mich bis hierher gequält, um jetzt wieder umzudrehen! Wir paddeln so lange hoch, bis wir am Río Piedras sind." Allmählich redete ich mich in Rage. „Ich will das blöde Ding wenigstens sehen. Wenigstens da gewesen sein will ich. Und wenn es hier auf dem Sepahua so viele Holzfäller gibt, ist das auch egal. Am Oberlauf des Piedras sind sie auf keinen Fall. Da haben wir mit Sicherheit unsere Ruhe, weil das viel zu weit entfernt vom nächsten Ort ist, um Holz zu flößen." Ich begann langsam zu glauben, was ich da von mir gab und bemerkte die ersten Anzeichen desselben Effektes bei Torsten.
„Hm."
„Und wenn ich hier bloß hoch paddele um allen anderen zu zeigen, dass wir nicht die blöden *gringos* sind. Alle haben gesagt, dass unsere Tour unmöglich ist und idiotisch rumgegrinst. Jetzt werde ich nicht umdrehen und noch am selben Tag wieder in Sepahua an die Türen klopfen. Niemals! Die sind der Meinung, das geht nicht? Ich scheiß drauf. Ich werde es ihnen beweisen!", knallte ich meinen letzten Trumpf auf den nicht vorhandenen Tisch. Atemlos starrte ich in Torstens Gesicht und entdeckte ein gut verstecktes Grinsen.
„Los, komm mit!", zerrte ich an seiner Hand. Zog und zottelte ihn unter der Gewitterwolke hervor und ließ das blöde Ding einfach am Strand zurück. Eine satte Umarmung und einen langen Kuss später saßen wir wieder im Boot und schaufelten das dicke *Ally* Meter für Meter stromaufwärts.
Was mir im Moment viel mehr Sorgen bereitete, waren die Ufer und die Strömung. Das war gerade die allererste Sandbank, die wir sahen. Die ganze Zeit nichts als Steilufer, voll mit Büschen und Bäumen, die sich so dicht an den Fluss drängelten, dass sie regelmäßig nasse Wurzeln bekamen und hinein stürzten. Wo sollten wir hier schlafen? Jeden Abend mit der Machete einen Platz frei hacken, bis wir die Hängematten anbinden konnten? Ich hasste die Vorstellung, in diesen Dingern zu nächtigen. Das hatte noch nie länger als ein paar Stunden geklappt. Dann wachte ich regelmäßig auf, weil mir alles weh tat und begann, mich im Akkord von einer Seite auf die andere zu wälzen. Und nicht mal das funktionierte richtig. Tagelang wie die

Wahnsinnigen gegen diese unbarmherzige Strömung paddeln und nächtelang nicht schlafen können. Das war keine besonders günstige Kombination. Das roch verdächtig nach Ärger.
Aber davon würde ich Torsten lieber erst mal nichts erzählen. Davon, dass wir in den letzten Stunden erst so wenig Strecke gemacht hatten, dass der Fortschritt nicht einmal auf der Karte erkennbar war, auch nicht. Vielleicht erledigte sich ja doch noch alles von selber. Irgendwie.

Torsten:
Schwärme von kreischenden Papageien flogen der Nachmittagssonne entgegen, als hätten sie dringende Geschäfte, die wir nicht kannten. Ich freute mich über ihr Gezeter. Anke hatte mich mit ihrer Kämpferlaune angesteckt. Klar, dass wir den Río Sepahua hoch kommen würden. Trotzdem war ich nach dem Gespräch mit den zwei Jägern ziemlich deprimiert gewesen. Ich meine, wir waren schließlich hierher gekommen, um unberührte Natur zu erleben und nicht wie die Irrsinnigen einen Fluss stromaufwärts zu paddeln, dessen Ufer abgeholzt waren. Das kannte ich bereits.
Vor vier Jahren, als ich das erste Mal mit dem Faltboot den Río Beni runtergepaddelt war, hatte ich noch ziemlich viele Tiere an den Waldufern und auf den Sandbänken gesehen oder gehört. Zum Beispiel die Brüllaffen: Pelzige Kletterkünstler mit dem Hang, kurz vor Sonnenaufgang in den Baumwipfeln rumzukrakeelen. Doch zwei Jahre später schienen dort nur Kettensägen die Stille aufzuscheuchen, die über dem Wald brütete.
War es hier am Río Sepahua ebenfalls schon so weit? Nach den Angaben der zwei Jäger schien ja wohl weit und breit jeder Mann im Holz zu arbeiten. Na ja, wenn es etliche Katarakte auf dem Sepahua geben sollte, könnte es mit dem Holzflößen schwierig werden. Aber auf eines war ich wirklich gespannt: Die Beiden meinten, dass es zwischen dem Río Sepahua und dem Piedras einen Landweg gäbe. Einen Verbindungsweg! Angelegt von Holzfällern und breit wie eine Autobahn. Als ich mir die Geschichte noch einmal durch den Kopf gehen ließ, bekam ich fast wieder komische Laune. Ich wollte nicht riesige Wege entlang latschen, auf denen sich Haufen von Menschen tummelten.
„*Eh, amigos! Vengan! Tenemos chicha!*“ Wir paddelten am hohen Ufer vorbei, auf denen einige Männer winkten und uns einluden, *chicha* zu trinken. Das war gut und hob bestimmt meine Laune.
„Na, ein Becher *chicha*, mein Herz?“, fragte ich Anke und versuchte dabei so unschuldig wie möglich zu wirken.

Anke:

Torstens Gesichtsausdruck hätte mich warnen müssen, als er mich betont unauffällig fragte, ob ich Lust auf einen Becher *chicha* hatte. Ich hörte die Alarmglocken wohl klingeln, aber ich war aus irgendeinem Grund neugierig genug, sie erst einmal zu ignorieren. Noch war an der Szene vor mir auch wirklich nichts weiter verdächtig, als Torstens Unschuldsmine.
„Kommt doch mal auf eine Tasse *chicha* ran!“, riefen die Männer immer wieder. Kinder rannten aufgeregt am Ufer hin und her und lachten und quietschten vor Vergnügen, selbst die Frauen winkten uns freundlich herüber. Also ließen wir uns nicht lange betteln, folgten der netten Einladung und kletterten wenig später in Begleitung zweier etwas spärlich bekleideter Typen und einer Horde lärmender Kinder die steile Uferböschung hoch. Oben angekommen erwarteten uns noch mehr Männer in alten Unterhosen und noch mehr lärmende Kinder. Und etwas verschüchtert dreinblickende Frauen mit Kindern auf den Armen, die noch nicht alleine lärmen konnten oder durften.
Eine schmierige weiße Plastikschüssel mit zähflüssig-schleimigem, hellgrauem Inhalt wurde mir in die Hand gedrückt. Diese Schüssel wurde gnadenlos von allen Blicken begleitet, die sich als Nächstes voll gespannter Erwartung in meine Miene verbohren. „*Chicha!* Trink!“, sagten all die Leute tatsächlich und „Was ist denn? Nun los doch!“
Die Alarmglocken klingelten lauter.
Verwirrt und ungläubig schaute ich in die Gesichter der Menschen um mich herum. Doch von Torstens breitem Grinsen einmal abgesehen entdeckte ich plötzlich nichts weiter als Karies. Verfaulte, braune, abgebrochene und ausgefallene Zähne in schmatzenden Mündern. Wieder und wieder stopften sich die älteren Frauen vor meinen inzwischen vor Entsetzen aufgerissenen Augen eine Handvoll Maiskörner in den Mund, kauten darauf herum und spuckten den Brei in eine Schüssel, die der meinen fürchterlich ähnlich sah. Auch zeigte der Inhalt beider Schalen viel mehr Ähnlichkeit, als mir je lieb sein konnte. Besonders der säuerlich stechende Geruch war unverkennbar derselbe.
Hilfesuchend starrte ich zu meinem Freund und bemerkte, wie sich sein Grinsen inzwischen gefährlich von einem Ohr zum anderen verbreitert hatte. „*Chicha*“, strahlte er mich vergnügt an. „Trink!“
Die Alarmglocken übertönten jetzt alles um mich herum. Bar jeder Hoffnung auf Hilfe hielt ich die Luft an, hob schicksalsergeben die schmierige Schüssel an meinen Mund und spürte, wie deren säuerlicher Inhalt auf der Zunge kribbelte. Zwei große Schlucke stürzte ich die Kehle hinunter und fühle sofort, wie der Gärprozess im Magen erst richtig los ging.
Aber nein, das sollte noch lange nicht genug gewesen sein. Denn bevor ich die Schüssel nicht geleert hatte, wurden wir auf keinen Fall wieder ziehen

gelassen, das wäre doch einfach zu unhöflich gewesen. Also versuchte ich das Alarmgetöse, das inzwischen aus Kopf und Magen in mein Bewusstsein drang, tapferer als je zuvor zu ignorieren. Ich würgte auch den verbliebenen Inhalt der Schüssel todesmutig in einem Zug hinunter und arbeitete dann daran, meine verkrampften Gesichtsmuskeln zu einem Lächeln zu verzerren. Die nächsten zehn Minuten verbrachte ich damit, das schleimige Zeug im Magen zu behalten und Torsten unauffällig aber äußerst dringlich zum Gehen zu überreden. Und damit, ihm ewige Rache zu schwören.

Torsten:
Die c*omunidad* unserer Gastgeber nannte sich „*Dos de Mayo de Sepahua*". Die Leute waren *Yine*-Indianer, die von katholischen Missionaren in der Nähe von Sepahua angesiedelt worden waren. Der sympathische *cacique*, der Chef der Gemeinschaft, schien sich sehr über unseren Besuch zu freuen. Während ich tapfer *chicha* in mich hineinkippte und Zigaretten verteilte, erzählte auch er etwas von einem Pfad zwischen dem Sepahua und dem Río Piedras. Nur dass sich bei seiner Version der angebliche breite Weg auf einen Schleichpfad reduzierte und es eigentlich nicht mehr all zu weit bis zum Piedras sei. Anke war währenddessen von lärmenden Kindern umringt, die ihr reißend die Bonbons abnahmen.
Nach einer knappen Stunde paddelten wir frisch gestärkt weiter stromaufwärts. Aber bereits an der nächsten Biegung wurden wir unsanft gestoppt. Rechter Hand knallte es, und knappe zwei Meter vor unserem Boot ging eine Schrotladung ins Wasser!
„*Puta mierda!*", schrie ich lauthals. „Rechts an die Uferböschung!" Irgendein Wahnsinniger hatte gerade auf uns geschossen! Ich wollte soweit wie möglich ans Ufer heran, um ihm den günstigen Schusswinkel für einen zweiten Versuch zu nehmen. Das konnte doch nicht wahr sein! Anke schien eher erstaunt zu sein und paddelte hastig an die Uferböschung, während ich unsere Flinte rauskramte und eine Patrone in den Lauf schob. Es knallte noch mal. Der Schuss war jedoch weiter entfernt. Was steckte da für ein Idiot im Wald? Was sollte der Mist! Wollte der uns erschrecken, oder hatte dort nur jemand seine tierische Beute verfehlt? Nicht auszudenken, wenn Anke die Schrotladung abbekommen hätte.
„Ich würde dem Idioten jetzt am liebsten die Festplatte löschen", knurrte ich wütend."Wen irgendjemand auf uns schießt, nehme ich das ziemlich persönlich." Wir blieben noch eine Weile am Ufer unter einer grünen Blätterwand und stierten in den dichten Wald. Vielleicht zeigte sich der schlechte Schütze doch noch einmal. Aber als nach circa zehn Minuten nichts weiter passiert war, paddelten wir weiter.
Anke hatte den Schuss anscheinend nicht übermäßig ernst genommen.

„Was soll's", meinte sie. „Der hat irgendein Vieh nicht getroffen."
„Vielleicht", grollte ich. „Aber was soll der denn nicht getroffen haben? Wasserhühner? Die gibt's hier nicht!" Hart klatschte das Doppelpaddel ins Wasser. Jedoch sich ewig aufzuregen brachte ja jetzt auch nicht viel. Ich versuchte, an die Version zu glauben, dass der Schuss nur ein schlechter Scherz von irgendeinem Jäger gewesen war.
Vor uns lagen die ersten ernst zu nehmenden Stromschnellen. Auf einer Strecke von circa fünfzig Metern wurde der Fluss durch mehrere Steine aufgehalten, deren Spitzen wie große Zähne aus dem Wasser ragten. Das Wasser schoss um diese Spitzen laut gurgelnd herum. Hier kamen wir nicht paddelnd weiter, das stand fest.
„Das sollen die riesigen Stromschnellen sein? Unüberwindbar und brandgefährlich?" Skeptisch schaute ich auf das Wasser mit seinen Schaumkronen vor uns.
„Nicht wirklich, oder?", sagte Anke. „Im Gegensatz zu den Stromschnellen am Urubamba gehören die hier ja eher in die Sparte „Kindergarten"."
Wir stiegen einfach in das hüfthohe Wasser und schoben *Ally* Stück für Stück über die glitschigen Felsen die Strömung hinauf.
„Ich denke mal, die Stromschnellen sind für die fetten Motorboote ernste Barrieren", keuchte ich, als wir eine halbe Stunde später ziemlich fertig wieder im Boot saßen. „Die ballern auf die Felsen unter Wasser."
„Soll mir recht sein, wenn keine Motorboote hier rumkurven", antwortet Anke und hielt schon einmal Ausschau nach einer geeigneten Sandbank für die Nacht. „Dann haben wir jedenfalls unsere Ruhe."
Zwei Minuten später zeigte sie mit dem Paddel auf die Flussbiegung vor uns. „Ob dort vorne ein schicker Platz für unser erstes Camp am Sepahua wäre?" Dort war tatsächlich, genau zur echten Zeit, eine wunderschöne Sandbank, die uns einlud Feierabend zu machen.
Nachdem das Zelt stand und das Feuer das Wasser zum Kochen brachte, betrieb ich erst mal Waffenpflege. Ich band einen dünnen Strick um einen Tuchfetzen, den ich mit Öl tränkte. An das andere Ende knüpfte ich ein Stück Holz. Dann zog ich die ganze Konstruktion einige Male durch den Lauf der alten Schrotflinte. „Bist du sicher, dass dir das Ding nicht gleich beim ersten Schuss um die Ohren fliegt?", argwöhnte Anke, die grinsend meine Hantierungen verfolgt hatte. Ich blickte sie durch den geölten Lauf hindurch an, klappte ihn zu und griente zurück:
„Nee." Vertrauenserweckend sah unser Gewehr wirklich nicht aus. „Ich glaube, den ersten Schuss gebe ich mal sicherheitshalber aus der Hüfte ab – oder soll ich lieber Flintenwerfen üben?"
Ab und zu kamen Einbäume den Fluss herauf gestakt. In ihnen saßen überwiegend Indianer, die mit Sicherheit zum Fischen oder Kaiman jagen

unterwegs waren. Die erste Nacht am Sepahua war dementsprechend unruhig, da ich ständig aufwachte, wenn die Jäger an unserem Camp vorbeitrieben und mit ihren riesigen Taschenlampen die Uferregionen nach Beute absuchten. Ich blickte dann jedes Mal angespannt durch das Moskitonetz am Eingang, während die Sternenbilder über uns dahin trieben, bis sie eines nach dem anderen vor dem Morgengrauen flohen.

Stromaufwärts

Torsten:
Mit dem Hellwerden, so gegen sechs Uhr, kroch ich aus dem Zelt. Draußen waberte der Morgennebel über dem Fluss, die Sonne kroch über den Himmel und schien schwach wie durch Eiweiß auf unser Camp hinab. Unter dem umgedrehten Kanu kramte ich unseren Spritkocher hervor und setzte das Ding in Gang. Das Teil war schon Klasse, da wir damit in weniger als zehn Minuten einen Topf kochendes Wasser hatten. Nur mussten wir sehr sparsam mit dem Sprit umgehen. Zwei Liter Benzin sollten für acht Wochen reichen.
Während das Wasser langsam zu kochen anfing, kontrollierte ich den Sandstrand nach Spuren nächtlicher, tierischer, Besucher. Kleine Trapsen irgendwelcher Nager zierten den Strand, diverse Vögel hatten ihre Stelzen in den Sand gesetzt und ein Kaiman war am Ufer lang gekrochen.
Auch Anke war jetzt aus dem Zelt gekrabbelt und hängte die Schlafsäcke zum Lüften über die in den Sand gesteckten Paddel. Zum Frühstück machten wir es uns auf den Isomatten vor dem Zelt bequem. Naja, wir nannten es jedenfalls Frühstück, um unserem Morgenritual irgendeinen sinnvollen Namen zu geben, denn leider fiel das nicht besonders reichhaltig aus. Ein indischer Fastenguru wäre stolz auf unser frugales Morgenmahl gewesen: Ich genoss nur zwei Tassen süßen Kaffee und Anke löffelte dabei in der Regel ihren, mit aller aufbringender Disziplin abgesparten, Rest vom Abendbrot.
Das nächtliche Konzert der Frösche war beendet. Dafür antworteten die Vögel in der Tiefe des Regenwaldes den anderen Vögeln in noch größerer Tiefe. Sie begrüßten piepsend, zwitschernd, keckernd oder auch krächzend den neuen Tag. Die Sonne war etwas höher geschlichen und ließ mit ihren Strahlen den nachtfeuchten Ufersand dampfen.
Peu a peu wappneten wir uns für einen neuen Paddeltag. Anke baute das Zelt zusammen und verstaute all unsere Klamotten wieder wasserdicht in den Seesäcken. Ich kümmerte mich derweil um den Abwasch und machte das Kanu startklar.
Gegen neun Uhr legten wir ab und kämpften uns weiter stromauf. Um die drei Stunden später dann die erste lange Pause – Mittag. Wir nippten mit Getränkepulver vermischtes Wasser und lutschten ewig an zwei Bonbons herum. Nebenbei genossen wir den Luxus, uns auf dem warmen Sand lang machen zu können. Aber diese Mittagspause dauerte nicht wirklich lange. Denn was für uns eine Rast am Ufer bedeutete, hieß auch „Festmahl“ für alles blutsaugende Viehzeug in unmittelbarer Umgebung. Wir lagen gerade mal zehn Minuten auf einer Sandbank und schwuppdiwupp, verwandelten wir uns für die Sandfliegen zu einem Festschmaus mit drei Gängen! Erster Gang: Gesicht. Zweiter Gang: Arme. Und zum Nachtisch: Beine!

Die Nachmittagspaddelei zog sich ewig in die Länge. Die Sonne haute ihre grellen Strahlen auf unsere Köpfe und wir hatten den Eindruck, trotz der Anstrengung, auf der Stelle zu stehen. Paddel rein, Paddel raus, Paddel rein, Paddel raus ... und so weiter eben.
Ab vier Uhr nachmittags hielten wir sehnsüchtig Ausschau nach einem geeigneten Platz für ein Nachtlager. Uns blieben nun noch ein wenig mehr als zwei Stunden bis zum Dunkelwerden.
Als wir eine passende Sandbank gefunden hatten, wurde Anke wieder lebendig. Sie suchte sofort den günstigsten Platz zum Aufstellen des Zeltes aus, schnappte sich eines unserer Paddel und benutzte das Ding wie einen Spaten, um unseren Schlafplatz so eben wie möglich zu gestalten. Danach baute sie allein das Zelt auf und richtete es regelrecht häuslich ein.
Ich verstaute währenddessen unser Kanu sicher am Ufer und suchte ausreichend Holz für ein großes Feuer zusammen. Und wir brauchten jeden Tag viel Holz. Trockene Bambusäste brannten schnell wie Zunder, hielten aber nicht lange. Die dicken, fetten Treibholzstücke benötigten viel Zeit, um richtig gut und lange zu brennen. Und unser Feuer musste gut brennen, damit wir anständig darauf kochen konnten. Während das Feuer loderte und sich ausreichend Glut ansammelte, stürzten wir uns beide noch einmal in den Fluss, um uns den Schweiß des Tages abzuwaschen.
Danach kümmerte ich mich schleunigst um unser „Wahlessen“. Entweder gab es Nudeln mit Tütensuppensoße oder Reis mit Brühe. Ich, als Lagerfeuer-Chefkoch, fabrizierte das Abendessen in unseren verbeulten Kochtöpfen. Einer davon war für die Nudeln gedacht, der andere beinhaltete die Zutaten – im günstigsten Fall also die Tütensuppe. Und unser Abendbrot fiel im Gegensatz zu unserer Frühstücks- und Mittagsdiät geradezu fürstlich aus, denn es gab auch Nachtisch: süßen Tee oder Kaffee.
Nach dem Essen lümmelten wir am Lagerfeuer herum und genossen die insektenfreie Zeit des Tages.
„Wie viel Kilometer haben wir denn heute geschrubbt?“ Ich spaltete mit der Machete einen trockenen Bambusstock. Anke legte das GPS weg, hielt die Militärkarte näher an die Flammen und starrte darauf, als studiere sie eine komplizierte Bauanleitung.
„Hm.“ Nachdenklich zog sie ihre Stirn in Falten. „Meinst du Luftlinie zu unserem letzten Camp oder Flusskilometer?“
„Beides“, antwortete ich.
„Was hältst du von den Zahlen EINS und FÜNFZEHN?“
Mein Kopf drehte sich mit einem Ruck zu ihr. „Was?“
„Ja. Wir sind nur etwa einen Kilometer vom letzten Lager entfernt und quasi sieben Stunden fast im Kreis gepaddelt.“ Mit dem kleinen Lineal in der Hand zeichnete sie mehrere Bögen in die Luft.

Ich ließ mir die Karte geben. „So ´n Mist!“ Der Sepahua mäanderte ziemlich stark. Ich schaute zu der dunklen Dschungelwand uns gegenüber, hinter der das letzte Camp lag, und fand das beinah schon wieder lustig. Wirklich blöde war nur, dass wir so wenige Flusskilometer hinter uns gebracht hatten. Und das bei stetigem Paddeln. Aber mehr war wirklich nicht drin gewesen.
„Da müssen wir halt ab morgen richtig Gas geben.“ Anke packte die Karte wieder in die Plastikhülle. „Und einfach ’ne Stunde früher los. Sonst schaffen wir unseren Zeitplan nicht. Wir sollten mindestens zwanzig Kilometer am Tag vorwärtskommen – besser wären sogar fünfundzwanzig.“
„Super Aussichten für die nächsten Wochen“, sinnierte ich. „Frühstückskaffee, Paddeln, Mittagsbonbon, Paddeln, Camp bauen, Abendbrot essen, schlafen und am nächsten Tag dasselbe – mit richtig Hochdruck, damit wir den Zweitplan einhalten.“
Anke rümpfte kampfeslustig die Nase und stand auf. „Hm, das ist ganz schön stressig. Schauen wir mal, was wir morgen geschafft haben. Für heute ist erstmal Feierabend. Kommst du mit ins Zelt?“

*

In dieser Nacht hatte ich so tief geschlafen, als hätte man mich bewusstlos geschlagen. Gegen sechs Uhr schlich ich frohgemut aus dem Zelt. Über dem Fluss, der spiegelglatt schien, stieg feiner Nebel auf. Um den kostbaren Sprit zu sparen, brachte ich das Feuer von gestern Abend noch einmal in Gang und setzte darauf einen Topf mit Flusswasser.
Unter dem umgedrehten Kanu kramte ich einen unserer Futtersäcke hervor, um den Kaffee zu suchen. Doch was zum Teufel war das denn? Das Ding war innen total klamm! Missmutig breitete ich die gesamte Verpflegung auf dem Strand aus. Der Rest war zum Glück trocken, da Anke sie sicherheitshalber noch einmal extra in Müllbeutel gewickelt hatte. Nur dieser eine Sack war feucht, als käme er direkt aus der Waschmaschine. Er hatte gestern den ganzen Tag im Wasser gestanden. Da mein Doppelpaddel etwas zu klein war, schaufelte ich mir stetig Wasser in das Boot – was mich nicht weiter störte. Den Sack aber anscheinend schon. Sorgfältig inspizierte ich den Gummisack und stellte fest, dass eine nicht unbeträchtliche Menge Wasser durch die Nähte gesickert sein musste. Schade eigentlich. Unsere tatsächlich wasserdichten Säcke nahmen rapide ab.
Ehe wir alles wieder sorgfältig verpackt, gefrühstückt und das Camp abgebaut hatten, war es mittlerweile neun Uhr. Eine Stunde früher loszufahren hatte sich somit erledigt. Aber das war uns irgendwie erst mal egal. Ausgeruht kämpften wir uns den Strom hinauf. Ab und zu nieselte es leicht. Rechter Hand schien sich eine *chacra*, eine kleine Farm, zu befinden, auf der offensichtlich Bananen angebaut wurden. Davor lag auf einer langen

Sandbank ein Einbaum. Sein Eigentümer hatte das Boot mit einer langen Liane gesichert, die an einem starken Holzpflock befestigt war.
„*Hola! Hola!“* Jemand in einer leuchtenden orangenen Jacke stand zwischen den Bananenstauden und wedelte wild mit den Armen. „Wollt ihr *plátanos?*“ Anke und ich sahen uns an. „Warum nicht!“
Im Boot war noch massig Platz. Wir fuhren ans Ufer und zogen unser Kanu auf den feuchten Sand. Einige in den Lehm gehauene Stufen führten hinauf auf das Bananenfeld.
„*Que tal?*“ Ein Mann mittleren Alters schüttelte uns die Hände. Er trug eine Art orangenen Schlafanzug, der mehrfach geflickt war und Ähnlichkeit mit Sträflingskleidung hatte. Wir blickten in ein offenes, freundliches Gesicht. Unter dem rechten Auge des Mannes klebte ein großes Furunkel. Er bat uns ihm zu folgen und führte uns zu seinem Wohnhaus, das auf Pfählen gebaut war und keine Wände besaß. Eine überdachte Fläche daneben stellte die Küche dar. Unter dem Dach befanden sich Holzregale, eine lange Bank und eine qualmende Feuerstelle mit einem Rost aus Stahl.
„Guten Tag, *Señora*“, grüßten wir eine ältere Frau, die dort gerade dabei war, zwei große Kochbananen zu backen. Neugierig musterte sie uns, wischte sich die Hände an ihrem Rock ab und lud uns zu einem Kaffee ein. Da sagten wir nicht nein. Die Frau bat uns an der Holzbank Platz zu nehmen. Dann stellte sie eine Blechkanne in die heiße Asche des Herdes, während ihr Mann losging, um *plátanos* zu holen.
„Wollen Sie auch etwas essen?“, fragte uns die Frau. Dankend lehnten wir ab. Ein Kaffee war mehr als genug. Fasziniert beobachtete Anke zwei Schweine, die in einem Gatter standen und laut schmatzend einige Papayas vertilgten. Unsere nette Gastgeberin reichte uns zwei Becher mit süßem Kaffee, setzte sich mit auf die Bank und wollte wissen, wo wir herkamen und warum wir auf dem Sepahua unterwegs waren. Unterdessen hatte ihr Mann eine gewaltige Staude *plátanos* herangeschleppt. Lächelnd legte er sie auf den festgestampften Lehmboden neben uns und ging den gleichen Weg noch mal zurück. Zwei Minuten später kam er mit fußballgroßen Papayas wieder, wobei unsere Augen vor Freude ganz groß wurden.
„Das reicht, *Señor*“, beschwichtigten wir ihn, als er abermals losgehen wollte. „Vielen Dank!“ Ich kramte Zigaretten hervor und bot sie ihm an. „Das ist fantastisch! Damit kommen wir eine Weile aus.“
Der Mann, der Misael hieß, nahm eine Zigarette, klemmte sie sich hinter das Ohr und setzte sich. Seine Frau erzählte ihm, dass wir aus Deutschland kamen.
„Und ihr wollte den Sepahua hinauf?“, fragte er interessiert. Ich beschrieb ihm unser Vorhaben, zum Río de las Piedras zu kommen.

„Das könnte klappen.“ Misael bediente sich am Kaffee. „Da gibt es einen Weg.“
Unsere Ohren wurden, wie immer bei diesem Thema, riesengroß. Der Urwaldbauer zog sich einen Badelatschen aus und zeichnete mit seinem Fuß etwas in den Staub.
„Das hier ist der Sepahua.“ Seine Zehen hatten eine Furche gezogen. „Das ist der Piedras. Ihr müsst bis hoch zum Quebrada Sungaro fahren, einem Zufluss, der links in den Sepahua reinkommt.“ Misael blickte uns auffordernd an. „Dort befindet sich der Weg.“ Seine Zehen tippten auf die dritte Schlängellinie im Staub.
„Quebrada Sungaro?“ Nachdenklich schob ich meinen Hut in den Nacken und überlegte, ob ich den Namen schon mal irgendwo gehört hatte. Als *sungaro* wurde nämlich auch ein großer Fisch bezeichnet, der in den hiesigen Gewässern zu Hause war. Somit ließ sich der Name für mich leicht merken. Nachher würden wir gleich nachschauen, ob dieser Zulauf auch auf unserer Karte stand.
„Waren Sie schon mal dort?“, fragte Anke wissbegierig. Misael und seine Frau lachten jetzt.
„Nein. Ich war noch nicht da oben. Aber die Leute haben es mir erzählt.“
An der Geschichte mit dem Weg schien also definitiv etwas dran zu sein. Zu viele Menschen hatten uns jetzt davon berichtet. Misael und seine Frau waren ziemlich glaubwürdig. Das lag natürlich nicht nur daran, dass sie uns mit Früchten überhäuft hatten. Eher deshalb, weil sie nicht sofort theatralisch abwinkten, wenn wir unseren Reiseplan erzählten, und uns vor unglaublich gefährlichen Tieren und was weiß ich noch warnten.
Wir mussten langsam aber sicher weiter. Die Verabschiedung war herzlich. Misael winkte völlig entgeistert ab, als wir uns für die vielen *plátanos* und Papaya revanchieren wollten. Aber das machten wir natürlich trotzdem.
Stunde um Stunde krochen wir den Sepahua weiter stromaufwärts. Wir hatten auf der Karte nachgeschaut, wo sich der Quebrada Sungaro befand, von dem uns Misael berichtet hatte. Dieser kleine Zufluss lag circa zwanzig Kilometer vor der Stelle, die wir ursprünglich für unsere Überlandpassage ausgewählt hatten. Aber das könnte dort schon viel leichter sein. Falls nämlich der Zufluss ausreichend Wasser führte, bräuchten wir nur unser Kanu Stück für Stück den Bach hinaufziehen und müssten nicht all unseren Kram durch den Urwald buckeln. Freilich würden wir das erst entscheiden können, wenn wir dort wären.
Im Laufe des Tages war der Himmel aufgerissen und die Sonne schien heiß durch die Wipfel der hohen Bäume auf uns herab. Ein Schwarm grüner Papageien zankte sich in den Ritzen der hohen Felsufer. Auf den Sandbänken in den Innenkurven entdeckten wir beim Vorbeifahren immer häufiger

Tierspuren und uns fiel auf, dass wir heute außer Misael und seiner Frau keine weiteren Leute mehr getroffen hatten. Erschöpft schlugen wir zwei Stunden vor Sonnenuntergang das Sandbanklager auf. Uns gegenüber strahlte eine Felswand golden im Nachmittagslicht, als würde sie von innen heraus beleuchtet. Wir hatten vierzehn Flusskilometer geschafft und unsere Arme waren völlig leergepumpt. Als wir abends am Feuer saßen, nahmen wir das erste Mal bewusst wahr, dass die Urwaldgeräusche intensiver als sonst klangen.

*

„So, das passt!“ Anke zerrte die letzten Stricke fest und begutachtete ihr Werk. Sie hatte den Morgen genutzt und aus mehreren Bambusrohren eine Art Zwischendeck für unser Kanu gebaut. Mit der Konstruktion würde in Zukunft unsere Ausrüstung jedenfalls von unten her trocken bleiben. Freudig gespannt luden wir das Gepäck auf das neue Bambusdeck im Kanu und zogen los.

Im Laufe des Tages passierten wir einige größere Katarakte, die uns nicht mehr so einfach erlaubten, das Boot durch die Strömung zu ziehen oder die Fälle hoch zu wuchten. Wir trugen unser Gepäck über die glitschigen Felsen und treidelten danach das Kanu durch die seichtesten Stellen – oder hievten es schnaufend ebenfalls über Land. Das war zwar noch kraft- und zeitraubender, als alles andere, aber auch eine willkommene Abwechslung von der eintönigen Paddelei. Außerdem hatten wir auf diese Weise inzwischen schon vier der vorhergesagten „Sieben großen Stromschnellen“ hinter uns gebracht und die Gegend erschien uns immer menschenleerer. Nur am Nachmittag trafen wir eine junge Indianerfamilie, die sich gemächlich in ihrem Einbaum flussabwärts treiben ließ. Sie wollten hinunter nach Sepahua. Während die Indianer langsam hinter uns verschwanden, bot die Landschaft vor uns einen kargen Anblick. Holzfäller hatten vor einiger Zeit unübersehbare Schneisen in den Wald geschlagen, um große Baumstämme zum Fluss transportieren zu können. Einige dieser *troncos* lagen an den Ufern. Die Stämme waren in etwa drei Meter lang und besaßen mindestens einen Durchmesser von einem Meter dreißig. In sie hatten die Holzfäller mit der Kettensäge die Initialen des Eigentümers geritzt. Bestimmt würde der sich die Dinger erst in der nächsten Regenzeit holen können. Gegenwärtig kamen diese Holzmassen unmöglich durch die felsigen Stromschnellen. Unvorstellbar, wie viel mehr Wasser der Fluss führen müsste, um diese gewaltigen Holzriesen problemlos flößen zu können.

Wir waren bereits über eine Stunde weiter gepaddelt, als mir Anke aufgeregt einen kleinen Kaiman zeigte, der tat, als sei er ein morscher, alter Stamm. Als

er jedoch unsere Paddelgeräusche vernahm, verschwand er schnell wie ein Torpedo im braunen Wasser.
„Die Biester sind aber auch schüchtern“, meinte Anke enttäuscht. Bis jetzt hatten wir kaum einmal eines der Reptilien in Ruhe betrachten können, obwohl wir täglich an Dutzenden vorbeikamen. Die Brillenkaimane, die hier den Fluss bevölkerten waren in Bezug auf Menschen eher zurückhaltend. Dank unserer naturgegebenen Körpergröße, standen wir einfach nicht mehr auf ihrer Speisekarte. Sie ernährten sich überwiegend von Fischen oder kleineren Säugetieren, die sie an den Ufern erwischen konnten. Ein Platschen mit dem Paddel und weg waren sie. Verschwunden unter der braunen Wasseroberfläche des Río Sepahua.
Naja, mir persönlich war die Zurückhaltung der Panzerechsen aber allemal lieber. Wir konnten in Ruhe in den Flüssen baden und durften dabei nur nicht daran denken, wer so in nächster Nähe unter der undurchsichtigen Oberfläche herumschwamm. Ich meine, es war schon ein wenig komisch, wenn wir zum Beispiel jeden Abend zum Waschen nackig in den Fluss stiegen. Weit und breit kein einziger Kaiman in Sicht. Also waren die Biester irgendwo hier in der Nähe unter Wasser. Als Mann kann ich versichern, dass es überhaupt kein Problem ist, tagsüber durch hüfthohes Wasser zu waten, aber mit heruntergelassener Hose in einem undurchsichtigen Fluss zu stehen, in dem zwei Meter lange Kaimane rumschwimmen, ist doch wirklich etwas ... eigenartig. Wer wusste denn schon genau, ob nicht doch mal irgendein wasserbewohnender Fleischfresser ein Appetithäppchen kosten wollte? Aber glücklicherweise wurden wir regelmäßig von den Krokodilen ignoriert.
Ein bisschen mehr Sorgen machten wir uns um die Stachelrochen mit ihren giftigen Schwänzen, die schmerzhafte Wunden verursachen konnten, welche sich schnell entzündeten. Besonders, wenn wir das Kanu über eine Untiefe ziehen oder waten mussten, liefen wir Gefahr, auf die im Sand eingegrabenen Rochen zu treten und gestochen zu werden. Anke und ich waren den ganzen Tag barfuß unterwegs. Das war praktisch und bequem. Die Sandalen, die wir manchmal wegen der scharfkantigen Steine anzogen, halfen gegen den Hieb eines Rochens auch nicht. Die Viecher stachen in der Regel mit ihrem Schwanz in die Wade. Aber da wir nicht, wie die lokalen Jäger und Fischer, mit löchrigen Gummistiefeln ausgerüstet waren, verließen wir uns notgedrungen auf das Glück und schlurften über den Grund, um die Viecher vorher aufzuscheuchen und zu verjagen.
„Los, da vorn bauen wir ein Camp“, schlug Anke vor und zielte mit ihrem Paddel auf eine große Sandbank rechter Hand. Sie war auf dem Platz am Bug der KA – der Kartenadmiral. Ich war übrigens KK – der Kenterkapitän. Aber das nur am Rand. Heute Morgen hatten wir uns auf der Karte eine Tagesstrecke festgelegt und uns vorgenommen, diese Distanz so gut es ging

zu schaffen. Dass das nicht immer möglich sein würde, war klar. Aber es half, ein Tagesziel vor Augen zu haben. Vor dem vermeintlichen Camp lauerten noch einige kleinere Schnellen, die wir versuchten ohne auszusteigen zu durchqueren. Das kostete noch mal die letzte Kraft, aber der Lagerplatz lag ja direkt vor uns. Dort angekommen, machte sich jeder von uns an seine Aufgaben. Mittlerweile waren wir ein eingespieltes Team. Doch heute hackte ich doppelt soviel Holz wie sonst. Wir wollten die Bananen von Misael in salzige Chips verwandeln, um uns morgens das Kochen zu ersparen.
Während die letzten *plátano*-Scheiben in der Pfanne auf der Glut brutzelten, stand die Nacht bereits dunkel und wartend zwischen den Bäumen.

Knack- und Backtag

Torsten:
Etwas Nasses klatschte mir in das Gesicht. Es hatte zu regnen begonnen. Ohrenbetäubend donnerten die Tropfen auf die Blätter des Urwalds. Auch Anke schreckte aus dem Tiefschlaf. Wie die Schachtelteufel stürmten wir aus dem Zelt und hatten in wenigen Sekunden die schützende Regenhaut darüber geworfen. Seit Tagen lagen wir quasi nur in dem Innenzelt, welches nicht mehr war, als ein Moskitonetz.
„Hihi, das ist aber gemütlich." Wir hatten uns zusammen in den Schlafsack gerollt und freuten uns über den Regen, der auf das Zeltdach prasselte. Es musste kurz vor Sonnenaufgang sein. Vielleicht regnete es sich ja ein? Dann bräuchten wir heute nicht zu paddeln. Die Vorstellung war verlockend, denn es gab ja auch noch Wichtigeres, als jeden Tag im Schneckentempo auf dem Fluss rumzudümpeln. Ich biss Anke erst mal in die Nase.
Gegen neun Uhr war aus dem Platzregen ein dünnes Nieseln geworden. Der Himmel erinnerte an ein staubiges Kellerfenster, durch das schwach die Sonne schien. Aber da unser Morgen so behaglich begonnen hatte, beschlossen wir heute hier zu bleiben. Wir legten einen „Knack- und Backtag" ein. Ich wollte Angeln und uns eine Menge kleiner Brötchen backen, Anke würde sich derweil um die versiffte Wäsche und die Zeltreinigung kümmern.
Aus einem Stück Bambus baute ich mir fix eine kleine Stippangel. Die war zum Fangen von Köderfischen gedacht. Und damit sollten dann die großen Biester rausgezerrt werden. Zwei kleine Welse hatte ich bereits nach nicht mal fünf Minuten am Haken. So, ab jetzt konnte es richtig losgehen. In Sepahua hatte ich mir schon meine „Riesenfischangel" gebaut. Die bestand aus einer Rolle derber Angelsehne. Daran hatte ich circa zehn Zentimeter Rödeldraht befestigt, an dem letztendlich der mächtige Haken baumelte. Jetzt suchte ich mir eine passende Angelstelle. Der Haken, auf dem ein daumengroßes Stück Fisch steckte, sauste kurz unterhalb der kleinen Stromschnellen in den Fluss. Ich hockte mich hin, die gespannte Sehne zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, und schaute mit großen Augen zu Anke herüber.
„Was zum Henker machst du denn da?", rief ich ihr zu.
„Ich baue mir einen Wäschetrockenplatz!", schrie sie zurück und begann mit der Machete systematisch auf einen großen Baum einzuhacken. Mit dem Wort „Wäschetrockenplatz" konnte ich momentan nichts anfangen, also legte ich meine Angelsehne unter einen großen Stein, um mir in aller Ruhe eine Zigarette zu drehen. Ankes Baum kippte mit einem Krachen auf den Sand.
„Wäschetrockenplatz?" überlegte ich, da riss es den Stein von meiner

Angelsehne. Ich schmiss die Kippe weg und versuchte die Strippe schnellstens festzuhalten. Ein Ruck, die Sehne schnitt sich in die Finger und plötzlich war alles vorbei. Der Haken war weg.
„Wow!“, jodelte ich. „Hast du das gesehen? Das muss ein Riesenvieh gewesen sein!“
„Hast du ihn?“, rief Anke zu mir rüber.
„Nee ...“, gab ich zu. „Aber fast!“
„Schon klar!“ Sie war dabei, mit wuchtigen Hieben den gefällten Baum zu entasten. Hm, der Jäger in mir fühlte sich ein wenig ignoriert. Na warte, du Riesenfisch. Dich kriege ich! Ich ging zurück zum Zelt, um mir die kleine Armeetasche mit dem Angelkram zu holen.
„Wie findest du die Konstruktion?“ Anke hatte in der Zwischenzeit ihren Wäschetrockenplatz fertig gebaut. Ein dreieckiges Gerüst, auf dem man wahrscheinlich ein Mammut räuchern könnte, anstatt nur nasse Schlafsäcke darüber zu hängen.
„Alle Achtung“, gab ich zu. Ich hatte derweil nur zwei weitere Angelhaken verloren.

Anke:
Knack- und Backtage wurden von schlauen Reisenden eigentlich dazu erfunden, einen Nahrungsvorrat anzulegen, in diesem Falle zu backen, und auszuruhen, in diesem Falle zu knacken. Den ganzen Tag lang saß mein armer Chefangler auf seinem Posten, ließ sich mehr oder weniger geduldig von den Sandfliegen zerbeißen und von der Sonne eine neue, sehr zum Dunkelrot tendierende Hautfärbung verpassen. Dabei versuchte er immer noch tapfer, sich über die Miniwelse zu freuen, die er vor ein paar Stunden bereits erbeutet hatte.
„Mach’ doch mal ’ne Pause! Über Mittag beißt sowieso nichts!“, rief ich zu Torsten herüber.
„Nee!“
„Dann zieh dir doch wenigstens was über!“
„Nee!“
„Aber du verbrennst sonst!“
„Na und! Mir doch egal. Ich will jetzt endlich einen Fisch!“
Na dann…
Diese „Ich-stampfe-jetzt-mit-dem-Fuß-auf-und-halte-so-lange-die-Luft-an-bis-ich-platze-Methode“ zog mein Held gnadenlos bis zu dem Moment durch, als er wirklich platzte. Sich noch in abhörsicherer Entfernung wähnend, fluchte er vor sich hin und schleuderte völlig unauffällig das Angelzeug in den Sand. Dann kam er mit einem unschuldigen „Nix-passiert-Pfeifen“ wahnsinnig entspannt zurück geschlendert. Es war inzwischen

später Nachmittag, seine Schultern glühten wie ein romantischer Sonnenuntergang über dem Fluss und die Masse der Stiche, die seinen gesamten Körper übersäten, war nicht einmal mehr grob schätzbar.
„Wir müssen jetzt erst mal unsere Flinte ausprobieren!“, ließ Torsten voller neuer Energie verlauten. Stimmt ja, das hatte ich schon fast vergessen. Oder besser gesagt, verdrängt. Während er nämlich einen Angelhaken nach dem anderen in den Sepahua hängte, hatte ich derweilen dasselbe mit unserer Wäsche getan. Sämtliche Sachen, die meinen berühmt-berüchtigten Nasentest nicht mehr bestanden – und das waren alle, die wir nicht gerade unentbehrlich am Leib trugen – landeten im Fluss. Mit spitzen Fingern hatte ich das wenige kostbare Waschpulver rationiert und auf die siffigsten Ecken verteilt. Dann schlug ich bei einem Wäschestück nach dem anderen jeglichen Dreck aus dem Stoff. Der dicke Balsabaum, der hier seit ein paar Jahren den Strand überwachte, lud nämlich geradezu ein, ihn für diese Zwecke zu missbrauchen. Und nachdem ich mit meiner etwas steinzeitlichen Waschmethode endgültig alle lebenden Bewohner aus dem Baum vertrieben oder in bewegungslosen Schockzustand versetzt hatte, griff ich meine Machete und hackte ihn einfach um.
Eine dreiviertel Stunde und zwei dicke Blasen später war ein Stück des Stammes im Sand eingegraben und ein gerader Ast von hier bis auf einen abgestorbenen Baumstamm im Wasser gelegt. Eine prächtige Wäscheleine, fand ich. Noch einmal flitzte ich zum Fluss hinunter, spülte alles, was nicht fest genäht war, mit lehmigem Flusswasser aus den noch seifigen Klamotten und hängte sie in die Sonne. Es war schon erstaunlich, wie sauber und leuchtend bunt die stinkenden Dinger von heute früh wieder vor sich hin dufteten. Jetzt brauchte ich nur noch den Sand aus dem Zelt zu fegen, dann wäre wieder alles so, wie ich es haben wollte. Ich schaute mich um und stürzte los an den Waldrand. Fix hackte ich mit der Machete ein paar Palmwedel ab, schnitt sie gleichmäßig auf eine Länge und band alles mit einem faserigen Etwas an einem Bambusstock fest. Fertig war mein nagelneuer Besen.
Bestens gelaunt brachte ich unser Zelt auf Hochglanz und betrachtete mir dann stolz mein Hausfrauenwerk. Irgendwie machte das hier viel mehr Spaß als am heimischen Herd, stellte ich grinsend fest. Nicht, dass ich jemals eine gute Hausfrau gewesen wäre…
Etwas unsanft stupste mich Torsten mit unserem alten Schießeisen in die Realität zurück. „Los jetzt! Schießen!“
„Aber guck doch mal, wie ich hier alles wieder schön sauber gemacht habe!“, versuchte ich, Zeit zu schinden.
„Ja, das ist ja… äh… schön. Wo hast du bei der Gelegenheit eigentlich die Kartuschen vergraben, meine kleine Putzfee?“
Blöder Kerl! Sensibel wie ein Nilpferd! Aber Recht hatte er ja doch.

„Ich probier' das Ding jetzt mal aus!", rief Torsten und fummelte ein rotes Plastikteil in den geölten Lauf. „Danach kannst du!"
„Hm."
Es war ja nur … Mein ganzes Leben lang hatte ich mich mit Händen und Füßen gewehrt, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, geschweige denn, damit auch noch zu schießen. Nichts gegen Waffen an sich! Lange Jahre Kampfsport, Messer, Macheten, alles überhaupt kein Problem. Aber Schusswaffen waren verachtungswürdige, hinterhältige Dinger, mit denen selbst der kleinste, schwächste und dümmste Idiot völlig problemlos einen riesigen, niemals wieder gut zu machenden Schaden anrichten konnte. Sie gehörten in das Reich des Abgrundbösen und hatten nichts in meiner Welt zu suchen. Gar nichts. Aber manchmal, und auch nur genau dann, erinnerte mich meine Vernunft daran, dass es so einfach auch nicht war und diese Dinger durchaus auch von Nutzen sein konnten. Wie jetzt zum Beispiel. Vorausgesetzt, ich wusste, wie dieser alte Schießprügel zu handhaben war, und zwar nicht nur als Wanderstock oder Ersatzpaddel.
„BÄNG!" krachte es neben mir. Mit einigem Ruckeln klappte Torsten den Kolben herunter und fummelte die leere Hülse mit dem Taschenmesser heraus.
„Hier, mach' am besten gleich alles selber!", drückte er mir die Flinte in die Hand. Da stand ich nun mit spitzen Fingern und gesträubten Nackenhaaren und fühlte mich gar nicht mehr wie ein Dschungelheld.
„Du musst die Kartusche schon in den Lauf stecken. Wenn du sie in der Hosentasche behältst, wird das nichts."
„So, oder? Mit dem Goldenen zuletzt, richtig?"
Ein skeptischer Blick schoss zu mir hinüber. Oder war es Mitleid? Oder war er schon ein bisschen genervt? Ich würde mich jetzt zusammen reißen. Wollte ich völlig hilflos sein, falls Torsten krank werden sollte? Nein! Wollte ich vergewaltigt werden? Nein! Wollte ich mir alle Sachen klauen lassen? Auch nicht. Schließlich waren wir beide hier, um uns gegenseitig abzusichern, und das musste erst recht in kritischen Situationen klappen. Also los jetzt! Die Kartusche saß im Rohr, und der Kolben schnappte etwas hakelig zurück.
„Jetzt entsichern!"
„Das ist an dem kleinen Hebel hier, oder? Muss ich den vor oder zurück machen?"
„Zurück, wie bei den Cowboys im Western."
Das konnte ich mir merken. Nur dass sich an unserer Silberbüchse nichts bewegte. Ich stellte den Kolben auf den Boden und zog mit beiden Händen. Jetzt klappte es. Der Hebel war eingerastet.
Torsten sprang in Deckung. „Die ist jetzt scharf!", teilte er mir aus sicherer Entfernung mit. „Sei vorsichtig mit dem Abzug!"

„Okay! Was muss ich jetzt machen?“
„Halt den Kolben an deine Schulter.“ Vorsichtig kam er wieder näher. „Ganz fest ’ran drücken. So. Und jetzt ziele auf den Baumstamm da und feure ab.“
Mein Gott, musste ich mir dafür den Kopf verbiegen, wenn ich Kimme und Korn in einer Linie sehen wollte. Im Fernsehen sah das alles einfacher aus. Und überhaupt viel cooler. Egal! Ich erwischte einen günstigen Moment, in dem alles irgendwie gleichzeitig zu sehen war, und drückte ab. Mein erster Schuss knallte durch die Luft und der schwere Gewehrkolben gegen meine Schulter.
„Genau in die Hundert!“, kam Torsten strahlend angerannt. „Du bist ’n Naturtalent!“
„Ja ja, schon klar.“ Ich hatte gerade meinem armen Wäschepfahl eine Ladung Schrot zwischen die hölzernen Rippen gejagt. Und das, obwohl er mir heute den ganzen Tag lang so treue Dienste geleistet hatte. Wie gemein!

Die kleine Schlange

Torsten:
Der Sepahua war jetzt kakaobraun und schwemmte großes schweres Treibholz an unserem Camp vorbei. Beim Paddeln würden wir heute aufpassen müssen, dass uns das Zeug nicht rammte.
Nach dem geruhsamen Frühstück quälten wir uns am frühen Tag weiter stromauf. Die Strömung hatte spürbar zugenommen. So oft wie möglich probierten wir unter den Büschen durchzufahren, welche die Flussufer wie Arkaden säumten. Dort hatten wir zwar eine schwächere Strömung, aber meine Bugfrau bekam immer als Erste den Schwung Viehzeug in den Nacken, der bei der leisesten Bewegung aus dem Geäst auf sie rieselte. Was sie nur bedingt lustig fand.
Hier schien der Hund begraben zu sein. Im Wald herrschte geradezu eine Totenstille. Nur einer pfiff unbekümmert sein Lied, welches eine gnadenlose Litanei von drei oder auch vier Pfiffen war. Dieser komische Pfeifvogel wird angeblich *wist-winche* genannt, aber wir tauften ihn auf *„El loco“* – der Bekloppte, weil sein Gepiepe einen in den Wahnsinn treiben konnte.
„Verfluchter Mist!“, schimpfte ich heute schon zum wiederholten Mal. Ab und zu schien sich die Beschaffenheit des Flusses wie aus dem Nichts zu ändern. Kaum hatte ich gedacht, dass wir richtig gut Strecke machten, da hielt die Unterströmung unser Boot fest und wir mussten unsere Kräfte verdoppeln, um vorwärts zu kommen. An eine gemütliche Pause zwischendurch war nicht zu denken – wenn wir nicht gerade wieder zurückgetrieben werden wollten.
„Diese blöde Strömung macht mich noch verrückt!“ Wütend rammte ich mein Paddel in den Fluss, als wollte ich ihm einen tödlichen Stoß versetzen.
Glücklicherweise wechselten wir uns mit derartigem Geschimpfe regelmäßig ab, so dass sich immer einer von uns über den anderen lustig machen konnte, bis auch der wieder die Welt ganz in Ordnung fand. Wahrscheinlich hörten wir uns manchmal an wie die großen bunten Aras, die scheinbar grundlos meckernd in den Baumkronen hockten.

Anke:
Es war mal wieder so weit. Torsten hockte hinter mir im Boot, drosch wie ein Berserker mit seinem Paddel auf den Fluss ein und fluchte die Welt zusammen. Schade eigentlich, dass er genau jetzt so einen Lärm machen musste. Jetzt, da sich gerade mal wieder eine der schönsten aller Urwaldecken angekündigt hatte.
Wie ein Klippentaucher vor dem Absprung sog ich die warme Luft ein und blendete alles andere um mich herum aus. Ich ließ diesen wunderbaren Duft

durch meine Nase strömen und durch den Rachen bis tief in die entlegensten Winkel meiner Lunge. Dann öffnete ich einen Spalt breit den Mund und konnte ihn schmecken. Über meine Lippen floss er, der Duft, und ganz hinten glitt etwas wie warme Honigmilch über meine Zunge. Sogar beim Ausatmen vermochte ich ihn noch deutlich zu spüren.
War das nicht wunderbar? Ich atmete die reinste Luft der Welt. Kein Staub, kein Gestank, keine Abgase. Gar nichts. Pure, klare Waldluft gesättigt mit diesem herrlichen Blütenduft, der süßer war als türkisches Gebäck. Ich blähte die Nasenflügel wie ein Rennpferd und sog meine Umgebung in mich hinein. Jede Pore sperrte ich auf, damit mir nicht das geringste Molekül entging. Und jede Zelle meines Körpers war von diesem berauschenden Duft erfüllt.
„Was machst du denn da für Atemübungen? Ist dir schlecht?“, fragte Torsten verwirrt an.
„Nee nee, wir sind nur gerade wieder in der Nähe meines Lieblings-Blumenstrauß-Baumes“, grinste ich verträumt zurück. Wenn ich wollte, konnte ich mich völlig in diesem Geruch verlieren. Einfach die Augen schließen, die richtige Welt ausblenden und wie ein Geist durch diese unendlich süße und saubere Atmosphäre schweben, die mich umfing wie eine dicke, weiche Wolke.
Es gab genau zwei Sorten von Bäumen, in die ich mich hier verliebt hatte: Die „Blumenstraußbäume“ und die „Großen Roten“. Diese Urwaldriesen mit den rubinfarbenen Blättern musste ich einfach für ihr glamouröses Erscheinen lieben. Gleich einem schillernden Star in der Masse reckten sie ihren glatten silbrigen Stamm durch das gewöhnliche Grün des Urwalds und präsentierten stolz ihre blutroten Blätter wie kostbaren Schmuck. Perfekt geformt und perfekt gefärbt – die Juwelen des Waldes.
Aber was lässt sich schon über Schönheit sagen, wenn man den ganzen Tag lang paddelt? Gegen Strömung, Hunger, Sonnenbrand und Sandfliegen kämpft. Wenn die Minuten am schnellsten verschwinden, indem man die Sekunden wegzählt. Wie bedeutend sind die schönen Dinge überhaupt noch? Gerade dann, wenn die Zeit zu stehen scheint, wenn sich nichts mehr bewegt und nichts verändert, hat man eine Ewigkeit, um genau zu beobachten. Zu erkennen, dass alles Schöne gleichzeitig alles Wichtige ist. Schönheit lädt die Batterien auf. In Schönheit kann man sich sonnen und wohl fühlen. Schönheit wärmt die Seele an und ist die Nahrung für das Gute in uns. Duft betört und Farben faszinieren. Aber nur wenn man alles zusammen wahrnimmt, entstehen Eindrücke für die Ewigkeit. Kleinigkeiten sind es, die jedem Erleben ihre Bedeutung verleihen. Und die schönen Kleinigkeiten sind es, die allen Ärger plötzlich verschwinden und völlig unwichtig werden lassen.
Kleinigkeiten wie die prächtigen azurblauen Schmetterlinge. Sie wurden unsere liebsten Begleiter, weil sie jedes Mal, wenn sie durch die Luft

torkelten, das Lächeln in mein Gesicht zurückzauberten. Oder die beiden Falken. Kaum flatterten sie aufgeregt um unser Boot herum, lachten wir beide und wussten, dass die Welt in Ordnung war. Wie ein Paar treuer Schutzengel begleiteten uns die braunen Tierchen mit den riesigen Augen Tag für Tag und passten zuverlässig auf uns auf.
Und wenn sich der Fluss mal wieder von seiner unbarmherzigsten Seite zeigte, der Wettergott schmollte und der Wald jeden noch so kleinen Farbklecks in seinem Inneren verborgen hielt, besaßen wir immer noch die Süßigkeiten. Die guten Erdbeer-Sahne-Bonbons von zu Hause und die Waldfrucht-Multivitamin. Über diese Leckerbissen konnten wir uns gut und gerne eine Stunde lang freuen. Und wenn gar nichts mehr half, gönnten wir uns sogar einen Lolli, eine Pause und einen dicken fetten Kuss. DAS war schön!

Torsten:
Der Himmel war grau, und ab und an donnerte es bedrohlich, als wir das Camp aufschlugen. Ich ging herunter zum Fluss und hängte einen mit Fisch gespickten handlangen großen Haken in den Fluss. Mal schauen, was morgen früh daran zappeln würde. Dabei blickte ich nachdenklich flussabwärts. Manchmal sieht man weiter voraus, wenn man zurück schaut. Wir hatten heute den ganzen Tag gegen den Fluss gekämpft und wieder nur fünfzehn Flusskilometer geschafft. Das hieß, dass wir unseren ursprünglichen Zeitplan, in nur neun Tagen den Sepahua hoch zu fahren, total vergessen konnten. Wir würden mit Sicherheit an die zwanzig Tage brauchen, um überhaupt bis zu diesem Quebrada Sungaro zu kommen. Dann folgte die Landüberquerung und danach noch siebenhundert Kilometer den Río Piedras hinab. Da blieb kein großer Spielraum mehr für Eventualitäten wie Krankheit und schlechte Befahrbarkeit des Flusses. Wir sollten langsam anfangen, uns einen Plan B zurecht zu legen. Auch was die Verpflegung betraf.
Nach dem Abendbrot besprachen wir die Lage im Zelt.
„Wir müssen eben rationieren“, schlug Anke vor. „Jedenfalls alle Portionen, die wir für den Sepahua gerechnet haben. Vielleicht kommen wir damit hin.“
Ich schaute auf die Karte. „Könnte klappen. Vor allem, wenn wir hier in den Siedlerhütten noch etwas tauschen können.“ Mit dem Finger tippte ich auf einige schwarze Punkte, die kleinere Siedlergemeinschaften ankündigten.
„Und was die Zeit anbelangt, müssen wir eh so weitermachen wie bisher. Schneller werden wir wohl nicht werden. Aber wir kommen schon da hoch. *Poco a poco*, *Señor*“, grinste Anke. Stück für Stück halt.
Ich feixte freudestrahlend zurück. Ihren Optimismus fand ich wunderbar. Ein wenig hatte ich schon Bedenken gehabt, dass sie langsam aber sicher die Tour zu stressig fand.

„Vielleicht lässt ab hier auch die Strömung etwas nach. Wir schaffen dann bestimmt mindestens ein Drittel an Kilometern mehr pro Tag.“ Ich zeigte auf den letzten größeren Flusslauf, der in den Río Sepahua mündete. Wenn wir den passiert hätten, würde unser Sepahua hoffentlich weniger Strömungspower haben.
„Kann schon sein“, sagte Anke und plante gleich weiter. „Pass auf. Wir machen zwei „Fresssäcke“ fertig. Einen für den Río Sepahua und den anderen für den Piedras. Den Piedras-Sack rühren wir nicht eher an, bevor wir nicht auch an dem Fluss sind. Okay?“
„Oha, das wird dann ’ne Diät-Tour“, meinte ich. „Aber was wir zusätzlich ergattern, hauen wir uns flugs mit Genuss hinunter – und werden wieder dick.“ Ich klatschte mir lachend auf den Bauch und rutschte ganz dicht zu Anke hinüber.
„*Eh, amigo!*“, rief plötzlich jemand. „*Amigo! Eh!“*
Wir fuhren vor Schreck hoch wie Sylvester-Raketen. Am dunklen Ufer hatte irgendwer nach uns gerufen.
„*Que?* Was?“ Schnell zerrte ich mir meine Hose über.
„Kommen Sie doch mal!“
„*Momentito!*“ Ich kroch aus dem Zelt und sah am Ufer den Schein einer Taschenlampe, die neugierig auf uns gehalten wurde. Unsere Besucher waren höflicherweise am Ufer geblieben und hatten sich nicht direkt ans Zelt gestellt. Das würde ich auch nicht machen, da man sehr schnell Gefahr lief, eine Ladung Schrot in den Hintern zu bekommen, wenn man sich nachts irgendwo an ein Camp schleicht. Es waren zwei junge Burschen. Einer der beiden war im Boot geblieben. Zur Begrüßung bot ich ihnen Zigaretten an.
„Man hat uns gesagt, dass zwei *gringos* hier auf dem Fluss unterwegs sind“, meinte der Wortführer und zündete sich seinen Glimmstängel an. Im Licht des Feuerzeugs erschienen seine Augen eng zusammengerückt, so als wäre irgendwie nicht genug Platz für sie im Gesicht gewesen.
Anke und ich blickten uns neugierig an. Das hatte sich ja schnell herumgesprochen.
„Und deshalb wolltet ihr uns mitten in der Nacht besuchen?“, fragte ich.
„*No*. Wir arbeiten in einem Holzfällercamp weiter stromauf. Nach dem gestrigen Regen sind uns einige Stämme durch die Lappen gegangen, die wir jetzt wiederfinden müssen. Ihr habt die Stämme nicht zufällig gesehen?“ Tief inhalierte er den Rauch seiner Zigarette und schaute zu seinem Kumpel.
„Na ja, wir haben heute einige Stämme herunterkommen sehen, wissen aber nicht mehr genau, wo das war. Die sind bestimmt schon längst im Urubamba“, flachste ich ein wenig, weil ich es seltsam fand, in stockdunkler Nacht Baumstämme auf einem Fluss zu suchen.

„*Puta mierda*. Verdammte Kacke. Bloß das nicht“, schnappte unser Besucher und schmiss seine Kippe in den schwarzen Fluss. „*Mucha plata, amigo*. Viel Geld, Kumpel. Verstehst du?“
Das verstand ich schon. Vor allem, wenn die Kohle im wahrsten Sinne des Wortes den Bach runtergeht. Die beiden drucksten noch ein wenig herum und machten sich dann wieder auf ihren Weg. Anke und ich schauten uns verständnislos an, zuckten mit den Schultern und verkrochen uns wieder im Zelt. Seltsame Leute hier.

*

Wir lagen mit dem Kopf voran am offenen Zelteingang, schlürften heißen Kaffee und hofften, dass die Welt bald wieder näher an die Sonne rutschte. Es regnete Bindfäden.
„Fahren wir heute weiter?“, fragte ich und versuchte ein Stück Himmel zu entdecken, welches nicht die Farbe von Eisenspänen besaß.
„Hm“, räkelte sich Anke im Schlafsack. „Wir müssten eigentlich sofort los aber ...“ Sie zeigte mit dem Kaffeepott hinaus in den Regen. „Pass auf. Wenn es bis zehn Uhr nicht aufgehört hat zu gießen, fahren wir weiter. Wenn nicht, bleiben wir hier und versuchen, das Beste daraus zu machen.“
„Find’ ich gut. Denn bis zehn Uhr müssen wir nämlich umgezogen sein“, griente ich. Beim Kaffeemachen hatte ich gesehen, dass es wirklich nicht mehr lange dauern würde, bis der Fluss unser Zelt erreicht hatte. Der Sepahua war ziemlich gestiegen und rauschte jetzt gefährlich nah an unserem Camp vorbei.
Gegen zehn war es dann wirklich soweit. Wir zogen nicht weiter, sondern um. Bis an die Waldkante hoch. Erst gegen Mittag ließ der Regen nach. Dem Urwald schien eine Last von den Schultern genommen worden zu sein; es schien, als richtete er sich ächzend und langsam wieder auf. Überall tropfte es noch von den Bäumen, und das monotone Rauschen des Regens machte nun wieder anderen Geräuschen Platz. Selten ließ sich die Sonne blicken. Aber wenn ihre Strahlen auf den nassen Ufersand fielen, hätte man denken können, dass dort jemand Wasser in ein großes Lagerfeuer gekippt hätte. Der Strand dampfte dann nur so.
Enttäuscht zog ich meine Nachtangelschnur an Land. Das Ende der Sehne war ausgefranst, der Haken weg. Schade eigentlich. Entweder hatte ein Riesenfisch oder gar ein ahnungsloser Kaiman daran herumgenagt, oder der Haken hatte sich nur im hinuntergeschwemmten Treibholz verfangen und ... peng. Weg war er.
Anke sortierte unsere Verpflegung um, wie wir es gestern Abend beschlossen hatten. Viel blieb uns nicht. Die Portionen entsprachen zweihundertfünfzig Gramm Reis oder Nudeln pro Tag für jeden. Dazu kamen diverse Brühwürfel

und Tütensuppen. Als Delikatessen und zur kulinarischen Abwechslung blieben drei Beutel Kartoffelpüree und mehrere Portionen Kakao. Das war alles.
Ich spaltete indes mit der Machete große Bambusrohre in sicherer Entfernung von unserem Lager. In den Kammern der gewaltigen Bambusstämme wimmelte es nur so von Ameisen. Aber die alten, hohlen Stämme brannten immer noch am schnellsten und besten. Sie waren jedoch nur zum Feuer „anfüttern" geeignet und nicht dazu gemacht, eine längere Zeit und mit großer Hitze zu brennen. Dazu brauchte man schon anderes Holz. Deshalb schleppte ich noch etwas festes Treibholz herbei. Obwohl es erst um die Mittagszeit war, versuchte ich bereits jetzt, ein großes „Tagesfeuer" in Gang zu bekommen, um daran pitschnasse Holzkloben für heute Abend langsam aber sicher zum Trocknen und Brennen zu bringen.
So, meine Aufgabe war erst mal erledigt. Das Feuer quiemte vor sich hin. Jetzt war es an der Zeit, endlich einen großen Fisch zu fangen, damit sich das Feuermachen auch gelohnt hatte. Aus einem dünnen, grünen Bambusrohr baute ich mir schnell eine kleine Angel und zog los wie Tom Sawyer, um damit Köderfische zu angeln. Circa hundert Meter stromauf fand ich in der Nähe eines Busches eine geeignete Stelle zum Fischen. Doch irgendwie sah es hier seltsam aus. Die Stelle war schon einmal beackert gewesen, denn hellgrüne Bananenblätter wiegten sich sanft im Wind. Und lugte dort oben zwischen den Blättern nicht das Dach einer Hütte heraus?
Ich ließ Angel Angel sein und rief Anke hinzu. Zusammen kletterten wir kurz darauf zwischen den Bananenstauden Richtung Haus. So gut es eben ging, versuchten wir soviel Krach wie möglich zu machen. Wir stampften dazu mit den nackten Füßen auf den Boden und hieben bei jedem Schritt die Breitseite der Machete an die Stauden. Auf solchen ehemals bewohnten *campos* trieb sich nämlich immer einiges an unangenehmen Viehzeug wie zum Beispiel Schlangen herum. Diese hören nicht sonderlich gut. Sie verspüren in erster Linie mit ihrer Bauchseite Vibrationen, die sie dazu veranlassen die Flucht zu ergreifen. Das bildete ich mir jedenfalls schon seit Jahren ein. Und weil ich immer wie ein Elefant durch den Wald gestampft war, hatte ich bisher bei allen Urwaldbesuchen noch keine Schlange aus der Nähe gesehen.
Die klitzekleine Hütte war erreicht. „Sieht cool aus, was?", staunte Anke. Aus armdicken Ästen hatten ihre früheren Benutzer ein stabiles Gerüst gefertigt. Das Dach der Unterkunft bildete ein typisches Geflecht aus bestimmten Palmenwedeln. Der Fußboden befand sich knapp einen Meter über der Erde und war aus einer äußerst widerstandsfähigen Rinde hergestellt. Wände besaß die Behausung nicht. In der unmittelbaren Nähe der Hütte fanden sich noch zwei weitere, bereits mit Pflanzen überwucherte Konstruktionen sowie ein Gestell zum Fleischtrocknen.

„Hier hat bestimmt mal eine kleine Familie gewohnt“, mutmaßten wir. Gegen ein bloßes Jagdcamp sprachen die Bananenstauden, die wir gründlicher in Augenschein nahmen. Aber leider fanden wir keine einzige der begehrten Früchte. Wir schlenderten noch ein wenig dort oben herum. Dann gingen wir erst mal zurück zum Feuer, um einiges an Holz nachzulegen. Anke schnallte sich am Camp erneut ihre Machete um, schlüpfte in die Gummilatschen und schnappte sich zu guter Letzt ihre Kamera.
„Ich gehe erst mal auf Expedition“, verkündete sie. „Noch mal hoch zu dem Indianer-Camp, um einige Bilder zu schießen.“
„Alles klar. Ich kümmere mich um das Feuer und fange uns ein Abendessen“, sagte ich und schob noch einen kräftigen, nassen Strunk näher an die Flammen.

Anke:
Hm, Torsten beim Angeln zu beobachten, war nicht gerade die spannendste Beschäftigung, die ich mir vorstellen konnte, um einen vergnüglichen Tag auf der Sandbank zu verleben. Die Hütten, die wir eben entdeckt hatten, machten da schon einen bedeutend aufregenderen Eindruck. Die könnte ich doch eigentlich mal genauer ausspionieren, bevor es wieder zu regnen beginnt und nebenbei ganz in Ruhe ein paar Schnappschüsse vom Urwald machen. „Ich gehe erst mal auf Expedition!“, rief ich meinem Lieblingsangler zu. Er kakelte irgendetwas von einem Riesenfisch oder so, dann verschwand er hinter einem dicken Baum. Mein erster Abstecher alleine in den richtigen Dschungel! Komisch nur, dass ich mich gar nicht fühlte wie „auf der Suche nach dem grünen Diamanten“. Keine Schnürstiefel, kein Tropenhelm, kein monströses Jagdgewehr und kein Heldenstatus. Nur ein fransiger Sarong und fiese rosa Badelatschen, dazu die Kamera – so kraxelte ich den Abhang zum verlassenen Lager hinauf.
Der Platz vor den drei kleinen Hütten war noch nicht wieder vollständig zugewuchert und ich konnte problemlos weiter Richtung Wald stapfen. „Klick“ und immer wieder „Klick“, sagte meine Kamera, während ich damit alles einfing, was exotisch genug aussah und nicht schnell genug wieder verschwand. Blüten und Blätter und kunterbunte Heuschrecken zu Beispiel. Doch als es langsam immer mühsamer wurde, mir einen Weg durch das grüne Dickicht zu bahnen, klingelten endlich die Alarmglocken im Kopf. Der Blick auf meine nackten Füße und die Dornen um mich herum zeigte mir ziemlich deutlich, dass ich mich nicht gerade klug verhielt. Besser, ich drehte wieder um und nahm die Hütten noch mal in Augenschein.
Aber hoppla – was war das denn? Täuschte ich mich, oder lag dort wirklich eine kleine braune Schlange eingerollt auf dem Rindenfußboden? Alarmiert suchte ich den Erdboden um mich herum ab und als ich nichts

Beunruhigendes weiter entdeckte, schlich ich mich vorsichtig näher. Tatsächlich! Etwa fingerstark und zusammengekringelt wie ein Hundehaufen schlief das kleine Ding auf dem warmen Holz. Ich zückte die Kamera und zoomte so dicht es ging. Porträtaufnahme – fantastisch! Und gleich noch einmal, ein bisschen dichter heran.
Nicht den Bruchteil einer Sekunde wagte ich die Schlange aus den Augen zu lassen, doch ich konnte keinerlei Bewegung erkennen. Auch nicht, als der Sicherheitsabstand für meinen Geschmack schon fast ausgereizt war. Hier bin ich doch vorhin auch schon lang gegangen! Hatte ich sie nur übersehen oder lag sie erst ein paar Minuten dort? Und wo trieben sich all ihre Geschwister herum? Sie sah ziemlich frisch geschlüpft aus, wenn ich ihre mickrigen Ausmaße richtig deutete ...
Das Jahr in Australien hatte mir zum Glück einiges an Erfahrung beschert, was den Umgang mit Schlangen betraf. Ich hatte keine unkontrollierbare Angst mehr vor ihnen, mehr einen gesunden Respekt vor ihrer Schnelligkeit und ihrem Gift. Deshalb befürchtete ich auch jetzt keinen Angriff, sondern war in erster Linie bemüht, einen Unfall durch Unachtsamkeit zu vermeiden, wie wir das eigentlich schon fast aus Gewohnheit taten. Wo immer wir lang kamen, verursachten wir sicherheitshalber mehr als genug Lärm, um alles zu verscheuchen, was sich noch selbstständig bewegen konnte. Wir trampelten mit den Füßen auf und traten oder schlugen gegen alles, worauf wir uns setzen wollten. Nicht nur wegen der Schlangen, auch gegen Ameisen war das eine auf keinen Fall zu vernachlässigende Taktik.
Meiner Meinung nach ging die mit Abstand größte Gefahr hier sowieso von den Sandfliegen und den kleinen Bienen aus. Die waren nämlich gerade mal wieder ganz kurz davor, mich in den Wahnsinn zu treiben. Ganz kurz!

Begegnungen

Torsten:
Die Temperatur war in der Nacht wie ein Stein gefallen. Es war bestimmt immer noch zwanzig Grad warm, aber im Vergleich zum Vortag erschien uns dieser Morgen eiskalt. Wir brachen früh auf und kämpften mit frischem Mut gegen die immer noch unverändert starke Strömung. Plötzlich hörten wir den Motor eines *peque peque*, eines motorisierten Kanus, welches uns entgegen kam. Beim Vorbeifahren hoben wir grüßend unsere Paddel. Doch das Boot wendete und jemand bedeutet uns, mal anzuhalten. Was wir auch taten. Die Besatzung des Kanus bestand aus fünf Personen, die sich angezogen hatten, als machten sie einen Skiausflug. Sie waren in dicke Wollsachen gehüllt, und der Steuermann hatte neben seiner Mütze sogar Handschuhe an. Eine junge Frau hielt ein kleines Mädchen in ihren Armen, das fast vollständig in schneeweißen Stricksachen steckte und uns schüchtern anschaute.
„Hola, Señores! Buenas días." Ich kramte wie immer nach Tabak zur Begrüßung und Anke nach Bonbons.
„Guten Morgen!" Ein junger Typ nahm mir den dargebotenen Tabaksbeutel nebst Papier aus der Hand, bediente sich daran und reichte die Rauchutensilien an seine Kollegen weiter. „Vielen Dank."
Anke drückte dem Mädchen ein Bonbon in die kleine Hand.
„Ich bin Ingenieur Javier und Chef der INRENA-Station am Sepahua", stellte sich uns der junge Mann vor. INRENA nannte sich die staatliche Forstbehörde Perus, erinnerten wir uns dunkel. "Das ist meine Frau und die Männer meine Chauffeure", zeigte er stolz auf die Insassen, um gleich darauf sehr amtlich zu werden. „Was machen Sie denn hier? Könnte ich bitte Ihre Papiere sehen?"
„Wir wollen den Sepahua hoch und dann den Río Piedras herunter bis Puerto Maldonado", antwortete ich. Der Ingenieur verzog ungläubig sein Gesicht.
„Wir sind auf der Suche nach Felszeichnungen, nach *petroglifos*", setzte ich erklärend fort und zog unser Empfehlungsschreiben der SIARB aus meiner Armeehose. Vielleicht würde es uns bei den hiesigen Behörden ähnlich behilflich sein wie damals in Bolivien: Immerhin war es auf Spanisch verfasst und beinhaltete eine Menge fürchterlich offiziell aussehender Stempel. Der junge Ingenieur Javier las aufmerksam das SIARB-Dokument. Aus seiner Jacke friemelte er einen Stift und ein Notizbuch.
„Ich notiere mir nur Ihre Namen und Ausweisnummer. Für meine Behörde und ..." Er machte eine kurze Pause. „... falls etwas passiert und jemand nachfragt, ob Sie hier durchgekommen sind. Ist das okay?"
„Na klar!", antworteten wir gleichzeitig. „Kein Problem."

Ich reichte nochmals Tabak herum, den vor allem die beiden indianischen *mototaxistas* begeistert annahmen.
„Sie kennen den Río de las Piedras? Beziehungsweise einen seiner Zuflüsse – den Quebrada Sungaro?“, fragten wir den INRENA-Beamten neugierig. Doch dieser winkte ab.
„Nein. Tut mir leid. Dort oben war ich noch nicht.“ Er drehte sich zum Steuermann. „Du vielleicht?“
Der Mann nickte lächelnd. „*Claro* kenne ich den Sungaro. Aber da war ich auch noch nicht. Das ist ziemlich weit weg von hier.“ Sein Kumpel warf lachend ein: „Da oben wohnen die „Nackigen“, *Señor*. Die haben keine Sachen am Leib und schießen mit Pfeil und Bogen auf einen. *Mucho cuidado!* Obacht!“ Er machte eine eindrucksvolle Pantomime eines Bogenschützen. Warum er dabei lachte, war mir schleierhaft; fand es aber gut, denn es nahm der Warnung die Dramatik.
„Fahren Sie doch bis zur Station“, lenkte der Ingenieur ein. „Wenn Sie wollen, können Sie dort übernachten. Im Moment ist keiner da, aber wenn Sie ein Zelt mit dabei haben ...“ Mit Hilfe der Karte erklärte er uns auf welcher Seite und an welcher Biegung des Flusses die Station sei. Das war eine gute Idee und allemal eine Tagesetappe für uns. Die INRENA-Leute wollten weiter. Runter nach Sepahua, um dort frische Lebensmittel einzukaufen. Zum Abschied schenkte uns die Frau noch eine große Papaya, die wir liebend gern annahmen.
Die Stunden vergingen. Der Himmel schien heute nicht mehr aufzureißen. Wir mussten uns etwa eine Biegung vor der INRENA-Station befinden, als Anke sagte: „Schau mal, da vorn.“ Sie deutete mit dem Paddel auf einen umgestürzten Baum, dessen Krone direkt vor uns ins Wasser ragte. Dahinter saß in einem kleinen Einbaum ein schon in die Jahre gekommenes Pärchen. Der Mann hielt eine Angelsehne zwischen seinen Fingern, währenddessen die Frau mit einem Messer kleine Fische ausnahm. Die beiden verzogen keine Mine, als wir näher kamen.
„*Buenas tardes, Señores*.“ Mit einem kräftigen Paddelschlag fuhren wir zu ihnen heran. Jetzt fing der Mann an zu lächeln und holte mit sicherer Bewegung seine Angelsehne ein.
„Guten Tag auch.“ Seine dunklen Augen schweiften über uns und unser Kanu und blieben neugierig an Anke hängen. „Sie kommen aus Sepahua?“
Wir bejahten. Ich bot dem Angler eine Zigarette an und der taute jetzt immer mehr auf. Die beiden waren *Machiguenga*-Indianer und lebten in einer kleinen Hütte gegenüber der neuen INRENA-Station. Seine grauhaarige Frau sagte keinen Ton. Stumm verrichtete sie ihre Arbeit, schlitzte Fisch für Fisch auf und warf die Innereien dem halben Dutzend junger Hunde hin, die sich zu ihren Füßen tummelten. Die Unterhaltung mit ihrem Mann gestaltete sich

relativ schwierig. Wir verstanden kaum etwas, da er ständig zwischen seiner Muttersprache und Spanisch wechselte. Doch er erzählte ohne Punkt und ohne Komma.
„Ich wusste ja, dass Sie kommen“, hörte ich heraus. Der Mann hob den Zeigefinger wie ein Lehrer. „Ich habe es heute Nacht geträumt.“
„Bitte?“, fragte ich einigermaßen verdutzt.
„Ich sagte heute Morgen zu meiner Frau, dass im Laufe des Tages zwei *gringos* aus Sepahua kommen würden. Eine Frau und ein Mann. Nicht wahr?“, freute er sich königlich und drehte sich antwortheischend zu seiner Frau hin, die einfach mit dem Kopf nickte.
„Tja, und da sind wir auch schon“, sagte ich und schaute zwinkernd zu Anke hinüber. „Und wie ging Ihr Traum aus?“
Der Indianer blies genussvoll den Tabakqualm durch seine Nase. „Die beiden fuhren weiter stromauf. Weiter und immer weiter“, antwortete er feierlich und zeigte den Fluss hinauf.
„Na, wenn das mal kein guter Traum war, was?“ Halb ungläubig und ein bisschen neugierig fragten wir: „Und wo kamen die Beiden dann an?“
Der Mann hob seine kräftigen Schultern. „Irgendwo dort oben.“
„Hoffen wir das Beste, *Señor*. Sie persönlich waren schon einmal ganz an der Quelle?“, holte ich das Gespräch aus der Traumwelt zurück.
„*Sí*. Früher einmal. Als Kind.“ Unser Gesprächspartner schlug sich mit der Handfläche auf den Oberschenkel. „Das ist lange her.“ Er nahm sich noch einmal Tabak und begann in einen turbulenten Monolog zu fallen, indem es um Jaguare, Fische und Affen ging. Das nahmen wir jedenfalls an. Bekräftigend nickten wir zu seinen Ausführungen wie die Wackeldackel und verstanden dabei ehrlich gesagt kaum ein Wort. Mein Blick fiel jetzt immer öfter in sein Boot, in dem ich einen Bogen und mehrere lange Bambuspfeile entdeckt hatte. Diese Waffen interessierten mich ziemlich, doch kam ich mir ein wenig unhöflich vor, den älteren Mann zu unterbrechen, und sie mir zeigen zu lassen. Dieser fragte uns jetzt, wo wir denn heute noch hinwollten.
„Noch etwas höher“, antwortete ich darauf und deutete auf die Biegung vor uns. “So weit wir bei der Strömung heute noch kommen.“
„*Claro*.“ Der Indianer nickte verstehend mit dem Kopf. „Das ist noch ein weiter Weg. In der Nacht fahren Sie auch?“
„Nein“, winkte ich ab. „Nachts schlafen wir in der Regel. Nur am Tag wird gepaddelt.“
Der Mann lachte kurz auf. Bei den Flussindianern ist es in der Regel so, dass sie Tag und Nacht unterwegs sind, bis sie ihr Ziel erreicht haben. Auch wenn es Tage dauert. Ein Ding, was ich bis heute nicht verstehe, da ich mir persönlich nicht vorstellen kann, in stockdunkler Nacht irgendeinen Fluss zu befahren. Vor allem nicht, wenn dort definitiv Untiefen, Treibholz und

Stromschnellen zu erwarten sind. Aber okay, wir waren hier auch nicht zu Hause.
Unsere Unterhaltung erschöpfte sich langsam und wenn wir heute noch einige Kilometer schaffen wollten, mussten wir uns jetzt von dem freundlichen Pärchen verabschieden.
Wir paddelten weiter. Aber nur etwa eine Viertelstunde. Auf dem hohen Ufer rechter Hand von uns ruhte eine neu aussehende Holzhütte. Irgend jemand stand dort oben und beobachtete unser Kommen.
„Fahren wir ran?“, fragte ich Anke.
„Warum denn nicht? Ich bin ehrlich gesagt ein wenig neugierig, wie solch eine Station aussieht.“
Wir hielten unterhalb der INRENA-Hütte direkt neben einem wackligen Einbaum und balancierten darüber an den kleinen Strand. Während unserer Anlegeübung war ein Typ zum Ufer herunter gekommen.
„He! Guten Tag!“, wurden wir überschwänglich begrüßt. Der Mann gab uns die Hand. Seine große Nase war scharf wie ein Jagdpfeil und sein Gesicht eine einzige Lachfalte. Um die Stirn hatte er sich ein buntes Band gewickelt, dass seine grauen Locken bändigte. Die Füße steckten in Gummistiefeln, in welche absichtlich Löcher geschnitten waren, damit beim Waten im Wasser dieses auch gleich wieder herausgedrückt wurde.
„Sie wollen sicher zum Ingenieur Javier, was? Aber der ist momentan nicht da.“ Er ließ ein keckerndes Lachen los, welches ansteckend war.
„Den haben wir heute Morgen schon getroffen“, versicherten wir ihm und ich kramte obligatorisch nach dem Begrüßungs-Tabak. Langsam wurde es mir bei dem ganzen Gequalme heute etwas schlecht. Aber wir trafen ja schließlich nicht jeden Tag auf Leute, denen wir etwas anbieten konnten, und theoretisch musste ich ja auch nicht ständig mitrauchen. Tja, nur dass der Typ ebenfalls Tabak besaß und im Gegenzug mir eine stolze Prise Naturtabak anbot, die ich ja wohl schlecht ablehnen konnte. Während Anke ihm erklärte, wo und wann wir die INRENA-Besatzung heute Morgen getroffen hatten, begann sich über mir langsam der Himmel zu drehen. Mein lieber Scholli – der Tabak war wirklich nichts für Weicheier.
„Und? Klasse Ernte, was?“ Mein rauchender Freund klopfte mir lachend auf die Schulter und ich nickte tapfer – wahrscheinlich bleich wie ein Schlossgespenst. Jetzt gesellte sich auch noch eine junge Frau zu uns, die hier im Wald einen eher punkigen Anblick bot. Die Stirn zierte ein dunkelblauer Stern, und die abstrakten Tätowierungen auf ihren nackten Oberarmen hätten Picasso vor Neid erblassen lassen. Neugierig blitzten ihre Augen unter den abrasierten Augenbrauen zu uns hinüber.
„Hallo, wie geht’s“, sagte sie freundlich mit dem Timbre einer Kettenraucherin in der Stimme. Ihr Freund erklärte ihr im Eilverfahren,

woher wir kamen und wohin wir wollten. Dann entschuldigte er sich für einen Moment und flitzte gewand den Hang zur Station herauf.
„Tja ...“ Unschlüssig standen wir der jungen Frau gegenüber und schimpften alle zusammen über die lästigen Sandfliegen. Das schien ein schier unerschöpfliches Thema zu sein, wenn man nicht so recht weiß, was man sagen soll. So ähnlich wie bei uns in Deutschland ein zwangloser Small Talk über das Wetter.
Der agile Mann stieß nach wenigen Minuten mit einem Jauchzer wieder zu uns. Jetzt hatte er zwei Leinensäcke bei sich, die er uns keuchend in die Hände drückte.
„Hier“, zeigte er mit dem Finger drauf. „Die könnt ihr haben.“
„Was ist denn das?“, fragte Anke verwundert, als sie den kleineren Sack geöffnet hatte.
„*Manioca*“, antwortete der spendable *Señor*. *Manioca* oder auch *fariña* genannt ist ein aus der Yucaknolle gewonnenes und geröstetes, grobkörniges Mehl, welches im Amazonasbecken zu den Grundnahrungsmitteln Nummer eins gehört. Er griff in den Sack, holte eine Hand voll davon heraus und stopfte sie sich in den Mund. „*Prueba!*“, schmatzte er mit leuchtenden Augen und forderte Anke auf, es ihm gleich zu tun. Ich grinste in mich hinein, da ich davon ausging, dass Anke das pure Mehl nicht unbedingt zusagen würde. Doch die verzog erst mal keine Mine. „Klasse“, sagte sie staubtrocken. Ich blickte sie erstaunt an. Also mir schmeckte das Zeug bisher immer nur wie Sägespäne. Jedoch in eine Soße gerührt, ist es durchaus genießbar. Neugierig schaute ich in den anderen Sack. Wow, darin lagen bestimmt zwei Dutzend der kleinen süßen Bananen.
„Fantastisch!“ Ich hob erfreut den Daumen hoch, leckte mir die Lippen und zeigte Anke den fruchtigen Sackinhalt. Dann ging ich zum Kanu zurück, um einige Dinge zu holen, mit denen wir uns für die Geschenke revanchieren konnten. Kaffee wechselte den Besitzer und der lockige Mann freute sich gewaltig über die großen Angelhaken.
„Komm, wir rauchen noch eine Zigarette“, bot er mir abermals seinen Spezialtabak an. „Und dann müssen wir auch los. Als wir euch gesehen hatten, wollten wir eigentlich gerade aufbrechen ...“
„Nee, danke, *amigo*“, lehnte ich rasch ab. „Ich nehme lieber ’ne Banane. Wollt ihr heute noch Richtung Sepahua?“
„Was? Sepahua? Öh, nein, nur ein Stück flussab“, druckste der Mann ein wenig herum, schaute kurz zu seiner Freundin und zwinkerte mir dann kumpelhaft zu. Wir grienten zurück. Die beiden wollten ganz offensichtlich die „sturmfreie“ Station genießen. Und dabei würden wir natürlich auf keinen Fall stören. Eigentlich hatten wir ja vorgehabt, das Angebot des jungen Ingenieurs anzunehmen, die heutige Nacht hier zu verbringen. Aber da sie

ganz offensichtlich alleine sein wollten, konnten wir ruhig noch eine Stunde Paddeln dranhängen.
„Wir ziehen dann auch weiter“, sagte ich. „Und vielen, vielen Dank für die *fariña* und die Bananen!“
„Keine Ursache“, schnarrte die Frau mit tiefer Stimme und gab uns die Hand. „In Agua Negra könnt ihr bestimmt noch mehr Früchte bekommen.“
„Agua Negra?“
„Das ist eine große *comunidad*. Da kommt ihr vielleicht in zwei Tagen vorbei“, nickte sie.
„Alles klar. Schauen wir mal.“ Wir balancierten zu unserem Kanu. „*Nos vemos, Señores!*“
Die beiden hoben verabschiedend die Hände und stiegen dann die schlammigen Lehmstufen zur INRENA-Station herauf.

Die Bewohner des Waldes

Torsten:
Unsere Handflächen hatten mittlerweile die Formen der Paddelstiele angenommen. Die Mündung des letzten großen Zuflusses, des Río Shimbillo, lag hinter uns. Und leider auch die Hoffnung, dass dadurch die Strömung des Sepahua nachließ. Der Fluss war zwar sichtlich schmaler geworden, aber er zeigte uns immer noch die Zähne und machte das Vorwärtskommen zu einer täglichen Kraftprobe.
Voller Hoffnung auf frische Verpflegung paddelten wir an der Stelle vorbei, an der laut Karte Agua Negra zu finden sein sollte – die Ansiedlung, von welcher die Frau an der INRENA-Station gesprochen hatte. Aber statt einer Siedlung standen nur zwei kleinere, zugewachsene Hütten traurig am Ufer.
„Komisch. Wieso schwärmte denn die Frau so von dieser Siedlung? Hier ist doch keiner", wunderte ich mich. „Keine Hühner, keine Schweine ... Nichts."
„Was soll's. Vielleicht hatte sie ja die drei Hütten weiter oben gemeint", äußerte Anke mit einem Blick auf die Karte. „Die müssten wir morgen erreichen."
„Da bin ich mal gespannt. Ich meine, es ist zwar gut, dass wir hier quasi unter uns sind ...", sagte ich etwas nachdenklich. „... aber das kann auch bedeuten, dass wir nicht davon ausgehen können, bei allen eingezeichneten Hütten etwas Essbares einzutauschen."
„Ich glaube, das hat hier noch gar nichts zu sagen", dachte Anke laut und drehte sich zu mir um. „Wer weiß. Die sind ja vielleicht runter nach Sepahua gezogen, oder so. Schauen wir morgen mal, ob die nächsten Hütten bewohnt sind. Viele sind ja nicht mehr auf der Karte."
Wir paddelten weiter unter dem grauen Nachmittagshimmel dahin, um dem Fluss heute noch wenigstens zwei Kilometer mehr abluchsen zu können. Doch plötzlich wurde das monotone Pfeifen der Vögel von etwas anderem übertönt.
„Verdammt! Was war das denn?" Anke hielt mit dem Paddeln inne und hob lauschend den Kopf. Ein Geräusch war ertönt. Ein Geräusch, welches den Eindruck erweckte, als würde direkt neben uns ein Riesensaurier unter einer Hustenattacke zusammenbrechen. Ich begann zu grinsen.
„Ein Tyrannosaurus", neckte ich Anke.
„Quatsch. Da hat doch jemand ein Boot angeworfen", meinte sie eher praktisch denkend, um sich gleich darauf zu korrigieren. „Da kommt ein Sturm auf uns zu!"
Des Rätsels Lösung war jedoch alles andere als ein Motor oder gar ein Orkan. Es war ein Wicht von der Größe eines Tischbeins, der gerade erst angefangen hatte, verwirrende Laute von sich zu geben. Ein harmloser Brüllaffe, der

irgendwo vor uns im Wald sitzen musste. Dieses Tier ist der Abend- und Morgensänger der Amazonaswälder. Bei Sonnenaufgang und Sonnenuntergang paradieren die Affenrudel im Gänsemarsch auf den Ästen der Bäume, auf denen sie ihr jeweiliges Nachtlager aufschlagen; sie stoßen dabei einen tiefen, grollenden Ruf aus, der in meilenweitem Umkreis zu hören ist. Und der klingt wirklich, als kämpften prähistorische Tiere des Waldes um Leben und Tod. Wir freuten uns beide über die Anwesenheit des pelzigen Krachmachers und versuchten, ihn im Wald zu entdecken. Aber außer dichtem Blattwerk bekamen wir nichts Aufregendes zu Gesicht. Hoffentlich würden wir die Affenschreie noch öfter hören; waren sie doch ein Indiz für eine intakte Natur.
„Man glaubt kaum, dass dieser Pelzzwerg solch einen Radau machen kann“, wunderte sich Anke immer wieder.
„Die haben ’nen unheimlich fetten Hals“, sagte ich. „Und weißt du warum?“
„Damit sie besser krakeelen können. Ist doch klar.“
„Ja auch. Aber wie der Brüllaffe zu diesem Hals gekommen ist, weißt du bestimmt nicht“, grinste ich.
Anke sah mich auffordernd an. „Nee.“
„Ganz, ganz früher ... “, hob ich mit meiner Märchenerzählerstimme an. „... begegneten sich der Klammeraffe und der Brüllaffe im Wald. Der Brüllaffe zeigte dem Klammeraffen, wie man eine Kokosnuss aufschlägt. Als aber sein langarmiger Kumpel versuchte, es nachzumachen, klemmte er sich die Daumen ein und quetschte sie ab. Das fand der natürlich nicht lustig und haute heulend ab. Aber irgendwann kam er wieder zurück – entschlossen, sich zu rächen.
‚Das ist doch der totale Quatsch’, sagte er zu seinem bärtigen Vetter. ‚Die Kokosnüsse schmecken viel besser, wenn du sie ungeöffnet isst.’ Er tat so, als würde er sich eine Nuss in den Mund schieben, schmatzte laut und rieb sich über seinen Pelzbauch. ‚Hm, lecker. Probier doch auch mal.’
Der leichtgläubige Brüllaffe guckte nicht schlecht. Er nahm sich ebenfalls eine Kokosnuss, betrachtete sie von allen Seiten und stopfte sie sich dann in den Mund. Klar, dass die Nuss in der Kehle stecken blieb. Der hinterhältige Klammeraffe keckerte laut vor Freude und machte sich schleunigst aus dem Staub. Und genau deshalb laufen bis zum heutigen Tag alle Nachkommen des gefoppten Brüllaffens mit einem dicken Hals herum, während die Hände der Klammeraffen für alle Zeiten ohne Daumen geblieben sind.“
Wir grinsten beide über diese alte Geschichte und lauschten dabei, wie sich die Schreie des Affen im Urwald verflüchtigten.
Die akustische Begegnung mit dem kleinen Krachmacher war an diesem Tag jedoch nicht die einzige Überraschung. Kurz bevor wir an das schlammige Ufer fuhren, um unser Nachtlager aufzuschlagen, schoss ein kugelrunder

Kopf aus dem Fluss hervor. Dunkelbraun und wie poliert glänzend. Es war ein Flussotter. Wassertropfen perlten von seinen Barthaaren. Zwei große schwarze Augen blickten neugierig in unsere erstaunten Gesichter und schienen zu sagen: „Aber Hallo!“ Dann verschwand er geschmeidig wieder unter Wasser, um einige Meter hinter unserem Boot abermals aufzutauchen und uns hinterher zu schauen.

*

Am Tag darauf konnten wir öfter die Flussotter beobachten, welche gemütlich am Ufer herumlagen und sich sonnten. Jedoch nur von Weitem, denn sobald wir etwas näher kamen, schlitterten sie gekonnt ins Wasser zurück.

Über der Umgebung lag ein seltsamer Märchenzauber. Vielleicht war der Fluss daran Schuld, der schmaler geworden war und uns dadurch einen anderen Anblick bis zu seiner nächsten Biegung gestattete. Waren die Bäume größer und höher? Hörten sich die Geräusche des Waldes nicht irgendwie anders an? Oder lag es einfach nur an unserer momentanen Stimmung? Die Sonne blitzte das erste Mal seit Tagen wieder vom blauen Himmel herab, und die Strömung schien nachgelassen zu haben. Wir hatten das Gefühl, richtig gut und schnell voranzukommen. Der Karte nach hätten wir schon längst wieder einige Hütten passieren müssen. Doch weder Häuser noch Spuren am Ufer zeugten vom Vorhandensein irgendwelcher Siedler. Das mussten auch die Tiere wissen, denn deren Fährten auf den Sandbänken häuften sich auffallend. Neben Kaimanen, Ottern und diversen Nagern gaben sich dort mittlerweile auch Wasserschweine, Tapire und sogar Jaguare die Ehre.

Am späten Nachmittag trugen wir unser Boot und die Klamotten ein letztes Mal um einige Stromschnellen und bauten dahinter auf einem hohen Ufer das Camp auf. Auch hier war vor noch nicht allzu langer Zeit der *tigre*, wie der Jaguar im Allgemeinen genannt wird, unterwegs. Seine großen Pfoten hatten sich beeindruckend tief in den Schlamm gedrückt. Sorgen machten wir uns deshalb nicht. Eher freuten wir uns über seine Präsenz; ähnlich wie über das gestrige Geschrei der Brüllaffen. Bevor wir uns aber ins Zelt legten, schoben wir trotzdem noch etwas dickes, nasses Holz ins Feuer, um es etwas länger am Qualmen zu halten. *El tigre* musste ja bei aller Liebe dann doch nicht so dicht an unser Camp herankommen, dass wir seine Barthaare zählen konnten. Wir lagen gemütlich unter unserem Zelt, durch dessen Moskitonetz wir in den sternenklaren Himmel schauen konnten. Eben hatten wir beide unsere letzten Einträge in die Tagebücher gepinselt und lauschten nun auf dem Rücken liegend dem nächtlichen Konzert der Urwaldbewohner. Ich war kurz vor dem Wegdösen, als plötzlich ein lautes KLATSCH! KLATSCH! ertönte. Scheinbar nur wenige Meter von uns entfernt. Anke und ich schossen völlig

perplex in die Senkrechte und lauschten, als sollten jeden Augenblick alle Geräusche dieser Welt abgestellt werden.
„Das war kein Tier“, flüsterte Anke. Ich schüttelte im Dunkeln den Kopf und griff nach der Flinte. Das nahe Klatschen hatte sich eher angehört, als ob jemand mit der flachen Hand absichtlich und mit voller Wucht auf den Sand klopfte. Bloß wer zum Teufel schlug mitten in der Nacht mit der Hand auf den Erdboden? Mir schossen die vielen Geschichten über die „nackigen Wilden“ durch den Kopf. War das Klatschen vielleicht ihre Art sich bei Nacht höflich und lautstark „anzumelden“? Wenn man Urwaldbauern besucht, ist es zum Beispiel üblich, laut in die Hände zu klatschen, um sich anzukündigen. Das Händeklatschen stellt die Türklingel dar. Geräuschvoll kletterte ich aus unserem Zelt hervor. Wir hatten abgemacht, dass Anke in unklaren Situationen erst mal im Zelt blieb. Als Rückendeckung quasi, falls etwas Unvorhergesehenes passierte. Nächtliche Besucher mussten ja nicht gleich wissen, dass wir zu zweit waren.
Trotz der klaren Nacht konnte ich nicht wirklich viel erkennen, da der Mond noch nicht aufgegangen war.
„*Hola!*“, rief ich und hielt den Lauf der Schrotflinte friedlich gesenkt. „*Quien está?* Wer ist da?“ Als Antwort rauschten nur die Blätter des Waldes. Etwas unschlüssig stand ich vor der schwarzen Mauer aus Blattwerk und versuchte es ein weiteres mal mit einem lauten Rufen. „Eh...*hola!*“ Ich duckte mich und ließ nun meine Handfläche zweimal auf den Sand klatschen. Dann richtete ich mich wieder auf und ging langsam zurück zum Zelt. „Hast du das gehört?“, fragte ich Anke, die mittlerweile vollständig bekleidet und mit riesigen Lauschohren darin saß; vor sich liegend die Machete.
„Hm“, bestätigte sie mir. „Das war genau das Klatschen von vorhin. Alles klar da draußen?“
„Na ja“, meinte ich. „Hier ist keiner. Das letzte Klatschen habe ich selbst verursacht.“
„Vielleicht trauen die sich nicht?“ Anke hatte genau dasselbe wie ich gedacht – an den Besuch der angeblich „nackigen Wilden“.
„Kann schon sein.“ Ich klatschte jetzt in die Hände und pfiff ein paar Mal in Richtung des Waldes, bis ich mir ehrlich gesagt ziemlich blöd vorkam. Nach einer Weile legte ich noch etwas mehr Holz ins Lagerfeuer und kroch wieder zurück ins Zelt. Falls irgendjemand etwas von uns wollte, konnte er sich ja noch mal melden. Und wäre dieser Jemand in böser Absicht gekommen, hätte er wohl mit Sicherheit nicht vorher lautstark auf die Erde geklopft, oder?
Obwohl wir eigentlich annahmen, dass wir sehr unruhig schlafen würden, lagen wir kurz darauf in einem tiefen Schlummer. Und der war so kellertief, dass wir erst am hellerlichten Morgen bemerkten, dass wir in der Nacht tatsächlich noch Besuch bekommen hatten. Zwar nicht von schleichfertigen

Indianern, sondern von einem großen Tapir, welcher, nur knapp zwei Meter von unserem Zelt entfernt, hinunter zum Wasser getrampelt war.
„Junge, Junge, wir sind vielleicht Helden“, kommentierte Anke kichernd die unverkennbaren Spuren des wasserliebenden Pflanzenfressers. „Der hätte uns ja fast über den Haufen gerannt. Wundern uns über ein Klatschen und bekommen nicht mit, wie ein Vieh von der Größe einer jungen Kuh fast unser Zelt rammt.“
Wir suchten die Campstelle nach Spuren des nächtlichen Klatschers ab. Der musste wohl direkt aus dem Wald gekommen sein, denn am schlammigen Ufer waren außer unseren eigenen Fußspuren und denen des Tapirs keine weiteren zu entdecken. Aber auch am Waldrand konnten wir nichts Besonderes finden, gaben die Suche auf und spulten unser Morgenprogramm ab.

*

In Gedanken war ich bei den nomadisierenden Indianern. Wenn sich dieses komische Klatschen gestern Abend nicht so „künstlich“ angehört hätte, wäre ich gar nicht auf die Idee gekommen, bereits hier schon *nativos* zu treffen. Bereits in Cuzco hatten wir uns gedanklich darauf eingerichtet, bei unserer Reise auf isoliert lebende Indianer zu stoßen. Aller Wahrscheinlichkeit nach auf Mitglieder der *Mashco Piro*, die am oberen Sepahua, dem Río Piedras und an verschiedenen Nebenflüssen beheimatet waren. Diese Clans lebten während der Regenzeit im Wald und ließen sich in der Trockenzeit an den Flüssen nieder.
Ehrlich gesagt suchten wir nicht unbedingt eine Begegnung mit ihnen. Wenn sie ein Treffen mit uns beabsichtigten, würden sie uns ohne Probleme finden. Wenn nicht, auch gut. Wir wollten nur schlicht durch ihr Gebiet reisen und dabei nicht fälschlicherweise für Missionare oder streitbare Holzfäller gehalten werden. Letztere stellten in den letzten Jahren eine ernsthafte Bedrohung für die Indianer dar und Begegnungen beider Gruppierungen endeten angeblich selten gewaltlos. Um nicht zwischen die Fronten zu geraten, konnten wir nur versuchen, so transparent wie möglich zu reisen und ihre „Zeichen“ zu respektieren. Das hieß, wir versuchten am Abend unser Camp nicht zu verstecken, sondern uns offen zu „repräsentieren“. Dass zwei Gringos mit einem hier ungewöhnlichen Boot unterwegs waren, sprach sich sicherlich schnell herum.
Was die Zeichen der Indianer betraf, war ich mir nicht so sicher. Das alles hörte sich ziemlich abenteuerlich an. Herr Hostnig, der bereits erwähnte Leiter des EU-Projektes PROMANU, hatte uns in seinem Büro eine Broschüre mit auf den Weg gegeben. In diesem Heft waren Situationen aufgelistet, wie ein Kontakt mit isoliert lebenden Indianern aussehen könnte

und wie man sich in dem gegebenen Fall verhalten sollte. Eine dieser Situationen betraf die Reaktion auf mögliche „Zeichen“. Diese konnten gekreuzte Zweige oder Blätter sein, welche auf einem Dschungelpfad lagen. Tote Tiere, die in den Ästen hingen oder zerbrochene Bogen und Pfeile am Wegesrand. In diesem Falle wäre es ratsam, nicht weiter zu gehen. Insgesamt waren in der PROMANU-Broschüre zehn Beispiele des Aufeinandertreffens beschrieben und sogar ein Protokoll angehängt, welches man ausfüllen sollte, um es später an die zuständigen Behörden zu schicken. Aber soviel ich auch überlegte und grübelte, solchen Zeichen waren wir bisher wirklich noch nicht begegnet.

„Da vorn ist erst mal wieder Atempause angesagt“, holte mich Anke aus meinen Gedanken. Vielleicht fünfzig Meter vor uns konnten wir das weiße Wasser sehen, welches auf Stromschnellen hinwies. Routiniert fuhren wir an die günstigste Stelle zum Treideln heran, zogen uns etwas an die Füße und zerrten das Kanu durch die Schnellen. Danach folgte eine kurze Pause, in der wir die Position der Katarakte in unsere Karte eintrugen. In letzter Zeit gaben wir den Stromschnellen immer häufiger Tiernamen. Diese hier nannten wir zum Beispiel *Cachuela del Caiman*, was soviel hieß wie „Kaimanstromschnellen“, da bei unserer Ankunft ein größerer Kaiman ins Wasser geglitten war.

Es musste kurz vor Mittag sein. Die Sonne brannte vom Himmel. Vor uns lagen noch an die fünf Stunden Paddelarbeit. Langsam ließen wir die „Kaimanstromschnellen“ hinter uns und versuchten, wieder in den monotonen Paddelrhythmus zu kommen.

„Ich werd’ verrückt“, flüsterte Anke aufgeregt. „Ein Jaguar!“ Sie hielt vor Überraschung ihr Paddel in der Luft und verwandelte sich zu einem Standbild.

„Hä?“, fragte ich träge, als ich *Señor tigre* ebenfalls sah. Ein relativ dunkler Jaguar stromerte knappe fünfzig Meter von uns entfernt das sandige Ufer hinunter. Dann ging er wieder hoch und verschwand im Wald wie ein Geist. Wow, dachten wir wohl beide und wagten kaum zu atmen. Und noch ehe wir irgendetwas sagen konnten, war der Jaguar auch schon wieder auf dem Strand erschienen. Er ging bis kurz vor die Wasserkante, krümmte kurz den Rücken, setzte sich dann auf seine Hinterbeine wie ein Stubentiger und beobachtete uns neugierig. Das gab es doch gar nicht! Anke kramte völlig aus dem Häuschen nach der Kamera. Ich versuchte krampfhaft, das Kanu gegen die Strömung irgendwie auf der Stelle zu halten, ohne ein Geräusch zu machen. Doch leider schien es dem Pelzträger zu langweilig zu werden, denn Anke probierte ihn gerade aufs Bild zu bekommen, als er wieder aufstand und lässig im Unterholz verschwand. So ein Mist aber auch! Der „Tiger“ war noch im jugendlichen Alter und ungefähr so groß und schwer wie ein ausgewachsener

Schäferhundrüde. Trotzdem, – auch ohne Foto – die Begegnung mit der Raubkatze hatte sich gelohnt. Für mich war es der zweite Jaguar in freier Wildbahn – für Anke die Jaguar-Premiere.
Wir fuhren erst einmal an das gegenüberliegende Ufer heran. Unsere Augen glänzten. Anke hielt immer noch die Kamera schussbereit. Wer weiß, vielleicht kam die neugierige Großkatze noch ein weiteres Mal auf den Strand. Aber den Gefallen tat sie uns nicht. Euphorisch zogen wir weiter und suchten jetzt mit wachem Blick die Ufer ab.
Gegen zwei Uhr nachmittags kamen wir an einem unheimlich schönen Platz zum Campen vorbei und beschlossen, spontan für heute einfach Feierabend zu machen. Die Jaguar-Begegnung musste ja schließlich gefeiert werden. Somit tauften wir den ganzen Tag kurzerhand *Dia del Tigre*, Tag des Jaguars, und zauberten uns am Abend eine Extraportion Kakao in die Blechtassen.

Der gemeine Archäopteryx

Torsten:
Die Tage stiegen vor uns aus dem Río Sepahua und versanken hinter uns darin. Wir waren bereits an die drei Wochen unterwegs und hatten bisher noch nicht mal ein Drittel unserer Gesamt-Tour geschafft. Normalerweise wollten wir schon längst auf dem Río de las Piedras sein. Aber bis dahin würde noch einiges Wasser die Flüsse runterfließen. Der Zweifel, ob wir die Reise überhaupt wie geplant beenden konnten, lag wie ein Stein in meinem Magen und klapperte dort bei jedem weiteren Paddelschlag. Wir hatten uns dem Rhythmus des Flusses und des Wetters angepasst.
Die Strömung war kraftloser. Aber deshalb kamen wir nicht sonderlich schneller voran. Denn der Sepahua wurde nun merklich flacher. Jetzt, da wir uns über eine angenehme Strömung freuen konnten, mussten wir öfter mitten auf dem Fluss aussteigen und unser Boot über Untiefen ziehen. Wer den halben Tag lang im knietiefen Wasser watet und ein schweres Boot hinter sich herzieht, kommt nicht sonderlich schnell voran. Also alles beim Alten – was unsere Tagesstrecke betraf. Aber es gab auch etwas Neues. Und das war nicht weniger lästig.
Zwischen unseren Zehen hatte sich schleichend ein schmerzhafter Pilz eingenistet, der sich beharrlich weiterverbreitete. Zuerst starteten wir noch nächtliche Salben-Abwehrattacken gegen den ungebeten Gast. Aber dann wurde mir das viel zu umständlich. Es half ja eh nicht. Die Füße müssten trocken gehalten werden, was aber unmöglich war. Also ließen wir kollegial Fußpilz Fußpilz sein. Wenn wir im Boot saßen, störte er eigentlich nicht weiter, aber sobald wir unsere Beine auch mal benutzen mussten, fühlte es sich an, als gingen wir auf kleinen Glassplittern. Da denken alle Leute, man wird im Urwald von wilden Tieren zerrissen oder zumindest von Giftschlangen oder Spinnen gebissen, und dann legen einen nur schnöde Pilze lahm.
Beim Umgang mit unserem Proviant hielten wir uns erst mal weiterhin an die „Schmalspur-Variante“ und versuchten nebenbei unser Jagdglück. Wir hatten schon überlegt, ob wir uns nicht ein *pekari*, ein kleines Wildschwein, oder Ähnliches schießen sollten. Machbar wäre es bestimmt, obwohl es nicht so leicht war, wie es schien. Schließlich liefen die Schweine nicht einfach so in der Gegend herum. Ich hätte mich an einer günstigen Stelle auf die Lauer legen müssen, was viel Zeit in Anspruch nahm. Beim Paddeln sahen wir zwar ab und an potenzielle Beutetiere, doch da wir geräuschvoll gegen den Strom ruderten, waren sie bereits gewarnt, ehe wir auch nur in eine günstige Schussweite kamen. Und was sollten wir mit einem ganzen Schwein? Wir hatten nicht genügend Salz mit, um das Fleisch zu konservieren, und

unkonserviert hielt es sich in diesem Klima nicht mal ganze zwei Tage. Ehe wir also ein Vieh schossen, von dem wir nachher das meiste den Insekten überlassen müssten, würden wir erst einmal unseren ganzen Proviant vertilgen – oder kleinere Tiere jagen.
In den Büschen saßen, wie immer um die Mittagszeit, ein Dutzend großer bunter Vögel. Wir nannten sie einfach „Buschhühner", und der Busch, auf dem sie hockten, sah für uns heute aus wie ein riesiger Imbisstand. Uns lief das Wasser im Mund zusammen.
„Los! Wir holen uns einen!" Das tägliche Gemisch aus Reis und Flusswasserbrühe hing mir schon lange zum Hals heraus. Anke sah das anscheinend genauso. So leise es ging fuhren wir an das Ufer ran. Die plumpen, gutgläubigen Vögel schien das nicht sonderlich aus der Fassung zu bringen. Den Blick bereits auf ein großes Tier gerichtet, zog ich unsere Flinte aus dem Boot, steckte rasch eine Patrone in den Lauf, visierte kurz an und drückte ab. Volltreffer! Der Vogel kippte vom Ast wie ein Stein und landete auf dem Waldboden. Seine Kollegen waren kreischend auseinandergestoben und verteilten sich auf die umliegenden Bäume.
„Der hat gesessen!", freute sich Anke, die sich wie ich schon ein Festessen ausmalte. Ich tauschte die Flinte mit der Machete und kraxelte damit einige Meter ins Unterholz, um unsere Beute zu holen. Bei näherer Betrachtung stellte sich heraus, dass es sich keineswegs um ein schnödes Buschhuhn gehandelt hatte. Wir hatten einen Hoatzin geschossen. Der *Hoatzin ist* einer der eigenartigsten Vögel am Amazonas. Er ist eine Art Kuckuck, dessen Jungen Krallen an den Flügeln haben, wie einst der Urvogel Archäopteryx. Bei Gefahr springen die Jungvögel aus dem Nest, schwimmen flussabwärts und krabbeln dann an Land in Sicherheit. Aber das erfuhren wir erst, als wir zu Hause unser Opfer in einem Buch nachschlugen. An diesem Tag war es einfach nur einer von unheimlich vielen Braten gewesen, welche zu Hauf die Büsche an den Flussufern bevölkerten.
Armes Vieh, dachte ich, als ich den Unglücksvogel an den Beinen hochhob. Aber einer muss immer sterben, hat Hemingway gesagt.
Wir verstauten unser Abendbrot insektensicher im Kanu und paddelten glücklich weiter. Jedoch nicht mehr all zu lange. Unsere Mägen knurrten in Vorfreude ein eigenwilliges Lied und ließen uns hinter einer kleinen Stromschnelle Rast machen. Während Anke den Vogel ausnahm und zerlegte, weil er in einem Stück in keinen unserer Töpfe passte, schleppte ich tonnenweise Holz heran. Wir kochten den Hoatzin bis der Mond aufging, doch der weigerte sich erfolgreich, gar zu werden. Anke hatte sogar unser sorgsam gehütetes Instant-Kartoffelpüree aus ihrer Verpflegungsschatzkammer gezaubert und angerührt, um uns ein königliches Mahl zu bereiten. Aber als wir endlich den ersten von ganzen drei übrig

gebliebenen Bissen Fleisch in den Mund schoben, waren wir felsenfest davon überzeugt, dass sich die Vogelexperten überhaupt nicht streiten sollten: Ist der Hoatzin mit seinen Krallenflügeln nur eine spezielle Anpassung an seine Umwelt, oder tatsächlich ein Überbleibsel aus der Urzeit? Dem Geschmack nach Letzteres! Das Vieh war garantiert älter als der Archäopteryx. Aber was drin ist, hilft bekanntlich. Erst später erfuhren wir, dass sogar die Indianer sich hüten, den Hoatzin zu jagen. Nicht wegen seiner Vita, sondern weil er in etwa so schmeckt wie er riecht: extrem antik.
Anke hatte sich noch nicht einmal am nächsten Tag darüber beruhigt, und ihr Grummeln sprach Bände.

Anke:

06.06. ca. 17.00 Uhr

Mann, habe ich Knast! Die fünf Löffel Reis zum Frühstück und drei Bonbons zum Mittag waren nicht gerade üppig, besonders wenn man den ganzen Tag lang berghoch paddelt. Und Torsten der Arme hatte noch nicht mal das. Beißt sich lieber an seinen Kippen fest. Wenn das so weiter geht, sehen wir bald so aus wie Ghandi und Iggy Pop. Und gestern auch noch der blöde Vogel, der sich nur hat schießen lassen, um mich zu ärgern. Geschieht ihm recht! Was täuscht er uns auch so herzlos? Plustert sich auf, damit wir denken, dass er mindestens so dick wie ein Huhn ist. Und dann? Als die Federn runter waren, sah er aus wie `ne mickrige Taube. Vom Geschmack mal gar nicht zu reden! Ekelhaftes, zähes Zeug war das. Nicht mal die Fische haben auf seine Innereien gebissen. Das doofe Vieh hätte lieber im Wald bleiben sollen, statt mit seiner ganzen Sippe vor unserer Nase herumzuturnen und uns den Mund so richtig wässrig zu machen. Die Nummer war so was von mies!

Apropos, was soll es heute eigentlich zum Abendbrot geben? Nudeln oder Reis? Oder Reis? Oder vielleicht Nudeln? Nachdem wir gestern unseren Kartoffelbrei verschlemmt hatten, war heute wohl mal wieder ein klassischer Brühetag. Keine Tomatensuppe, nur Brühwürfel zum Würzen. Hmmmm. Aber immerhin würde mir es so viel leichter fallen, von meiner Ration etwas für morgen früh aufzuheben.

Oh alle Götter zusammen, passt auf, dass ich nicht wieder die ganze Nacht lang von Essen träume!

Von der Last eine Entscheidung zu fällen

Anke:
Was machen wir denn nun? Weiter paddeln oder nicht? Sollen wir uns richtig beeilen, um unseren knappen Zeitplan wieder aufzuholen, oder umdrehen oder was? Wie dringend muss ich überhaupt noch den ganzen Las Piedras runter schippern?
Fieberhaft zermarterte ich mein Gehirn nach einer sinnvollen Lösung und merkte nicht einmal mehr, wie ich mit stoischem Trotz das Paddel durch das Wasser pflügte. Seit Tagen ging das nun schon so. Da wir uns von Anfang an darauf geeinigt hatten, dass Torsten hinten und ich vorne im Boot saß, oblag es mir, die Karte im Auge zu behalten. Ständig baumelte sie in ihrer wasserdichten Hülle vor meinen Beinen herum und wies mich äußerst aufdringlich darauf hin, wie schrecklich langsam wir vorwärts kamen. Wieder hatten wir zwei Stunden am Stück wie die Berserker gepaddelt, und dabei ein Tempo entwickelt, dass eine dreibeinige Schildkröte immer noch locker mithalten konnte. Dazu all die Büsche, unter denen wir uns hindurch gequetscht hatten, um am Ufer die geringste Strömung auszunutzen. All die Viecher, die uns dabei in den Nacken rieselten … Na ja. Und dann wieder der Blick auf die Karte, der mir verriet, dass wir gerade eine Biegung geschafft hatten und nur hundert Meter Luftlinie von der Stelle entfernt waren, an der wir vor zwei Stunden noch fest hockten. Die Zeit rannte mit frisch geputzten Siebenmeilenstiefeln davon, und Hunger und Zweifel nagten um die Wette an uns herum.
In meinem Tagebuch befand sich ein ziemlich genauer Zeitplan der ganzen Tour:

Río Urubamba (ab dem Pongo) 122 km = 6 Tage
Sepahua: 19. / 20. 5.
Río Sepahua: 180 km = 9 Tage
Über Land: ca. 5 km = 3 Tage (28. – 31. 5.)
Río de las Piedras: 731 km = 37 Tage (7. 7.)
Rückflug von Lima: 15. 07.

Dank unserer abenteuerlichen Kenteraktionen und einem Regentag auf dem Urubamba hatten wir es nicht geschafft, ein paar Tage herauszufahren. Bis Sepahua waren wir genau im Zeitplan, aber wenn wir jetzt nur mit demselben entnervenden Tempo weiter kamen, würden wir mindestens zwanzig statt der geplanten neun Tage auf dem verdammten Fluss hier herum rudern. Mit zehn Tagen Verspätung auf den Las Piedras, das war mächtig riskant.

„Vielleicht schaffen wir es ja trotzdem noch bis Puerto Maldonado“, versuchte ich zum hundertsten Mal nüchtern zu kalkulieren. Die angenommenen zwanzig Kilometer pro Tag im Schnitt waren lächerlich wenig, wenn denn der Fluss befahrbar sein sollte. Auf der Elbe hatten wir täglich über siebzig abgerissen. Aber wer wusste schon, wie der blöde Piedras aussah! Führte er genug Wasser und wie viele Stromschnellen, Wasserfälle oder ähnliche Unannehmlichkeiten gab es da, die richtig Zeit kosteten? Wie spielte das Wetter mit? Eine Gewitterfront zum Beispiel würde uns um Tage zurückwerfen. Oder wenn einer tatsächlich krank würde? Falls wir nicht wenigstens einen Teil dieser Widrigkeiten einkalkulierten, gehörten wir mächtig gebackpfeift und auf keinen Fall hier her.
Klar war der Rückflug zur größten Not immer noch verschiebbar, das hatten wir schon vorher gemanaged. Aber ich musste wieder arbeiten, und was noch schlimmer war, unsere Essensvorräte nahmen sogar noch rasanter ab, als wir selbst. Logisch, je weiter wir den Piedras hinunter kämen, je mehr Leute wohnten da auch wieder. Aber vielleicht waren die ersten auf der Karte verzeichneten Siedlungen ja genauso leer wie die, an denen wir gerade vorbei gekommen sind. Allein bei dem Gedanken begann mein Magen zu knurren.
Immer und immer wieder schielte ich beschwörend auf die Karten, rechnete Entfernungen nach und kalkulierte Zeitpläne neu. Alle Ideen änderten sich stündlich, nur eines blieb: Das große VIELLEICHT. Vielleicht hatten wir ja rundum Glück. Der Piedras besaß Wasser bis an die Böschung, wir würden jagen, alle Leute versorgten uns mit dem Besten, was ihre riesigen Naturspeisekammern zu bieten hatten, die Strömung spülte uns problemlos bis vor die Tore der Stadt und Klärchen vergoldete die Tage. Dann flogen zwei glückliche, wohlgenährte, braungebrannte und kerngesunde Helden zurück nach Deutschland. Aber vielleicht hatten wir auch mit allem Pech und es würde genau das Gegenteil passieren. Dann war Schluss mit lustig.
Andererseits, was hatte ich zu verlieren? Die Gegend hier war fantastisch jungfräulich. Holzfäller existierten scheinbar nur als böse Geister, von denen keiner so genau wusste, wo sie wohnten, und wir waren eingetaucht in die märchenhafte Ruhe unberührter Natur. So ruhig, wie es eben war, morgens halb zehn im Urwald. Sogar der König des Dschungels hatte sich uns persönlich vorgestellt und in seiner Nähe geduldet. Jedenfalls wollte ich das glauben, nachdem wir vor ein paar Tagen die großen Jaguarspuren neben unserem Zelt gefunden hatten. Und dann lümmelte er auch noch in voller Pracht und Lebensgröße wie ein Model auf der Sandbank herum. Diesen Anblick zu toppen schien eigentlich unmöglich!
Also wenn wir uns jetzt noch mit der Machete ein bisschen durch den Wald häckselten und wenigstens einmal in der Hängematte mitten im grünen Dickicht nächtigten, hatte ich alles erledigt, was für diesen Trip auf meiner

Unbedingt-Machen-Liste stand. Oder nicht? War das bereits genug Abenteuer? Hatte sich die ganze Vorbereitung dafür schon gelohnt? Und was sagte mein sportlicher Ehrgeiz überhaupt dazu, eine geplante Tour in der Mitte abzubrechen und denselben Weg wieder zurückzufahren? Das ist Mist, sagte er. Das macht man nicht, wenn es nicht unbedingt nötig ist, sagte er. War es schon unbedingt nötig, oder hatten wir noch eine reelle Chance?
Torsten sollte den Beschluss fällen, entschied ich feige. Das war seine Tour, Südamerika sein Revier. Wenn er unbedingt weiter wollte, würde ich mitgehen, wenn nicht, auch gut. Jawohl. Dachte es und schob mir genussvoll ein megaluxuriöses Erdbeer-Sahne-Bonbon in den Mund.

Torsten:
Längst hatte die Umgebung ihren Märchenzauber verloren.
„Du, ich glaube, wir können den Trip auf dem Las Piedras vergessen", hatte ich heute Morgen zu Anke gesagt. Meine Überlegungen drehten sich schon geraume Zeit über Sinn und Unsinn unser Tour. Aber erst jetzt traute ich mich, die Fakten auch zu akzeptieren. Bis zu unserem endgültigen Ziel Puerto Maldonado würden wir es wohl doch nicht schaffen. Jedenfalls nicht mit unserem Kanu. Die Zeit saß mir persönlich nicht mehr im Nacken. Die war mir sogar relativ schnuppe. Falls wir eben drei Wochen länger als geplant brauchen sollten – gut. Damit könnte ich leben. Die Verpflegung? Wir müssten uns eventuell mit der ernsthaften Jagd über Wasser halten. Der Wasserstand des Piedras? Okay, den konnten wir erst einschätzen, wenn wir den Fluss auch tatsächlich vor unseren Augen hatten. Der Landweg zum Fluss? Statt nur fünf Kilometern Luftlinie stand uns nun die dreifache Distanz bevor. Vorausgesetzt, wir würden überhaupt erst mal bis zu dieser Stelle kommen. Momentan war das Wasser bereits hier an vielen Stellen gerade noch kniehoch. Und eins stand nun mal unabdingbar fest: Mit aller Gewalt nach Puerto Maldonado zu kommen war verdammt riskant. Aber das wussten wir schließlich vorher, oder? Sollten wir deshalb in den nächsten Wochen alles auf eine Karte setzen?
Diese Fragen schossen mir wie Flipperkugeln durch den Kopf. Ich versuchte, sie für mich selbst zu beantworten, aber es war, als hätte ich Spinnweben im Hirn. Bis dann eine Frage den Ausschlag gab: Wofür das Ganze? Und spätestens jetzt wusste ich genau, dass wir die Tour abbrechen würden. Spätestens am Quebrada Sungaro. So gab ich es deshalb heute früh auch endlich laut zu. „Die Sache hat sich erledigt." Wir waren einer Meinung. Sich das zusammen einzugestehen, machte die Geschichte bedeutend leichter.
Ich erhob mich und setzte noch mal Wasser für einen weiteren Kaffee auf. Wir hatten durch unsere Entscheidung, den Río Piedras nicht zu befahren, plötzlich alle Zeit der Welt. Und nun? Zurück nach Sepahua? Aber dann?

Anke schlug vor, es uns die restlichen Tage in Peru noch richtig gemütlich zu machen. Irgendwo an der Pazifikküste. Das hörte sich regelrecht genial an, jedoch hatte ich irgendwie das Bild einer Abschlussprüfung im Kopf. Man freut sich höllisch auf die Party danach, aber wenn man nur gerade mal so durchgekommen ist, trinkt man drei Bier und schleicht wieder nach Hause. So ging es mir. Deshalb hatte ich auch erst mal nur eine halbherzige Meinung zu ihrem Vorschlag und kaute den ganzen Tag daran herum.
Einerseits wollte ich nicht wie ein Rucksacktourist von Busterminal zu Busterminal reisen und anschließend am Strand herumsitzen. Andererseits verplemperten wir hier wohl nur unsere Zeit. Was brachte das denn schon, hungrig, verschwitzt und mit einem eigenartigen Pilz an den Füßen weiter durch die Hitze zu staken? Wir könnten doch dafür lieber an einer Strandbar hocken, uns ein eiskaltes Bier ordern und die Wellen betrachten. Diese Überlegungen machten mich ganz verrückt. Vor allem, weil ich dachte, wir würden vielleicht schon morgen nach Sepahua zurückfahren. Aber da hatte ich mich in Anke getäuscht. Der ging es genauso wie mir und einfach aufgeben war noch nie ihr Ding gewesen. Sie hatte sich die Karte ans Feuer geholt und starrte darauf, als las sie in Teeblättern unsere Zukunft. Aber was sollte denn dort schon stehen? Die Karte kannten wir doch nun fast auswendig.
„Pass auf", sagte Anke und rückte zu mir rüber. „Wir fahren erst mal weiter wie gehabt. Auf alle Fälle bis nach Unión."
Ich zog skeptisch die Stirn in Falten. „Und was soll das bringen?" Unión nannten sich die letzten Hütten, die auf der Landkarte verzeichnet waren. Aber auf der Karte war Einiges eingetragen, was nicht existierte. Vor allem Hütten.
„Vielleicht treffen wir dort einige Siedler. Wir könnten uns mit frischem Proviant eindecken und in Erfahrung bringen, wie wir am günstigsten zum Piedras kommen. Die müssten das doch wissen." Anke tippte immer wieder mit dem Stift auf die Karte. „Sollten wir uns den Piedras nicht wenigstens mal anschauen?" Sie machte eine kleine Pause und sah mich mit großen Augen an. „Was meinste? Ist das ein Plan?"
Genau das würden wir machen! Auf nach Unión und dann sehen wir weiter. Wir hatten wieder ein Ziel vor uns. Vielleicht kämen wir ja doch noch auf den Piedras?
„Wirklich? Du willst weiter, obwohl wir wahrscheinlich den ganzen Weg wieder zurückfahren müssen?", fragte ich.
„Na klar, was denkst du denn!", sagte Anke fast brüskiert.
Der Abend war gerettet! Vor Freude hätte ich Anke umarmen können. Und das genau tat ich auch ... und noch viel mehr.

Die üblichen Verdächtigen

Torsten:
Die Sonne hatte sich heute den ganzen Tag nicht gezeigt. Unser Camp lag auf einem steilen Sandufer. Hier war der Sepahua gerade mal noch acht Meter breit und knapp einen Meter tief. Um uns herum herrschte regelrecht Ruhe und es wehte nicht das geringste Lüftchen. Stand ein Unwetter bevor?
Das Feuer rauchte und brachte das Wasser für unser Abendbrot zum Kochen. Gerade wollten wir für eine Köperwäsche in den Fluss springen, als wir ein Motorgeräusch hörten. Ein Boot schien den Fluss heraufzukommen. Fragend blickten wir uns an. Wie konnte denn das möglich sein? Der Fluss war doch schon beinah für unser leichtes Kanu zu flach. Wie kam ein Boot mit Motor über die Stromschnellen? Aber wir hatten uns nicht getäuscht. Tatsächlich dauerte es nicht lange, bis ein beladener Einbaum in Sichtweite kam. Das Boot war mit sechs Männern voll besetzt. Wir standen regelrecht entgeistert am Ufer und hoben grüßend die Hände. Auch die Typen bekamen große Augen, als sie unser ansichtig wurden. Sie starrten uns an, als ob wir irgendwelche Waldgeister wären. Nur der Steuermann musste seine Sinne ganz auf den Fluss lenken, um die tiefste Rinne zu finden und das Boot nicht festzufahren. Einer der Männer zeigte auf unsere Flinte, die natürlich völlig absichtslos neben mir lehnte, und schrie durch das Motorgeräusch hindurch irgendetwas mit „*cartuchos*“. Patronen? Ich nickte, woraufhin der Kahn Anstalten machte zu halten. Der Typ stieg heraus und hastete durch den Schlamm zu uns hinauf. Seine Kollegen blieben derweil im Boot sitzen.
„*Buenas tardes!*“, keuchte er. Wir schüttelten uns die Hände.
„Wo kommt ihr denn her?“, war meine erste Frage. Der junge Mann stutzte leicht.
„Aus Sepahua“, meinte er. Ich bot ihm erstaunt eine Zigarette an. Das hätte ich ja nicht gedacht. Auch Anke zog verwundert die Augenbrauen hoch.
„Und wo wollt ihr hin?“, hakte ich gleich nach und kramte nach der Landkarte.
Der Mann lächelte breit und warf einen Blick darauf. „Bis hoch“, sagte er und tippte mit dem Finger auf das Ende des Río Sepahua.
„*A arriba*?“, echote ich verdutzt. „Mit dem Boot?“
„Klar!“ Der Mann ließ mir keine Zeit weitere Fragen zu stellen. „Können Sie mir nicht einige Patronen verkaufen?“ Sein Blick blieb an unserem Gewehr hängen.
„Äh ... klar. Wie viel wollen Sie denn?“, antwortete ich halbherzig, da ich immer noch das Rätsel im Kopf hatte, wie in Gottes Namen, die Typen mit dem schweren Holzboot bis zum oberen Sepahua kommen wollten.
„Vielleicht zehn?“

„Zehn Patronen?“ Ich schüttelte bedauernd den Kopf. „Das tut mir leid, *amigo*. So viele haben wir selber nicht mehr“, notlügte ich. „Drei kann ich Ihnen vermachen. Ist das in Ordnung?“
Der Mann nickte eifrig und wollte uns etwas Geld dafür geben.
„Quatsch. Nehmen Sie die mal ruhig“, winkten wir entrüstet ab, und ich drückte ihm die drei Patronen in die Hand. „Aber was machen Sie eigentlich dort oben? Am Sepahua, meine ich“, fragte ich neugierig.
Der Typ steckte die Patronen in die Tasche. “Holz fällen. Was sonst? Wir sind Holzfäller.“ Er zeigte auf das Boot, in dem seine Kameraden schon ungeduldig zu werden schienen. „Aber wir müssen weiter, *compadre*. Es wird bald dunkel.“ Er zwinkerte uns vertrauensvoll zu und machte, dass er zurück ins Boot kam.
„Schon komisch. Findest du nicht?“, fragte mich Anke, als der Kahn motorspotzend hinter der nächsten Biegung verschwunden war.
„Total komisch. Das schaffen die doch nie bis da hoch. Wer weiß, wann wir die wieder treffen.“ Wir badeten rasch, und dann kümmerte ich mich um das Essen. Dabei waren die Holzfäller das Thema des Abends.
„Die kommen aus Sepahua und haben schon jetzt keine Patronen mehr?“, wunderte ich mich. „Aber wenn die dort oben tatsächlich Holz fällen sollten, bleiben sie doch mit Sicherheit nicht nur ein paar Tage. Das heißt, die müssten doch Vorräte ohne Ende dabei haben. So auch Patronen.“
„Und vor allem Werkzeug“, warf Anke ein. „Kettensägen. Sprit. Äxte. Irgend so was halt.“ Sie warf mir einen Blick zu. „Hatten die aber nicht. Das Boot war knackvoll mit Männern und da war kein Platz mehr für anderes Zeug. Und was machen Holzfäller ohne Werkzeuge und Proviant?“
Das war eine gute Frage. Irgendwas stimmte hier ganz und gar nicht. Wenigstens Decken hätten sie dabeihaben müssen. Wir sahen uns beide an.
„Dann haben die hier irgendwo ein Camp. Und dieses Camp ist vollgestopft mit Dingen des täglichen Bedarfs“, schlug ich vor.
„Und wie kommt das Zeug da hin? Wir sind schon drei Wochen unterwegs und bis jetzt hat uns noch keiner überholt. Alle, die wir getroffen haben, sind flussab gefahren“, hielt Anke dagegen. „Würdest du nicht wenigstens Zucker und Ähnliches mitnehmen, wenn du schon kilometerweit in den Wald fährst?“
Ich nickte. Das Rätsel würde sich sicher bald lösen, denn wenn die dort hoch kämen, dann wir erst recht. Mal schauen, vielleicht stießen wir ja wirklich auf ein gut ausgerüstetes Basiscamp.

*

Zwei Tage später waren wir uns gar nicht mehr so sicher und zerbrachen uns immer mehr die Köpfe, wo die angeblichen Holzfäller abgeblieben waren. Wenigstens Spuren am Ufer hätten wir von denen doch sehen müssen. Da war aber nichts. Keine Fußspuren. Keine Anzeichen eines Lagerfeuers. Keine der üblichen Holzstangen, die auf ein Camp hinwiesen. Die mussten doch mindestens mal zum Pinkeln ihren Kahn verlassen haben. Wir vermaßen momentan den gesamten Fluss, da wir im Zickzack-Kurs fuhren, um der tiefsten Wasserrinne zu folgen. Und genau diese Rinne mussten unsere „Freunde" auch benutzen haben. Sie hätten somit an denselben Stellen wie wir Spuren hinterlassen müssen. Auf die Frage, wie zum Henker die hier mit dem Holzkahn lang gekommen sind, hätte ich zu gern eine Antwort bekommen. Ihr Boot hatte mit Sicherheit keine Flügel bekommen. Gab es hier irgendwo eine Abkürzung, die wir nicht entdeckt hatten? Eventuell waren sie ja einen der kleinen wasserarmen Nebenflüsse hochgetreidelt. Aber so kamen sie niemals bis zum Ende des Río Sepahua!

Und dann erreichten wir endlich Unión, die Letzte von den vier auf der Karte verzeichneten *comunidades*. Hier war theoretisch unsere letzte Gelegenheit, etwas frischen Proviant einzutauschen. Bei den Gedanken an riesige Papayas fingen unsere Bäuche an, vorfreudig zu knurren. Dass es sich bei den Hütten um die richtige „Ortschaft" handelte, war deutlich auf einem Holzschild zu lesen.

Batalion Ligero
N° 88
Infanteria
Base – Unión

Eine Militärbasis mitten im Urwald? Vor Überraschung klappte uns erst mal der Kiefer herunter. Wir hatten automatisch Bilder von Wachposten, Zäunen oder dergleichen in unseren Köpfen. Aber alles was uns erwartete, war ein klitzekleines Balsafloß, welches verlassen im Matsch steckte. Jedoch wiesen Fußspuren am Ufer darauf hin, dass die Basis besucht worden war. Ich steckte mir ausreichend Tabak in die Hosentasche, und dann gingen wir erwartungsvoll das Ufer hinauf. Dabei klatschte ich laut in die Hände.

Die gesamte Armeebasis bestand aus vier kleinen Holzschuppen, einer überdachten Küche ohne Wände sowie einer Art Wachturm aus Bambus, den jedoch bald das Zeitliche segnen würde. Aber es schien niemand da zu sein. Ein verschüchterter Hund verzog sich schleunigst unter eine der verschlossenen Hütten, Hühner gackerten hirnlos vor sich hin. Um uns surrten die Fliegen. Die hohlen Augen eines ausgeblichenen Affenschädels starrten Löcher in die Luft. Neben ihm ruhte der alte Panzer einer

Flussschildkröte. Verrostete Blechbüchsen und verblichene Knochen diverser Tiere lagen wahllos verstreut auf dem Boden.
„Sieht ziemlich verlottert aus hier“, sagte Anke. „Das soll ein Militärcamp sein?“ Sie drehte sich um und ging zu unserem Boot zurück. „Ich hole mal fix die Kamera und betreibe damit Militärspionage.“
Ich grinste und schlenderte derweil um die Hütten. An eine Tür hatte jemand mit wenigen Pinselstrichen „*Ersatzteillager – Für fremde Personen kein Zutritt*“ geschrieben. Davor lagen rostige Stahlseile und Winden, die im Allgemeinen zum Transport gefällter Bäume verwendet werden. Leere Spritfässer standen im Schatten daneben. Eine monströse Handsäge lehnte an der dünnen Bretterwand. Aus einem der Schuppendächer schaute ein Funkgerätkabel heraus, das kurzerhand in einen hohen Baum geklemmt wurde, um besseren Empfang zu bekommen.
„Als Waffenkammer taugen die Buden hier aber nicht gerade, was?“, sagte Anke mit der Kamera in der Hand und lugte skeptisch zwischen die Ritzen einer Hüttenwand ins Innere.
„Eher nicht“, entgegnete ich. „Lass uns mal weiter nach hinten gehen. Vielleicht arbeitet ja jemand auf der *chacra* dort.“ Wir schlenderten in Richtung eines kleinen Bananenfeldes. Aber alles, was uns dort erwartete, waren unreife Früchte. Schade eigentlich. Da konnten wir noch nicht einmal Mundraub begehen. Ich hegte langsam den Verdacht, dass unsere Vorfreude in Bezug auf frisches Obst wohl vergeblich war. Ein schmaler Pfad führte hinunter zu einem kleinen Gewässer. Hier waren vor kurzem noch Leute unterwegs und hatten die Spuren ihrer Gummistiefel im Schlamm hinterlassen. Je mehr wir über das Terrain bummelten, desto unbehaglicher wurde uns.
„Wollen wir warten?“ Anke hatte gerade die überdachte Küche im Sucher ihrer Kamera. „Vielleicht kommen die ja heute wieder zurück?“
„Hm“, grübelte ich laut und steckte dabei meinen Zeigefinger in die Asche unter dem Grill, um zu prüfen, ob sie noch warm war. „Wenn ich ehrlich bin, gefällt es mir hier überhaupt nicht so richtig. Ich habe ein komisches Gefühl. Vielleicht war das hier ja mal ein Militärcamp, aber jetzt sieht es eher nicht danach aus.“ Ich zeigte auf die Antenne. „Bis auf das Funkgerät vielleicht.“
Mir brannte der Boden unter den Füßen – und ich weiß bis heute nicht so recht, warum. Aber manchmal ist es besser, einfach solch einem Gefühl nachzugeben. Die Asche unter dem Eisengrill war nicht mehr warm. Trotzdem schienen heute Morgen hier noch Leute gefrühstückt und abgewaschen zu haben; die Blechteller funkelten blitzblank auf einem schmalen Holzregal.
„Lass uns weiterfahren“, sagte ich. „Wer weiß, was das für Typen sind. Eventuell bekommen wir nur Probleme. Was meinst du?“

„Ich glaube, das ist wirklich das Beste“, antwortete Anke. „Das ist hier ein komischer Platz.“ Sie steckte den Fotoapparat ins Futteral zurück und grinste schief. „Und richtige Lust, auf ’ne Männerhorde mit Knarren zu treffen habe ich auch nicht. Also fahren wir noch weiter hoch?“
„Hm“, meinte ich. „Endstation Sungaro?“
„Find’ ich gut. Nichts wie weg hier!“
Wir gingen also zurück zu unserem Kanu und paddelten entschlossen weiter. Als wir Unión gerade mal eine Biegung hinter uns gelassen hatten, hörten wir das Knattern eines starken Motors.
„Na jetzt wird’s verrückt“, sagte ich. „Ob das die vermeintlichen Soldaten sind? Wollen wir zurück?“
Anke drehte sich um. „Nee. Besser wir lassen uns dort nicht blicken.“

*

„Das waren keine Soldaten“, sinnierte ich am Abend laut vor mich hin und warf noch etwas Holz ins Feuer. „Sogar das Schild dort sah aus wie ein schlechter Witz. Aber Unión hatte auch beim besten Willen keine Ähnlichkeit mit dem Lager eines Urwaldbauern. Der würde nämlich mal ganz fix den ganzen Abfall in den Fluss feuern, um nicht unnötig viel Ungeziefer anzulocken.“
„So wie es da aussah, ist das bestimmt ein reines „Männercamp“, kicherte Anke leise. „Aber ich glaube ja eher, dort hausen unsere patronenlosen Holzfäller. Unión ist ihr Basiscamp. Da lag doch ein Haufen Holzfällerzeugs herum.“
„Dachte ich auch.“ Genüsslich trank ich einen Schluck süßen Kaffee. „Aber weißt du, was mir trotzdem noch immer völlig schleierhaft ist?“
„Na?“
„Wenn hier alle Mann fleißig im Wald arbeiten und tagelang Bäume fällen, warum hören wir dann nichts davon?“, fragte ich skeptisch. „Kettensägen sind meilenweit zu hören. Auch wenn nur per Hand Bäume gefällt werden – das Krachen hörst du! Außerdem müssen die Dinger zum Fluss gebracht werden. Hast du hier irgendwo Schneisen gesehen?“
Anke setzte sich näher an das Feuer. „Ich glaube nicht. Jedenfalls nicht in den letzten Tagen.“
„Ich auch nicht. Also was zum Teufel treiben die Leute hier? Die machen doch keinen Sonntagsausflug in den Wald und erwähnen aus Blödsinn Fremden gegenüber, dass sie schwer am Holzfällen sind.“ Nachdenklich genossen wir den Kaffee.
„Drogen?“ Anke blickte mich fragend über ihre Blechtasse hinweg an.
„Das würde eine Menge erklären“, sagte ich. „Die bauen hier oben irgendwo im Wald illegal Koka an und erzählen allen Leuten, dass sie im Holz arbeiten.

Wahrscheinlich fällen sie ja auch den einen oder anderen Baum, um Platz für ein Kokafeld zu bekommen und fangen somit gleich zwei Fliegen mit einer Klappe“, steigerte ich mich langsam in die Vorstellung hinein. „Aber ich denke mal, dass man nicht großartig auf geheim machen muss, um hier in Peru Koka anzubauen. Das Zeug kriegst du doch an jeder Ecke.“ Nachdenklich zog ich die Stirn in Falten. „Und vielleicht wächst ja der Kram hier im Wald auch gar nicht richtig. Normalerweise baut man doch Koka in höheren Lagen an. Irgendwo an den Andenhängen.“
„Und was ist mit der Koka-Paste?“, fragte Anke.
„Das wäre dann natürlich ein anderer Schuh“, meinte ich vorsichtig. „Das ist illegal und ganz klar die Sache der *narcos* – der Drogenfuzzis. Aber für die Paste brauchst du erst mal einen ganzen Haufen getrockneter Blätter.“ Ich pustete in meinen heißen Kaffee.
„Die Kokapaste, in Peru auch *pasta básica* genannt, ist gewissermaßen das Vorprodukt zum Kokain. Unter Zugabe von Kerosin und Schwefelsäure werden aus knapp dreihundert Kilo trockener Kokablätter circa zweieinhalb Kilogramm der braun-beigen Paste hergestellt. Aus dieser Paste lässt sich anschließend ein Kilogramm reines Kokain gewinnen“, erklärte ich Anke, die mich verwundert und etwas skeptisch über mein zum Besten gegebenes Wissen anstarrte.
„Das ist doch sicherlich kein Problem“, fing sie sich schnell wieder. „Die ollen Blätter kriegst du bestimmt besser hier hoch geschifft, als irgendwelche Baumstämme herunter. Und vielleicht gedeiht ja der Kokastrauch hier doch.“ Anke war jetzt mindestens so aufgeregt wie ich. „Die bauen hier Koka im großen Stil an und verarbeiten den ganzen Käse an Ort und Stelle zu der Paste.“
„Yepp! Und dann schiffen sie das Zeug den Río Piedras hinunter bis Puerto Maldonado, und ehe du dich versiehst, ist es in Bolivien oder Brasilien“, setzte ich noch einen auf unsere Fantasie drauf. „Oder hier ist ein Labor in der Nähe. Die verticken gleich das volle Programm, also reines Kokain. Das ist leicht zu transportieren.“ Wir sahen uns sprachlos die dunkle Wand des Waldes an.
„Hm, ganz schön abenteuerlich die Geschichte, was?“, stellte ich fest. Aber ganz so unsinnig war unsere Spinnerei bei näherer Betrachtung eigentlich doch nicht. Für uns machte sie damals durchaus Sinn. Es konnte ja tatsächlich sein, dass einige Leute hier im Holz arbeiteten. Vielleicht nicht gerade um Bäume zu fällen und sie danach nach Sepahua zu schiffen. Eher um irgendeine Fläche „sauber“ zu halten. Eine Landebahn? Eine Plantage? Vielleicht hatten die Leute, die uns von einem großen Holzfällercamp zwischen dem Río Sepahua und dem Río Piedras erzählt hatten, ja doch Recht. Nur eben, dass dort keine Holzfäller hausten. Für uns wäre das

natürlich ein wenig ungünstig. Ich meine, wer trifft schon gern irgendwelche Drogentypen mitten im Urwald? Wir sicherlich nicht.
„Da müssen wir uns etwas einfallen lassen“, hatte Anke meine Gedanken gelesen. „Die finden das mit Sicherheit nicht toll, wenn ihnen zwei g*ringos* durch den Garten rennen.“

Anglerlatein

Torsten:
Kam was wolle. Egal, ob Drogenfuzzis, Indianer oder niedriger Wasserstand – wir wollten definitiv bis zum Quebrada Sungaro fahren. Zur Not würden wir unser Boot bis dorthin tragen. Wenn wir so schnell beziehungsweise langsam wie bisher vorwärts kämen, hätten wir in vier Tagen den Sungaro erreicht. Wir waren gespannt wie ein Flitzebogen, was uns dort wohl erwartete.
Auf einer schönen Sandbank hatten wir das Camp gebaut. Ich spaltete mit der Machete einiges an Feuerholz und Anke kümmerte sich gerade um die dreckige Wäsche, als ganz leise ein Einbaum flussab getrieben kam. In ihm saßen zwei Indianer, ein Dritter stand mit einer langen Stakstange in den Händen am Heck. Abschätzend schauten sie zu uns. Alle drei wirkten gut situiert. Ihr Boot besaß einen Motor und war bis zum Rand mit irgendwelchen Leinensäcken und Bündeln beladen. Auf dem Gepäck lagen sorgsam ausgenommene große Fische, um dort in der Sonne zu trocknen.
„Schau mal", sagte ich zu Anke. „Wie kriegen Besuch." Ich hob grüßend die Hand, legte die Machete weg und ging zum Ufer. „Guten Tag", sagte ich und lud die Indianer zu einer Zigarette ein. Ich war gespannt, was sie zu erzählen hatten. Erst sah es so aus, als wollten die Drei einfach weiterfahren. Doch dann flüsterten sie miteinander und legten an.
„Wo kommen Sie denn her", eröffneten wir die Unterhaltung. Ich bot ihnen Tabak und Papier an. Der Älteste, dessen runzliges Gesicht aussah wie das Bein einer Schildkröte, drehte sich gekonnt eine Zigarette und reichte dann das Päckchen an die zwei Jüngeren weiter.
„Vom Sungaro", sagte er mürrisch und zeigte stromaufwärts. Sein Blick gefiel mir ehrlich gesagt nicht sonderlich, denn er blieb begehrlich an unserem Gepäck kleben.
„Vom Sungaro?" Wir waren mal wieder gespannt. „Sie wohnen dort?"
„*No*, wir arbeiten da oben. Als *madereros* – als Holzfäller."
Schon klar. Als was denn sonst. Seine pausbäckigen Begleiter nickten zustimmend und versuchten die ganze Zeit, etwas mit dem Tabak und dem Zigarettenpapier anzufangen. So gut wie der Wortführer kamen sie damit nicht klar. Vielleicht lag es aber daran, dass sie ihre Augen mehr auf Anke als auf ihr Tun gerichtet hielten.
„Ist der Fluss nicht schon zu flach für Ihr Boot?", fragte ich neugierig.
„Wir staken die ganze Zeit, um über die Untiefen zu kommen", gaben mir die beiden Jugendlichen zu verstehen. „Es ist schwierig, aber noch machbar."
„Und was wollen Sie dort oben?" Ihr offensichtlicher Anführer schob sich sein Basecap in den Nacken und schaute uns argwöhnisch an. Wir hatten ihm

erzählt, dass unser Ziel der Sungaro war. „Dort ist ja überhaupt nichts. Keine Menschen, *Señor*. Keine Häuser. Nur ein paar Wilde mit Pfeil und Bogen."
Wir erzählten den Dreien etwas über Tierfotografien. Anke als meine „Ehefrau" wäre also die Fotografin und ich ihr „Chauffeur". Und je weniger Menschen dort oben lebten, desto besser wäre das ja für uns. Die beiden jüngeren Indianer nickten begeistert, während ihr Chef eher verständnislos dreinblickte. Er knurrte irgendetwas und bedeutete seinen Begleitern wieder zurück ins Boot zu steigen. Anscheinend war alles gesagt. Ich bot ihnen noch etwas Tabak für den Weg an, den der Alte einsteckte.
„Schöne Sachen haben sie hier", meinte er nur daraufhin, wobei seine kleinen schwarzen Augen beinah Löcher in unsere wasserdichten Säcke brannten.
„Und Sie 'ne Menge Fische", warf ich ihm fix eine andere Feststellung entgegen. Im Gegensatz zu seinen zwei Gefährten traute ich dem Typ nur von zwölf bis Mittag und wollte auf gar keinen Fall, dass er unser Gepäck näher in Augenschein nahm. „Haben Sie nicht zufällig einen Kleinen für uns übrig? Ich brauche ihn als Köder."
Der Mann ging runter zum Boot und warf uns einen kleinen Wels vor die Füße. Dann stieg er grußlos ein und ließ sich von seinen Begleitern weiter flussab bugsieren. Die beiden winkten uns noch mal zu, und kurz darauf war der Einbaum hinter der Biegung verschwunden.
„Hatte der irgendein Problem mit uns?" Anke blickte mich skeptisch an.
„Keine Ahnung. Vielleicht hat er schlecht geschlafen." Ich hielt den kleinen Wels in der Hand. „Aber auf alle Fälle haben wir erst mal wieder einen Köderfisch und bald ein richtiges Abendessen."
„Schon klar", sagte Anke ernst. „Du ziehst bestimmt den größten Fisch weit und breit aus der Pfütze hier."
„Na logisch! Was denkst du denn?" Hatte da eben etwas sarkastisch geklungen? Ich verstaute den Köder im Kanu und nahm mir vor, damit erst morgen den größten Fisch aller Zeiten zu fangen.

*

Die drei Indianer von gestern hatten Recht gehabt. Der Fluss war wirklich kaum noch zu befahren. Wir zerrten streckenweise zu Fuß unser Boot durch den flachen Sepahua und kamen in zwei Stunden wieder nur einmal ganze vier Kilometer stromaufwärts. Gegen Mittag legten wir völlig erschöpft unsere wohlverdiente Pause ein. Anke zauberte zum Mittagessen zwei dieser Kaugummilutscher aus ihrem Beutel, die ja eigentlich für irgendwelche Kinder bestimmt waren. Aber nun stellten die Lollies für uns eine vollwertige Mahlzeit dar. Genüsslich saugten wir an den süßen Dingern herum und schlugen nebenbei mit der Hand die Sandfliegen an den Beinen tot.

Aus der Ferne war ein tiefes Donnergrollen zu hören. Über uns begannen die Blätter des Waldes im Wind zu flüstern. Kam tatsächlich ein richtiges Gewitter auf? Wir beschlossen kurzerhand auf der nächstgelegenen Sandbank ein Lager aufzuschlagen. Sicher war sicher. Der Himmel hatte mittlerweile die Farbe von Blei angenommen und wurde zusehends schwärzer. Während Anke in rekordverdächtiger Geschwindigkeit das Zelt aufbaute, warf ich kurz die Angelsehne mit einem Stück Fisch ins Wasser. Und ehe ich noch „Aber hallo" sagen konnte, zerrte auch schon ein unterarmlanger Fisch am Haken!
„Mittag!", schrie ich noch völlig verdutzt und brachte glücklicherweise meinen „Riesenfisch" heil auf den Strand. Anke steckte ihren Kopf aus dem Zelt und schrie: „Yippiii!! Los komm rein! Gleich geht's los hier!" Und wie auf Kommando prasselten riesige Regentropfen auf die Umgebung nieder. Bevor ich zusah, dass ich in das Zelt kam, bestückte ich aber noch mal den großen Haken, warf ihn aus und befestigte die Sehne an einem Stück Treibholz am Strand.
„Mensch, was für 'n Glück!", sagte Anke. „Weißte du, was ich heute Morgen erst in mein Tagebuch geschrieben habe?" Sie hielt mir ihr Buch unter die Nase.

> ***7. 06. 6.45 Uhr***
> *Meine Frustrationstoleranz sinkt verdächtig gegen null. Hach, es ist ja alles so sinnlos …*
> *Könnte es nicht mal regnen, dann bräuchten wir heute nicht zu paddeln und hinterher ist endlich genug Wasser im Fluss, dass wir nicht mehr herum gründeln brauchen wie ein gestrandeter Wal!*

„Du solltest dir öfter mal so was notieren, hihi ..." Wir lagen auf dem Bauch und freuten uns wie kleine Kinder über den kräftigen Tropenregen. Durch das Vorzelt konnten wir den Fluss sehen, auf den die Regentropfen wie MG-Feuer einprasselten. Die Welt war in Ordnung. Wir befanden uns im Trocknen und hatten eine reichhaltige Mahlzeit vor uns. Und Morgen hätte der Fluss wieder genug Wasser, um ohne Problem noch etwas höher zu paddeln.
Nach circa einer halben Stunde flaute der Regen etwas ab. Ich schob mich aus dem Zelt und ging zum Boot hinunter, um mir dort den Poncho anzuziehen. Vielleicht könnte ich noch etwas angeln? Und dann Wunder Nummer Zwei. Eigentlich wollte ich nur die Angelsehne einholen und noch mal neu auswerfen. Aber während ich die Sehne langsam einrollte, bemerkte ich, dass dort etwas dran hing. Ein Wels! Ebenfalls lang wie mein Unterarm! Ich wurde verrückt.

„Wir haben den Nächsten!“, schrie ich völlig begeistert zu Anke hinauf und schwenkte den armen Wels wie einen Pokal über meinen Kopf.
„Los! Fang noch einen!“, hörte ich Anke größenwahnsinnig aus dem Zelt rufen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen.

Anke:

7. 06. 15.30 Uhr

Cool! Wenn das gerade kein Timing war, weiß ich nicht, was sonst! Das ist doch mal ein Tropengewitter wie es sich gehört! Ich wusste es doch! Immer wenn alles so richtig mies ist, passiert wieder was Gutes. Das ist immer so. Immer! Man muss nur lange genug darauf warten.

7. 06. 15.45 Uhr

Hier im Zelt ist das Mistwetter richtig gemütlich. Mein armer Fischer steht da draußen in seinem Poncho. Die großen Regentropfen pieken bestimmt ganz schön. Ach, na und! Dafür haben wir nachher einen dicken Fisch zum Essen. Yippiii!

16.30 Uhr

Schade eigentlich, ich dachte schon, wir könnten mal wieder ein bisschen fummeln. So ganz romantisch bei Gewitter im Zelt … Aber der Gestank von halb verrottetem Köderfisch hat der Sache doch ein bisschen den Pep genommen. Dafür haben wir jetzt sogar einen zweiten dicken Braten. Endlich wieder satt zu essen! Boah ist das schön! YIPPIII!!!

7. 06. 17.05 Uhr

Der Dritte hat angebissen! Und was für ein Brocken! Ich glaube, jetzt reicht es langsam hin.

Torsten:

Wir brauchten jetzt sehr viel Holz. Drei Riesenfische lagen bereit, um ein leckeres Abendbrot abzugeben. Anke kümmerte sich um einen schönen „Einweggrill“, den sie aus grünen Bambuszweigen baute. Ich hackte derweil große Holzscheite zurecht. Blöderweise krachte mir bei der Holzaktion ein dicker Dorn bis zum Anschlag in mein linkes Daumengelenk. Das war damit erst mal außer Gefecht gesetzt. Sicherheitshalber klebte ich die Wunde ab, bevor ich mich an das Ausnehmen der Fische machte, damit ich keine Infektion bekam.

Der Fluss brodelte regelrecht, als ich die Fischeingeweide achtlos hineinwarf. Hier schien anscheinend eine Art Kaltblut-Treffpunkt zu sein. Hätte ich jetzt noch mal mein Angelglück getestet, würden wir mit Sicherheit noch einen gewaltigen Fisch zum Abendbrot haben. Aber warum jetzt gierig werden? An unserer Beute hätten wir eine Weile zu kauen, und großartig konservieren könnten wir den Überfluss auch nicht.
Kurz nach Einbruch der Dunkelheit begann für uns das große Festmahl. Voluminöse, fantastische Fischfilets brutzelten auf Ankes Grill. Sie hatte das Fleisch akkurat mit Pfeffer und Salz gewürzt. Wir hauten uns so die Bäuche voll, dass sie sich danach anfühlten wie prall gefüllte Ledertaschen. Besseren Fisch haben wir bis jetzt nicht wieder gegessen.

Von stachligem Bambus, süßen Brötchen und einem Phantom

Torsten:
Der Eiweißschub machte sich bemerkbar. Mit neuem Elan legten wir von unserem „Fischstrand“ ab und ließen die Paddel in das Wasser krachen. Mein Daumen, an dem der Bambusdorn seine Spuren hinterlassen hatte, war geschwollen und entzündet. Aber Dank der Antibiotika-Tabletten klang es schnell wieder ab und behinderte mich nicht großartig beim Paddeln. Die Strömung des Sepahua hatte wie erwartet nach dem Gewitter zugenommen. Aber das störte uns nicht mehr. Lieber nahmen wir eine stärkere Strömung in Kauf, als andauernd mitten auf dem Fluss auszusteigen und das Kanu zu ziehen.
Wir schwadronierten mal wieder über unsere weitere Tour. Schafften wir es doch noch, mit dem Boot auf den Río Piedras zu kommen? Jetzt, da die Flüsse wieder etwas mehr Wasser führten? Wir könnten das Kanu den kleinen Sungaro hinauf treideln und würden uns so etliche Kilometer Gepäckschleppen durch den Urwald ersparen. Aber das waren alles Tagträume. Eigentlich war es beschlossene Sache, das Risiko, den Piedras zu befahren, nicht einzugehen und am Sungaro umzukehren. Außerdem lagen noch einige Flusskilometer zwischen uns und dem Ziel. Wer wusste, wie es vor Ort aussah?
Wir hielten unaufhörlich Ausschau nach irgendwelchen menschlichen Spuren. Nicht nach Fußspuren, die hatte der Regen schon längst verwischt, eher nach Hinweisen auf Holzfälleraktivitäten. Also Schneisen und gefälltes Holz am Ufer. Aber so sehr wir uns auch Mühe gaben – hier war nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Außer einem Bananenbaum, der auffordernd direkt am Ufer stand und an welchem tatsächlich eine dicke Staude mit Früchten hing. Die waren zwar noch grün, aber immerhin. Mit der Zeit würden sie schon gelb werden. Zur Not könnten wir sie auch einfach im grünen Zustand kochen.
Die kleinen Bananen baumelten etwa drei Meter über dem Erdboden. Anke versuchte den Baum hinauf zu klettern, um die Früchte zu ernten, aber der wollte ihr Gewicht nicht so recht tragen. Also ging ich noch mal zum Boot, holte die Machete und einige Minuten später war der Fruchtbaum gefällt und wir stolze Besitzer einer schweren Bananenstaude, die wir seit diesem Zeitpunkt wie unser wertvollstes Hab und Gut ständig mit uns herumschleppten.

*

Die Mittagsglut lag wie eine Last auf uns. Waren wir die letzten zwei Tage noch euphorisch, hatte die Stimmung heute wieder umgeschlagen. Es schien, als hätte jemand über Nacht einen großen Stöpsel aus dem Grund des Sepahua gezogen und sein Wasser ins Nirgendwo abfließen lassen. Die letzten Kilometer bis zur Mündung des Sungaro zogen sich merklich in die Länge. Bereits seit dem Morgen waren wir mehr durch den Fluss gewatet, als gepaddelt zu haben. Ab und zu sahen wir dabei rote Spießhirsche, die ganz gemächlich durch den teilweise nur noch knöcheltiefen Fluss liefen.

Am Nachmittag waren wir endlich an unserem Ziel! Anke stromerte am Ufer nebenher, während ich unser Kanu die letzten Meter bis zu einer sehr großen Sandbank zog. Wir sahen die Mündung des Quebrada Sungaro und ließen uns wie Schiffbrüchige in den warmen Sand fallen. Wir hatten es geschafft!

„Das muss erst mal gefeiert werden!“ Anke war wieder aufgesprungen, ging rasch zum Boot und kam mit einem kleinen Flachmann zurück. In der Blechflasche war Wodka und ursprünglich für ganz besondere Situationen gedacht. Bisher brauchten wir die Pulle nicht. Aber nach diesen Wochen Plackerei hatten wir uns jetzt wohl einen kräftigen Schluck verdient.

„*Salut*, mein Herz! Auf uns!“ Der warme Wodka rann mir die Kehle hinunter und hinterließ ein wohliges Gefühl in meinem nüchternen Magen. Wir saßen entspannt im Sand und genossen den Triumph, es bis hierher geschafft zu haben. Doch nicht all zu lange, denn ein tiefes, nicht allzu weit entferntes Donnern hinter dem Horizont erinnerte uns daran, dass ein gemütlicher Feierabend noch etwas auf sich warten lassen müsste. Anke baute wie immer das Zelt auf, während ich mich auf die Socken machte, um genügend Feuerholz zu organisieren. Dabei hielt ich nach menschlichen Spuren im Sand Ausschau. Doch außer einem großen Jaguar, Tapiren und anderen Huftieren hatte in den letzten Tagen offensichtlich niemand die breite Sandbank hier besucht. Ich schaute mir den Sungaro an. Mehr als eine Pfütze war das wirklich nicht. Insgeheim freute ich mich darüber. Denn wenn dieser Zulauf randvoll mit Wasser gewesen wäre, würde ich bestimmt die Nacht wach liegen und überlegen, ob wir es mit einer Bootstreidelaktion Richtung Río Piedras nicht doch versuchen sollten.

Träge lagen wir am Feuer, warteten bis das Wasser kochte, und schauten in den Himmel. Ein Gewitter versteckte sich irgendwo hinter dem Urwald. Kurz vor dem Dunkelwerden schien das Firmament teilweise lichterloh zu brennen. Ab und zu donnerte es laut.

„Morgen verbacken wir erst mal unseren gesamten Rest Mehl“, schmiedete ich einen Plan, bei dem mir das Wasser im Munde zusammenlief. „Wir machen süße und herzhafte Brötchen.“

„Und dann essen wir alle auf einmal auf!“, jubilierte Anke neben mir und strahlte über beide Backen. „Und danach suchen wir den Weg, der hier angeblich sein soll. Okay?“
„*Yepp*. Bin ja mal gespannt, ob wir den finden.“ Ich goss uns einen kräftigen Kakao in die Blechtassen, den es zur Feier des Tages gab. „Aber für heute ist Feierabend!“

*

Am nächsten Morgen spannte sich der Himmel weiß und blau über unsere zerzausten Köpfe. Wir gähnten herzhaft und begannen den neuen Tag mit einer Tasse heißen Kaffee. Heute mussten wir nicht unser Zeug zusammenpacken und den ganzen Tag gegen den Strom rudern oder durch den Sepahua waten. Auch morgen nicht. So gesehen eigentlich überhaupt nicht mehr. Denn von jetzt ab ging es mit dem Boot nur noch gemächlich stromab.
Gemütlich beratschlagten wir am Lagerfeuer über den weiteren Tag. So ganz „blaumachen“ war nicht drin. Von hier aus wollten wir wenigstens versuchen, zu Fuß zum Río Piedras zu gelangen. Das versprach etwas Abwechslung nach der ständigen Paddelei und neugierig auf den Fluss waren wir auch. Doch bevor wir in den Urwald gingen, wollte ich noch ein Dutzend Brötchen als Proviant für die Tour backen. Dann mussten wir ein Versteck suchen, in welchem wir das Kanu und all die Sachen, die wir für den Fußmarsch nicht benötigten, lassen konnten. Klar, dass wir das Zeug hier nicht so einfach zur Selbstbedienung auf dem Strand stehen lassen würden. Es wäre echt ärgerlich, wenn wir nach vier oder fünf Tagen aus dem Wald wiederkämen und feststellen mussten, plötzlich ein echtes Problem zu haben. Nämlich ohne Boot dazustehen.
Es gab also genug zu tun. Während sich Anke nach dem Frühstück an das Umsortieren und Säubern der Klamotten machte, war es meine Aufgabe, unser gesamtes restliches Mehl in eine ansehnliche Menge schneeballgroßer Brötchen zu verwandeln. Und das sprach sich blitzschnell herum. Vor allem bei den Bienenvölkern aus der näheren Umgebung, die sich in Kamikazemanier auf das noch warme Backwerk stürzten und bald unseren schönen Campplatz vollständig okkupierten. Hinzu kamen die Myriaden von Sandfliegen und eine ebensolche Anzahl schwarzer Pferdebremsen. An illustrer Gesellschaft fehlte es uns also nicht. Anke hatte sich wegen der Insekteninvasion sogar in Schale geworfen und sah mit ihrem Tuch um den Kopf aus als wäre sie gerade bei einer Außenaufnahme von „Ali Baba und die vierzig Räuber“ dabei.
Nach einer Mittagspause unter dem Moskitonetz schnappten wir uns unsere inzwischen schimmligen Stiefel, zwängten unsere immer noch verpilzten

Füße hinein, und machten uns auf die Suche nach einem günstigen Bootsversteck. Aber einen geeigneten Schlupfwinkel zu finden erwies sich als nicht so einfach. Den Wald um uns herum umschloss ein hartes Korsett aus dichtem Bambus. Es hatte ganz den Anschein, dass dieses Gebiet während der Regenzeit völlig unter Wasser stand und sich der Bambus somit richtig breitmachen konnte. Hoffentlich würde uns dieses stachlige Dickicht nicht die ganze Strecke zwischen dem Sepahua und dem Río Piedras begleiten, sondern bald von einem relativ lichten Primärwald abgelöst werden. Wir hackten uns eine Lücke in das Gestrüpp, welche groß genug war, unser Kanu vor den Blicken neugieriger Menschen einigermaßen zu verbergen. Ich meine, falls sich ein Waldläufer oder Indianer die Mühe machen würde, unser Zeug zu suchen, wäre er wahrscheinlich fündig geworden. Das Risiko mussten wir eingehen. Hauptsache es stand nicht einfach so in der Gegend herum.

Am späteren Nachmittag zog ein kräftiger Wind auf, welcher einen grauen Vorhang vor den blauen Himmel zog und leichten Regen mit sich brachte. Von weit her ertönte Donner. Vor uns lag ein entspannter Abend im Zelt.

Am Vormittag des folgenden Tages saß ich über die Landkarte gebeugt vor dem Zelt und schaute mir den kürzesten Weg zum Río Piedras an. Tags darauf wollten wir uns auf den Weg machen. Nur um das „Flussphantom“, das jetzt schon so lange und hartnäckig durch unsere Köpfe gespukt war, wenigstens ein Mal in natura gesehen zu haben. Danach konnten wir dann ganz entspannt zurück nach Sepahua fahren und dort die Tour beenden. Das redeten wir uns jedenfalls ein.

Von unserem Camp aus betrug die Entfernung zum Piedras knapp dreizehn Kilometer Luftlinie. Aber im Urwald verdoppelte sich diese Distanz, da wir nicht einfach geradeaus gehen konnten. In Venezuela bin ich mal für eine Strecke von nur fünfzig Kilometern direkt durch den Wald sechs ganze Tage unterwegs gewesen. Na ja, aber jeder Urwald sah anders aus. Ich schätzte, dass wir mit Sicherheit zwei Tage für den Hinweg zum Río Piedras benötigen würden. Eventuell stießen wir auch auf den mysteriösen Weg, von dem uns sämtliche Leute immer wieder berichtet hatten. Allerdings hatten wir gestern bei der Suche nach dem Bootsversteck noch nichts Derartiges entdeckt. Jedenfalls nicht hier in unmittelbarer Nähe. Na ja, abwarten. Einen Pfad vermuteten wir eh nicht. Der wäre wahrscheinlich nach einigen Tagen der Benutzung schon längst wieder zugewuchert. Und einen „riesigen“ Weg? Eine Schneise, die von Holzfällern angelegt worden war? Hm ...

Wo nur Anke blieb? Immer öfter schaute ich jetzt in Richtung der Sungaro-Mündung. Wie lange war sie jetzt schon weg? Eine Stunde oder mehr? Ich stand auf und ließ einen lauten Pfiff los. Was im Grunde genommen ziemlich schwachsinnig war, denn hier pfiff es aus allen Richtungen. Mensch, hatte sie

sich verlaufen? So etwas passierte ganz flott. Man denkt, alles ist in Ordnung, folgt irgendwelchen Tierpfaden und steht plötzlich vor dem Problem, nicht mehr den richtigen Pfad zurück zu finden. War etwas passiert? Sie wollte doch nicht zu einer Solo-Expedition aufbrechen, sondern sich hier nur mal in der Nähe umschauen. Das dachte ich jedenfalls.
Ich holte unsere Flinte und überlegte, einen Schuss in die Luft abzugeben. Aber dann ließ ich es lieber sein. Der Witz war, dass es hier in der Gegend auch bei jeder Gelegenheit knallte. Natürlich nicht, weil rätselhafte Unbekannte den ganzen Tag lang in der Gegend herumballerten, sondern weil in regelmäßigen Abständen die Bambuspfähle im Wald brachen und dabei täuschend echte Schussgeräusche verursachten.
Ich steckte mir eine Handvoll Patronen in die Hosentasche, nahm das Gewehr und die Machete und ging in die Richtung, aus der ich Ankes Kommen vermutete. Mir gingen in dem Augenblick echt komische Gedanken durch den Kopf. Hoffentlich war ihr nichts passiert! Ab und an pfiff ich trotz meiner geflügelten Konkurrenz so laut ich konnte.

Anke:
Aua! Wieder hatte ich mir den großen Zeh an einem Stein im Wasser gestoßen. Was machte ich Idiot hier eigentlich alleine mitten im Urwald, nur in meinen Sarong gewickelt, barfuß und mit leeren Händen? Nicht einmal ein Taschenmesser hatte ich dabei. Und Torsten war so weit weg, dass ich rufen konnte, bis die Brüllaffen vor Neid erblassten. Er würde mich eh nicht hören. Wenn ich den sagenhaften Weg zum Las Piedras wirklich finden wollte, brauchte ich wohl als Erstes meine Forscherausrüstung. Dachte es und machte auf der Stelle kehrt.
Es dauerte ein Weilchen, bis ich den Fluss abwärts zurück zu unserem Zelt gewatet war. Aber hier angekommen, kramte ich voller Abenteuerlust alles zusammen, was mir nützlich schien. Hemd und Hose waren schon mal gut. Die Machete schnallte ich an den Gürtel, das Messer rutschte in die Hosentasche und meine inzwischen ziemlich moderigen Wanderstiefel nahm ich in die Hand. So! Noch was? Bescheid sagen!
„Ich geh jetzt mal den angeblichen Weg suchen, vielleicht haben wir ja Glück und ich entdecke ihn weiter oben am Sepahua oder wenn ich den Sungaro ein paar Meter hoch gehe“, informierte ich Torsten sicherheitshalber.
„Hm, mach du mal. Ich bleib hier bei den Klamotten und schau mir schon mal eine Alternative an!“ Er drehte sich auf die Seite und vergrub die Nase wieder in der Landkarte.
Ich zog den Zelteingang hinter mir zu, atmete tief durch und stapfte los.
Der Sepahua schlängelte sich träge in den Urwald. Himmel, war ich froh, dass wir in dieser knöcheltiefen Brühe nicht mehr paddeln mussten! Wo war

denn nur der Weg, den ich vorhin gesehen hatte? Ah da. Nicht gerade ein wirklicher Weg, aber mit einer Menge Glück könnte das ein getarnter Eingang sein. Vorsichtig kletterte ich das glitschige Ufer empor und stülpte mir die Wanderstiefel über die bepilzten Füße. Sie fühlten sich unheimlich eng und viel zu klein an. Wie lange war es jetzt her, dass ich das letzte Mal richtige Schuhe an den Füßen hatte? Wochen? Mit diesen Klumpen an den Beinen konnte ich wenigstens treten, wohin ich wollte. Dornen, spitze Äste, Schlangen, alles egal. Obwohl ja Schlangen doch eher in die Waden beißen … Quatsch, ich veranstaltete so viel Spektakel, dass sie schon lange weg waren, bevor ich überhaupt Zeit hatte, Angst zu kriegen.
Das war aber auch rutschig hier! Wie sollte ich denn diese steile Böschung jemals hoch kommen, ohne mich irgendwo fest zu halten? „*Camina sin manos!*“, flüsterte mir mein Schutzengel ins Ohr. Gehe ohne Hände! Versuche nicht, irgendetwas zu greifen, es könnte pieksen oder beißen oder giftig sein oder alles zusammen. Mit Argusaugen schielte ich auf die nächste Wurzel vor meiner Nase. Nichts bewegte sich und nichts stach hervor. Ungefährlich, oder? Mit der Machete klopfte ich sicherheitshalber noch einmal dagegen und als erstaunlicherweise immer noch nichts passierte, packte ich zu und zog mich hoch.
Also wenn hier jemand einen Weg getarnt hatte, dann mit vollem Erfolg. Die vermeintliche Schneise, die mir vorhin vom Fluss aus so verführerisch zulächelte, entpuppte sich bei näherer Betrachtung leider als fieses Bambusdickicht. Armstarke, teilweise schon mit Moos überwucherte Bambusrohre stapelten sich in wildem Durcheinander vor meinen Beinen. Bodenpflanzen und Farne versteckten einen großen Teil der verhassten, langen Dornen bereits heimtückisch unter sich. Blätter, Äste, Zweige und Ranken, wohin ich blickte. Ich zog die Machete und versuchte, mir wenigstens einen winzigen Durchschlupf zu erobern. Allein mit Hacken war hier nichts zu bewegen. Vorsichtig schob ich etwas Grünzeug zur Seite und noch vorsichtiger kraxelte ich über den Bambus. Aber was ich sah, ließ mich nicht gerade jubeln.
Schmieriger, roter Boden, überwuchert von unendlich vielen unbekannten Pflanzen, die alle völlig durcheinander, ineinander und umeinander herum, übereinander, untereinander oder einfach nur so vor sich hin wuchsen. Und dazwischen immer wieder Bambus. Umgestürzter, quer liegender, alles verbarrikadierender, stacheliger Bambus!
Vielleicht wurde der Wald ja offener, sobald ich den Ufergürtel hinter mir lassen konnte. An Flussrändern war das Gestrüpp doch immer am dicksten, oder? Seufzend blickte ich über meine Schulter und erkannte unter mir gerade noch so den Río Sepahua. Also los! Die Richtung stimmte. Immer gerade aus, dann müsste ich eigentlich irgendwann das Schlimmste hinter mir haben.

Ich trat Zweige nieder, duckte mich unter Ästen hindurch und häckselte Blätter ab. Zwischendurch schnipsten mir immer wieder alle möglichen Ranken ins Gesicht, die sich komischerweise gar nicht abhacken ließen. Ich umkletterte zu undurchdringliche Ecken und versuchte, auf diesem wahnwitzigen Zickzackkurs nicht vollständig die Orientierung zu verlieren. Gar nicht so einfach! Und dann wurde es richtig seltsam. Ein erneuter Blick zurück zeigte mir, dass ich in den letzten zehn Minuten so um die zwanzig Meter Luftlinie zurück gelegt hatte. Das konnte doch wohl nicht wahr sein! Aber es gab keinen Zweifel. Noch sah ich helles Tageslicht durch das Dickicht hinter mir schimmern. Da musste der Fluss sein.
Weiter hackte, kletterte und stolperte ich und verbog mich auf die unmöglichsten Weisen, um einen Durchschlupf zu finden ohne irgendwo hängen zu bleiben. Ein paar Meter noch. Vielleicht lag das Schlimmste ja schon hinter mir, und vielleicht begann da vorne bereits der Primärwald, von dem Torsten immer geredet hatte. Hinter dem dicken Busch dort? Aber nichts änderte sich, auch hinter dem Busch nicht. Verfitztes, grünes Dickicht soweit ich sehen konnte. Die Vorstellung, hier jemals mit einem Rucksack auf den Schultern durch zu kommen, war einfach absurd.
Ich ließ die Machete sinken und lauschte in das Pflanzengewirr hinein, in dem ich völlig verstrickt fest saß. Ruhe. Ab und zu ein Rascheln, ein Insekt oder das Rauschen von Blättern. Sonst nichts. Alle kleineren Waldbewohner waren bestimmt vor Schreck geflohen, als sie mich Trampel vor ihrer Haustür poltern hörten, und die größeren würden hier auf keinen Fall unbemerkt durchpassen.
Oder doch? Vielleicht ein *pekari* oder ein geschmeidiger Jaguar? Und was war mit den Waldindianern, die in dieser Gegend lebten? Irgendwie mussten die sich auch fortbewegen. Sie blieben ja nicht an dem Platz ihrer Geburt sitzen, bis sie ein paar Jahrzehnte später wieder starben. Wenn sie das Ganze ähnlich geschickt anstellten wie ich, würden sie schon verhungert sein, bevor sie jemals etwas Jagbares zu Gesicht bekamen. Aber vielleicht waren sie ja jetzt schon hier? Beobachteten mich versteckt hinter irgendeinem dieser tausend Bäume und kicherten lautlos in sich hinein? Oder waren sie sauer, weil ich einfach so in ihr Gebiet eindrang? Sie konnten überall sein, die Augen, die allen meinen Bewegungen folgten. Und ich stolperte wie eine laufende Dartscheibe vor ihren Jagdbogen herum.
Hilfe, jetzt bloß nicht komisch werden! Mit bereits leicht erhöhtem Adrenalinspiegel scannte ich die Umgebung ab. Nichts! Keine Veränderung. Kein Aufblitzen menschlicher Konturen, keine Bewegung, gar nichts. Nur Pflanzen. Wie blind und dumm ich mir plötzlich vorkam. Wochenlang hatten wir nun schon auf den Sandbänken an der Waldkante campiert, wie vor den Mauern einer Festung. Alles war vertraut geworden, was diese Mauern

umgab, und normal. Der Fluss, die Ufer, die Böschungen, alles. Nur hinter diese Wände hatten wir noch nicht geschaut. Und nun, da ich mich ins Innere geschmuggelt hatte, war der alltägliche Anblick des Regenwaldes wie ich ihn kannte, verschwunden. Verwirrend war hier alles, fremdartig und neu. Bestimmt existierten Hunderte von Lebewesen um mich herum, die ich nicht einmal wahrnahm, obwohl ich direkt in ihrer Mitte herumstolperte.
Verloren wie ein Kind im Kaufhaus starrte ich um mich. Ich wusste, dass ich mich in der reichsten Natur der Welt befand – aber das war auch schon alles. Wäre ich länger als nur auf kurze Stippvisite hier, würde ich wahrscheinlich im Schlaraffenland verhungern. Nicht die geringste Ahnung hätte ich, welche von den Speisen ich nehmen sollte. Was könnte ich woraus bauen, was als Medizin benutzen und was konnte mir wirklich gefährlich werden? Für mich sah es gerade so aus, als war das ganze Zeug nur für einen einzigen Zweck gemacht worden: mich am Durchkommen zu hindern. Wenn ich in dieser Schatzkammer auch nur halbwegs zurechtkommen wollte, musste ich so unendlich viel lernen. Von Grund auf beginnen, wie mit einer Fremdsprache. Dabei trieben wir uns nun schon wochenlang hier herum, hatten uns eins mit unserer Umwelt gefühlt. Und trotzdem schien es mir, als war ich über „Guten Tag“ und „Bitte – Danke“ noch nicht hinausgekommen. In mir wuchs das schlechte Gewissen. Wie konnte ich nur so ungebildet sein! Ich wollte zurück. Zurück in mein sicheres Zelt, zurück in meine vertraute Umgebung und zurück zu Torsten, um ihm zu erzählen, wie es mir ging.
Aber wo war zurück? Ich drehte mich um meine Achse und suchte nach Spuren, die ich unweigerlich hinterlassen hatte. Hier ein gebrochener Zweig, da ein abgeschnittenes Blatt auf dem Boden, aber viel war nicht geblieben. Ehrlich gesagt war es ganz schön wenig! Dabei hatte es sich angefühlt, als hackte ich eine Schneise für eine ganze Armee. Immer wieder materialisierten sich undurchdringliche Büsche vor mir, immer wieder häkelten sich Schlingpflanzen um meine Beine und immer wieder musste ich umkehren. Dann stapfte ich so lange zurück, bis mir ein untrügliches Zeichen verriet, dass ich jetzt endlich auf dem richtigen Weg war.
So hatte ich mir den Dschungel nicht vorgestellt. Überhaupt nicht! Gruselig, dachte ich, würde er sein. Und unheimlich. Und nicht einfach nur undurchlässig und zeitraubend. Finster sollte er sein und voller unbekannter Geräusche und Gerüche. Aber das war er nicht. Es gab kein immer dichter an mich heran kriechendes Grün, das wie ein schauerliches Fabelwesen seine spirrigen Finger nach mir ausstreckte. Es waren nur Pflanzen, die mir den Weg versperrten. Die ganze Zeit lang hatte ich mich auf ein wohliges Schaudern gefreut, wenn ich mich endlich in den Dschungel hacken konnte. Wie ein Kind bei einem Gruselfilm wollte ich heimlich fasziniert sein von

meiner eigenen Angst. Und was bekam ich statt des ordentlichen Gruselns? Ein schlechtes Gewissen. Das war nicht fair!
Wie ein Stück faules Obst hatte mich der Urwald ausgespuckt, als ich endlich wieder am Fluss stand und die Ohren hängen ließ. Aber Moment mal. Wollte ich nicht eigentlich den Weg zum Las Piedras finden? Anstatt herum zu jammern, dass ich als Tropenbiologin nicht viel taugte, sollte ich lieber weiter suchen, denn hier war der Weg wohl eindeutig nicht.
Mit den Stiefeln in der Hand platschte ich weiter den Río Sepahua hoch, meine Blicke fest in die Uferböschung verbohrt. Aber ich entdeckte nichts mehr, was auch nur annähernd nach einem Pfad ausgesehen hätte. War ich vielleicht schon zu weit oben?
„An der Mündung", hatten die Leute immer wieder gesagt, aber was wussten die schon wirklich? Waren sie jemals hier gewesen? Unwahrscheinlich! Und wenn die „Stille Post" in Peru genauso gut funktionierte wie die Staatliche, dann gab es in dieser Gegend noch nie einen Weg. Weder früher, noch heute, noch würde es jemals einen geben. Ich drehte mich um und watete durch den Fluss zurück. Einen Versuch hatte ich noch.
Gespannt darauf, endlich eine Entdeckung zu machen, bog ich in den Flusslauf des Sungaro ein. Nicht, dass Flusslauf das richtige Wort gewesen wäre. Das Bächlein selbst war noch schmaler als der ohnehin schon mickrige Sepahua. Ein fünf bis sechs Meter breites, knöcheltiefes Rinnsal, das von der Böschung auf beiden Seiten fast verschlungen wurde, umspülte knapp meine Füße. Wuchernde Äste, von ihrer Eigenlast umgebogene Bambusstangen und riesige Palmenblätter ragten von beiden Ufern herab. Wie grüne Wächter krallten sie sich an allem fest, was sich versuchte, in ihrer Mitte hindurch zu schlängeln. Hier gab es auch keine Sandbänke mehr, nur überwucherte, glitschige Steilufer.
Biegung um Biegung watete ich weiter, ohne auch nur die geringste Spur eines Weges zu entdecken. Vielleicht konnte ich ja dem winzigen Zulauf hier links folgen und seinen Platz nutzen, um mich durch die Uferböschung hindurchzumogeln? Wieder schnürte ich die Schuhe an den Füßen fest und zog mich an Land. Doch kaum hatte ich einen Fuß auf vermeintlich festgewaschenen Flusskies gesetzt, versank ich schon. Bis ans Knie hatte der Schlamm mein Bein verschlungen, mitsamt dem dicken Wanderstiefel. Und nun weigerte er sich hartnäckig, die beiden wieder frei zu geben. Unmöglich, hier lang zu kommen.
Noch zweimal versuchte ich mein Glück auf beiden Ufern des Baches mit ärgerlich gleichbleibend geringem Erfolg. Weiter und weiter war ich dabei in den Wald gewatet und Kurve um Kurve dem Lauf des Sungaro gefolgt, als sich in einiger Entfernung eine Lichtung in mein Sichtfeld schob. Fing dort vielleicht der Weg an? Wurde hier tatsächlich abgeholzt? Gab es in dieser

Gegend doch Holzfäller und hatten sie dort ihr Lager? Vorsichtig schlich ich weiter. Oder schnitten die hier gar kein Holz, sondern Koka? Torstens Vermutung über die Drogentypen begann plötzlich, Sinn zu machen. Kokapaste ließ sich sogar von hier oben noch relativ problemlos abtransportieren. Allemal leichter, als tonnenschwere Stämme durch nicht einmal knietiefes Wasser zu flößen, oder? Stand ich gerade vor einer Drogenküche? Und was würde den Jungs alles einfallen, wenn sie plötzlich eine einsame blonde *chica* trafen? Die Vorstellung, wie Jacky Chan auf Speed mit meiner Machete vor ihren Nasen herumzufuchteln, überzeugte mich nicht wirklich.
Nein. Es wurde höchste Zeit, den Rückzug anzutreten! Am besten ganz leise …

Torsten:
Der Stein, der mir vom Herzen fiel, war schwer wie ein Meteorit. Anke kam mir unversehrt entgegen gewatet. Vor Erleichterung zerdrückte ich sie fast bei der Umarmung.
„Was ist denn los?“, fragte sie mich atemlos.
„Ich dachte schon, es ist etwas passiert.“
Anke strich sich die Haare aus ihrem Gesicht. „Na ja, wie man es nimmt. Das mit dem Weg können wir vergessen.“ Sie umriss mit einer ausholenden Handbewegung die Umgebung und beschrieb mir beim Zurückgehen ins Camp die Situation im Bambuswald.
„Dort mit dem Rucksack langzugehen, grenzt an eine Unmöglichkeit“, sagte sie bestimmt. „Primärwald? Ha! Da kommt kein Mensch durch, der größer als ein Liliputaner ist. “
Ich strich mir über den Bart. „Ich habe mir gestern bei der Verstecksuche schon so etwas gedacht. Allerdings nicht so extrem. Aber das Bambuszeug scheint ja wie ein Filzteppich den Wald zu bedecken.“ Wir gingen zurück zum Zelt. Ich holte die Karte heraus.
„Hier, von unserem Camp direkt zum Piedras sind es knapp dreizehn Kilometer. Aber direkt werden wir kaum gehen können. Also ohne den angeblichen Weg, *claro*. Die beste Strecke wäre immer noch, den kleinen Sungaro hinaufzuwaten und dann den Rest quer durch den Wald zu laufen.“ Ich fuhr mit dem schmutzigen Finger zum wiederholten Mal die kleinen dünnen Linien auf der Karte entlang und blickte Anke lange an.
„Müssen wir eigentlich *unbedingt* zum Piedras?“
Anke riss erstaunt die Augen auf. Nun war es ausgesprochen. Und es war ganz einfach. Mit meiner Frage, ob wir denn überhaupt zum Las Piedras laufen müssten, wollte ich ganz schlicht sagen: Ich scheiß’ drauf! Meine Meinung hatte sich geändert. Ich wollte diesen Fluss nicht mehr sehen. Nicht

als eine Art Gast. Also gewissermaßen wie ein Tourist auf der Mole. Wir hatten uns entschieden, ihn nicht zu befahren, also musste ich ihn mir auch nicht anschauen und dafür tagelang mit der Machete durch den Forst stolpern. Angenommen, wir wären in zwei oder drei Tagen an seinen Ufern und stellten fest, dass es geradezu einlud, dort ein Boot einzusetzen, würde ich bestimmt nicht ganz entspannt zurück nach Sepahua fahren. Und Anke mit Sicherheit auch nicht. Aber dann noch einmal umkehren, um das Boot und unser Gepäck nachzuholen, wäre der blanke Schwachsinn! Die Strecke war kein Spaziergang im Mondschein. Also, entweder wir versuchten uns mit all dem Gepäck zum Piedras durchzukämpfen, oder ließen es endgültig sein. Und wir entschieden uns dafür, die Sache abzublasen. Dieses Mal endgültig. Ohne Wenn und Aber. Ich glaube, wir machten es in diesem Augenblick wie der Brüllaffe, der sich angeblich in zweifelhaften Situationen die Hände vor die Augen hielt. Was wir nicht sahen, konnte uns auch nicht sonderlich an die Nieren gehen. Morgen würden wir uns in unser Kanu setzen und bedächtig nach Sepahua treiben. Jawohl.

An diesem letzten Abend am Sungaro lauschten wir in unserem Zelt dem Getöse eines gigantischen Tropengewitters, welches nun doch noch den Weg zu unserem Camp gefunden hatte. Grollend, wie ein fernes Unglück, stürzte irgendwo ein großer Baum nieder. Die Blitze über uns tauchten für Sekunden die gesamte Sandbank in ein helles Licht. Anke wimmerte ab und an vor sich hin und hielt sich ihren Bauch. Heute Nachmittag hatten wir den bisher unangetasteten zweiten Proviantsack geöffnet und uns dekadent die Bäuche vollgeschlagen. Hinzu kamen auch noch die frischen Brötchen, die ja nun nicht mehr als Wegzehrung für den Waldmarsch herhalten mussten. Besonders Ankes armer Magen duldete nicht all zu lange die Unmenge an Backpulver und spie sie in kurzen Intervallen zurück zu den Bienen. Jetzt lag sie kraftlos wie ein Sack loser Knochen im Zelt und lachte über ihre eigene Dummheit.

Der Regen prasselte auf das Zeltdach, dass ich dachte, es würde mit Silbermünzen beworfen. Morgen wäre der Sepahua um Einiges voller. War das jetzt ein gutes oder ein schlechtes Zeichen für unsere Entscheidung, endgültig umzukehren?

La Tigra

Anke:
Ach war das fantastisch, hier einfach so flussabwärts zu treiben! Wir hatten wieder genügend Wasser unter dem Kiel, genügend Nahrung in den Bäuchen und genügend Zeit, um jetzt unsere wohlverdienten Früchte einzusammeln. Vorbei all die Plackerei und vorbei all der Hunger, jetzt wurde genossen was das Zeug hielt!
Faul räkelte ich mich auf meinem Sitz, hängte die Füße auf den Bootsrand und streckte den Bauch in die Sonne. Hinter mir hielt Torsten mit dem Paddel die Richtung und saugte genießerisch an seiner Selbstgedrehten herum. So ließ es sich leben! In nicht mal einer Woche würden wir zurück in Sepahua sein. Dann gab es wieder richtiges Fleisch zu essen, mit echtem Gemüse! Dazu ein Bier aus der Kühltruhe, oder zwei oder drei; und zum Frühstück Kuchen! Unvorstellbar dieser Luxus, der auf uns wartete!
Und erst heute Abend! In ein paar Stunden würde ich auf die Karte schauen und feststellen, dass wir an einem Tag die doppelte Strecke zurückgelegt hatten, wie auf der Hintour. Und das alles ohne einen einzigen Paddelschlag. Fast genauso gut war, dass wir wieder an denselben Stellen campieren konnten wie bereits hochzu. Das hieß, der Platz für unser Zelt war bereits wunderbar eben, und das damals gehackte und nicht verbrauchte Feuerholz würde jetzt knochentrocken auf uns warten und endlich mal wie Zunder brennen. Damit könnte Torsten köstliche Spaghetti mit Tomatensoße kochen. Und weil wir mit den Tütensuppen zu guter Letzt nicht mehr zu sparen brauchten, würde es Soße satt geben, und wir konnten einen ganzen Topf leer essen! Jeder!
Aber bis es so weit war, dümpelten wir weiter durch den Bach und ließen uns von der fantastischen Tropensonne verwöhnen. Schade eigentlich, dass ich den ganzen Tag auf meinem Hintern sitzen musste. Eigentlich wäre es doch viel schöner, wenn der auch noch so knusprig braun wie der Rest werden könnte. Hi hi, das waren Probleme! Völlig zufrieden mit der Welt zog ich die Kamera aus ihrer Tasche und begann damit, dieses Paradies auf Bildern festzuhalten.
Seit wir nicht mehr wie die Wahnsinnigen im Wasser herumfuhrwerkten, sahen wir plötzlich haufenweise Tiere. Hier ein kleiner Affe, da ein Reh, hier eine Gruppe Aras, da ein Kaiman. Überhaupt gab es hier scheinbar so viele Kaimane wie Bäume. Zwischendurch immer wieder bunte Riesenschmetterlinge, unsere kleinen Lieblingsfalken und die Hoatzins mit dem fiesen Geschmack. Dann lugte ein wuscheliger Nasenbär aus dem Dickicht hervor und etwas, das aussah wie ein Pärchen Vielfraße, schlenderte

zum Fluss auf einen Drink. Klick und klick und wieder klick sagte die Kamera die ganze Zeit. Unglaublich!
Doch der nächste Tag wurde noch unglaublicher.
„*El tigre!*“, hauchte ich gegen Mittag, als wir gemächlich um eine Biegung trieben. Wie mit einem Degen piekste ich mit meinem Finger Löcher in die Luft.
„Was?“
„Direkt vor uns auf der Sandbank! Ein Jaguar!“
„Los, mach Fotos!“ So hibbelig als hätte er einen Schwarm Mücken in der Hose wuselte Torsten plötzlich auf seinem Sitz hin und her. „Mach schon! Schnell!“
„Pst! Leise!“
Meinen Blick in den entspannt am Strand liegenden Jaguar verbohrt, griff ich mit fliegenden Fingern nach der Kamera. Anschalten, Kappe vom Objektiv nehmen, Zoom auf maximal. Schön liegen bleiben da hinten! Nicht bewegen, du Schmuckstück! Durch den Sucher fand ich das prächtige Tier wieder, stellte scharf und – klick! Ich hatte es. Noch einen zur Sicherheit, und noch einen.
„Hast du ihn?“, raunte es hinter mir.
„Ja!“
„Wirklich? Ganz sicher?“
„Ja doch!“
Ich konnte es selbst noch nicht richtig glauben. Immer dichter trieben wir an diese makellos schöne Raubkatze heran. Was vor Sekunden noch ein schwarz-gelber Fleck auf dem Sucher war, materialisierte sich vor meinen Augen zu einem echten Jaguar. Jetzt drehte er seinen Kopf. Erhaben und mit der behaglichen Arroganz eines wirklichen Herrschers. Er schaute in unsere Richtung, zweifellos sah er uns. Aber wie selbstverständlich stellten wir für ihn keinen Grund zur Eile dar. Bedächtig erhob er sich auf seine mächtigen Pfoten und schlenderte mit aller Ruhe dieser Welt auf die Waldkante zu. Die Verkörperung eleganter Geschmeidigkeit, wie sie nur Großkatzen eigen ist. Atemlos drückte ich wieder und wieder auf den Auslöser. Ganz nahe waren wir nun schon an seinen Strand getrieben, als er gemächlich im Gebüsch verschwand. Mit aufgerissenen Augen stierte ich durch die Kamera. Nichts. Er war weg. Endgültig.
Langsam ließ ich die Hand sinken.
„Ich hab alles drauf!“ flüsterte ich noch völlig überwältigt zu Torsten hin. Aber er starrte nur mit offenem Mund zum Strand. Argwöhnisch drehte ich mich um, und da saß dieser majestätische Jäger. Direkt an der Wasserkante, keine fünfzehn Meter mehr von uns entfernt. Scheinbar interessiert beäugte er, was so unverfroren immer weiter auf ihn zu trieb.

Seidiges, in der Sonne glänzendes Fell, ließ den unwiderstehlichen Wunsch aufkommen, es zu berühren. Allein die Silhouette war von einer bestechenden Eleganz. Jede noch so kleine Bewegung vollendete Ästhetik. Funkelnde Augen und aufmerksam aufgestellte Ohren waren das Einzige, was eine gewisse Erregung erahnen ließ. Die schwarze Schwanzspitze lag bewegungslos im Sand und verriet sich nicht durch das geringste Zucken. Doch dann wurde es dem Herrscher des Regenwaldes zu albern. Er erhob sich zu voller Größe, beglückte uns mit dem Anblick seiner prachtvollen Reißzähne und ließ ein mächtiges „Verpisst euch!“ durch den Urwald dröhnen. Das war unmöglich misszuverstehen. Er drehte uns demonstrativ sein Hinterteil zu und verschwand knurrend endgültig im Wald.
Stille.
„Hast du den Kleinen auch mit auf dem Bild?“, raunte Torsten von hinten.
„Hä? Was für ’nen Kleinen?“ Ich drehte mich langsam zu ihm um.
„Na das pelzige Junge! Das waren doch Mutter und Kind! Hast du das etwa nicht gesehen?“
„Nee.“ Ich begann, im Stillen meine Kamera zu verfluchen. Was hatte sie mir alles vorenthalten?! Wieso musste ich nur Fotos schießen, anstatt dieses Erlebnis einfach in meinem Gedächtnis festzuhalten. Mir war der Anblick eines Jaguarjungen entgangen!
„Die haben da eine ganze Weile auf der Sandbank miteinander gespielt“, ereiferte sich Torsten. „Das Kleine ist immer um die Mutter herum gerannt und die hat auf ihren Spross eingetatzt. Mit der Pfote. So immer. Guck …“

Die einsamen Jäger

Torsten:
Seit zwei Tagen rumpelte es in meinem Magen wie im Bauch des Märchenwolfes. Sobald ich etwas zu mir nahm, musste ich kurz darauf unser riesiges Freiluftklo aufsuchen. Das lag bestimmt nicht an dem großen Wels, den wir vorgestern gefangen und halb gar gegessen hatten. Nur langsam schlugen die Durchfallpillen an. Na ja, in knapp einer Woche würden wir uns wieder ein großes Steak mit allem Drum und Dran einverleiben und sich das Magenproblem von allein erledigen. Jetzt genossen wir erst mal in aller Gemütlichkeit unser Stromabwärtsdümpeln. Wir kamen uns dabei wirklich vor wie auf Safari. Überall wimmelte es von Tieren. Misstrauisch ließen wir uns an dem angeblichen Militärcamp Unión vorbeitreiben. Aber wie es den Anschein hatte, war auch diesmal keiner da.
Kurz nach Mittag zog sich der Himmel zu und es wurde frischer.
„Schau mal! Da geht doch wer", sagte Anke und zeigte mit dem Paddel in Richtung des rechten Ufers. Und sie hatte Recht. Ein kleiner Junge spazierte dort am Rand entlang. Hinter ihm kam jetzt auch ein älterer Mann zum Vorschein. In der Hand hielt er einen großen Bogen und einen langen Pfeil, an dessen Ende eine scharfe Bambusspitze befestigt war. Beide hatten uns ebenfalls entdeckt. Wir fuhren in ihre Richtung. Ein kleiner Einbaum lag dort im Wasser und war mit einer Liane an einem Ast am Ufer vertaut. Der Mann und der Junge stiegen in ihr Kanu und erwarteten uns mit neugierigen Augen.
„Guten Tag", grüßten wir und dockten an ihrem Boot an. Ich kramte nach Tabak und Anke nach Bonbons.
„*Que tal, Señores?*", sagte der Mann und nahm sich etwas Tabak. Sein kleiner Gefährte wickelte begeistert ein Bonbon aus dem Papier.
„Sie waren auf der Jagd?", fragte ich und zeigte dabei auf Pfeil und Bogen.
„*Sí*", antwortete der Mann in einem seltsamen Spanisch. „Wir haben aber Pech gehabt. So was passiert." Er kicherte und inhalierte tief den Rauch seiner Zigarette. „Und was machen Sie hier oben? Sind Sie auch auf der Jagd?"
„Eigentlich nicht." Wir erzählten ihm, dass wir gerade vom Sungaro kamen und auf dem Rückweg nach Sepahua waren. Der Mann nickte und kratzte sich dabei im Schritt. Den zierte eine ausgeleierte Baumwollunterhose, welche vielfach mit Leder geflickt worden war.
„Wollen sie vielleicht kurz mit zu unserer Hütte kommen?", wurden wir spontan eingeladen. Da sagten wir nicht nein. Zusammen fuhren wir herüber an das andere Ufer, wo der Jäger den Jungen absetzte. Der sollte wohl schon mal vorgehen. Wir paddelten indessen gemeinsam weiter stromab. Hinter der nächsten Biegung machten wir an einem steilen Ufer halt. Ein winziger Pfad

führte von dort nach oben. Den hatten wir bei unserer Hintour wohl glatt übersehen. An einer Wurzel banden wir unser Kanu fest und folgten unserem Gastgeber.
„Das gehört alles mir!“ Stolz zeigte der Jäger auf zwei überdachte Hütten, die wie üblich auf Pfählen standen und keine Wände besaßen. Im Hintergrund konnten wir eine *chacra*, ein kleines Feld, sehen. Zwei Hühner und ein Hahn gackerten vor sich hin und scharrten in der trocknen Erde nach Würmern. Der Mann bedeutete uns, unter einer der Hütten Platz zu nehmen. Da lag ein Haufen altes Zeug wahllos verstreut auf und unter dem Bretterfußboden: leere Flaschen, Batterien, rostige Macheten. Er räumte einiges davon beiseite, um Platz zum Sitzen zu schaffen. Leider könne er uns aber nichts anbieten, meinte er etwas verlegen.
„Das macht doch nichts“, winkten wir ab. „Aber wir können!“ Immerhin hatten wir zum Beispiel noch Kaffee *en mas*. Anke machte sich auf den Weg hinunter zum Boot, um den „Geschenkesack“ zu holen. Viele Leute hatten wir bisher nicht getroffen und jetzt freuten wir uns, unsere Tauschwaren endlich unter die Menschen zu bringen. Die Beiden konnten bestimmt etwas gebrauchen.
„Sie wohnen hier allein?“, fragte ich und bot dem Mann noch einmal Tabak an.
Der nickte und zeigte auf den Jungen neben sich. „Nur ich und mein Ziehsohn.“
Vor Jahren war er hierher gezogen. Mit seinem Bruder folgte er einfach den Flüssen. Ursprünglich wurde er am unterem Río Purus in Brasilien geboren.
„Das war sicher ein langer Weg“, bestätigte ich ihm und spitzte weiter die Ohren. Denn sobald der Mann richtig in’s Erzählen kam, verstand ich kaum ein Wort und musste ihn immer wieder unterbrechen, um nachzufragen. Bruchstückhaft bekam ich mit, dass er sich selbst Malla nannte. Die Mutter seines kleinen Gefährten lebte unten in Sepahua und hatte einen neuen Mann, der den Jungen nicht wollte. So nahm ihn Malla bei sich hier in der Wildnis auf.
„Es ist hier sehr einsam, *Señor*. Kein Mensch weit und breit ...“
„Und Sie haben auch keinerlei Kontakt zu den *Mashco-Piro*-Indianern? Wir hörten immer wieder, dass sie in der Gegend leben“, fragte ich interessiert.
„Ach die ...“, winkte Malla ab. „Keine Ahnung, wo die sich rumtreiben. Ab und an sieht man Fußspuren oder verlassene Camps an den Stränden. Die wohnen irgendwo weiter oben mitten im Wald. Wie die Tiere.“ Er kicherte trocken, nahm einen kräftigen Zug von der Zigarette und streifte mit einem Blick seinen Ziehsohn. „Hier sind nur wir zwei. Der Junge hilft mir bei der Jagd und der Arbeit auf dem Feld“, beendete er dann etwas traurig das Thema. Ich blickte zu dem kleinen Burschen, und dabei fiel mir auf, dass der

an einer Pfeife sog. Nicht nur an einer Attrappe. Das Ding quiemte. Neugierig fragte ich, was er da wohl rauchte und stolz drückte er sie mir in die Hand. Ich betrachtete anerkennend die Pfeife, welche geschickt aus einer Wurzel geschnitzt war, und zog einmal kräftig daran. Mein lieber Schwan!
„Wie alt bist du denn, *amigo mio*?“, krächzte ich und gab sie ihm zurück.
„Um die zehn“, antwortete er, grinste verschmitzt und zog abermals genussvoll an seiner Wurzelpfeife.
„Schau dir den Typ hier an. Der qualmt wie ’ne Dampflok“, sagte ich entgeistert zu Anke, die mittlerweile wieder mit unserem Sack zurückgekehrt war.
„Das habe ich vorhin schon gesehen“, griente sie. „Der ist bestimmt der kleinste Pfeifenraucher der Welt.“ Sie bot dem Jungen einen der komischen Kaugummilutscher an, den sich dieser sofort anstelle seiner Pfeife in den Mund stopfte. Dann wühlte sie in dem Gepäcksack herum. „Ob die Beiden neben Kaffee auch Angelhaken gebrauchen können? Davon haben wir noch einen ganzen Schwung.“
Nur zu gern nahm uns Malla einige Haken ab und verstaute sie in einer kleinen Plastikdose. Doch der Junge holte sie wieder heraus und band die meisten davon sogleich an die passende Angelsehne.
„Das hat der bestimmt schon mal geübt“, dachten wir und konnten kaum hinschauen, wie der kleine Kerl einen großen Haken mit seinen Zehen festhielt, die Sehne drum schlang und mit einem langen, kräftigen Zug den Knoten zuzog. Ich hätte mir bei dieser Aktion mit Sicherheit den Haken in den Fuß gerammt.
Im Laufe der weiteren Unterhaltung fiel mein Blick auf ein ganzes Bündel Pfeile, die ich bisher noch gar nicht bemerkt hatte.
„Darf ich mal sehen?“, fragte ich neugierig. Es waren Pfeile mit unterschiedlichen Spitzen. Einige hatten scharfe Enden aus Bambus, die an Speerspitzen erinnerten. Gewöhnlich wurden diese zur Jagd auf Schweine, Tapire oder auch Affen benutzt. Daneben lehnten jedoch auch Fischpfeile mit ihrer langen gezackten Hartholzspitze und sogenannte Vogelpfeile, welche statt einer Spitze ein breites, stumpfes Ende besaßen. Zu gern hätte ich einen dieser Pfeile als Erinnerung mit nach Hause genommen.
„Fantastisch“, murmelte ich und hielt bewundernd die Geschosse in den Händen. Ob ich wohl einen davon gegen irgendetwas eintauschen könnte? Die beiden Waldläufer wunderten sich offensichtlich über meine Begeisterung.
„Möchten Sie die vielleicht?“, fragte mich Malla. Ich dachte, ich hätte mich verhört.

„Na ja, wenn es Ihnen nichts ausmacht“, entgegnete ich. „Einen Pfeil würde ich gern mitnehmen. Was wollen Sie denn für den hier?“ Ich hielt einen der scharfen Jagdpfeile in der Hand.
„Haben Sie auch Medizin dabei?“, fragte uns der Mann neugierig und blickte gebannt auf unseren Sack.
„*Sí, Señor*. Was brauchen Sie denn?“ Anke schaute in den Medizinbeutel. „Wir haben hier etwas gegen Durchfall und Schmerzen. Vielleicht nützt ihnen das ja etwas.“
Der Mann nickte begeistert, worauf wir das Gewünschte aussortierten. Erst wollten wir ihm ja die Anwendungen auf ein Blatt Papier schreiben, aber er winkte lächelnd ab. Lesen konnte er nicht. Er würde sich das schon merken, meinte er etwas unsicher. Daraufhin zeichneten wir ihm die einzelnen Anwendungen vorsichtshalber doch auf. Falls er oder sein junger Freund starke Schmerzen hätten und sich aus Versehen ein Mittel gegen Darmwürmer verabreichten, würden sie die Wirkung bestimmt befremdlich finden.
Während ich kleine Würmer auf ein Stück Papier malte, stand der Indianer auf, schnappte sich das Bündel Pfeile und stellte es direkt hinter mich gegen einen wackligen Bretterzaun. Dann ging er in eine andere Ecke und kam mit einem dunklen Bogen zurück, welchen er neben die Pfeile stellte.
„So, *perfecto*?“
„Was?“ Ich blickte auf das Pfeil und Bogen Arrangement an dem Bretterzaun. „*Sólo una, Señor*“, sagte ich erstaunt und hielt meinen Zeigefinger hoch. Ich wollte doch eigentlich nur einen Pfeil. Doch das verstand Malla überhaupt nicht. Was zum Teufel will jemand mit einem Pfeil, wenn er keinen Bogen hat? Und warum nur einen Pfeil für einen Sack voll wertvoller Tabletten? Er zog fragend die Stirn kraus.
„Wir können dem doch nicht die ganzen Dinger hier wegnehmen“, sagte ich zu Anke, die mir augenblicklich zustimmte.
„Such dir doch von jedem Pfeil einen heraus“, schlug sie vor. „Und dann schauen wir mal, was wir noch alles im Sack haben.“
Die Idee war gut! Ich suchte mir also je einen Jagd-, Vogel- und Fischpfeil heraus und meinte dann, dass es mehr als genug wäre. Aber davon wollte Malla nichts wissen. Demonstrativ drückte er mir den Bogen in die Hand.
„Nehmen Sie ruhig. Kein Problem. Ich habe noch einen anderen“, versicherte er mir.
„Na dann ... Okay.“ Freudestrahlend stellte ich den Bogen zu den nun uns gehörenden Pfeilen und drückte Malla eine Schachtel Zigaretten in die Hand. Anke suchte indessen nach verschiedenen Dingen, die dem *chico* wohl gefallen könnten.

„Sagen Sie mal“, ich setzte mich wieder vor Malla auf den Boden. „Sie kennen doch sicher Unión, oder?“
Mein Gegenüber stutzte leicht. „*Claro*. Liegt circa einen Tag flussauf.“
„Ist das wirklich ein Militärcamp?“, fragte ich.
„Was? Militär? *No!*“, antwortete Malla verdutzt und hörte auf, die Tablettenschachteln zu betrachten. „Da ist kein Militär.“
„Wohnen dort Leute?“
„Äh ... Leute?“ Er kratzte sich nachdenklich am Unterarm. „Kann sein. Weiß ich nicht.“
„Es schien bewohnt zu sein. Aber leider war keiner da“, sagte ich. „Wir hatten nur ein Motorboot gehört.“
„Vermutlich *madereros*, Holzfäller. Die arbeiten da bestimmt irgendwo.“ Malla betrachtete wieder die bemalten Tablettenschachteln und rutschte unruhig auf dem Bretterboden seiner Hütte herum. Aha, die guten alten Holzfäller. Wir lauschten alle eine Zeitlang den Urwaldgeräuschen. Ich fragte nicht weiter.

Der kleene Könich

Torsten:
Noch trennten uns einige Tage von Sepahua, aber im Kopf war ich bereits in der kleinen Ortschaft. Unsere Tour neigte sich endgültig dem Ende.
Wir kamen gut und stressfrei voran. Am Abend bauten wir regelmäßig unser Camp an den schon auf der Hintour benutzten Stellen auf. Logischerweise nicht an allen, da wir jetzt mehr als doppelt so schnell vorwärts kamen.
Wir erreichten Agua Negra. Waren die Hütten dort vor knapp drei Wochen noch unbewohnt gewesen, hörten wir heute schon von Weitem die Schläge einer Machete. Wir beschlossen anzulegen. Vielleicht bekamen wir da ja für unsere letzten Tage auf dem Sepahua frisches Obst.
„*Hola!*“, riefen wir lauthals. Unter einem Dach waren bestimmt an die zehn Holzgestelle aufgebaut worden, die als Betten dienten. Und die meisten dieser Betten waren belegt. In ihnen lagen junge Kerle, die große Augen machten, als sie uns wahrnahmen.
„*Como estan, amigos?*“ Grinsend gingen wir auf sie zu.
„Äh ... guten Tag auch“, sagte einer skeptisch und stand auf. Wir gaben uns die Hand. Der Typ strich sich die langen schwarzen Haare hinter die Ohren und drehte sich begeistert eine Zigarette.
„Was machen Sie denn hier? Und wo wollen Sie hin“, fragte er, während jetzt auch die anderen aufgestanden waren.
„Das ist ’ne lange Geschichte. Aber wir wollen runter nach Sepahua...“
„Aha.“
„... und nur fragen, ob ihr uns vielleicht irgendwelche Früchte verkaufen könnt.“
Der Langhaarige schüttelte den Kopf. „Nee, *amigo*. Früchte haben wir nicht.“
Ein anderer warf ein: „Aber Augenblick. Kommen Sie doch mal mit“, sagte er höflich zu Anke. Die hob fragend die Schultern und ging ihm hinterher in eine kleine Hütte, die offensichtlich die Küche war. Die Jungs schauten ihr grienend nach und bedienten sich dann am angebotenen Tabak.
„Nach Sepahua?“, fragte mich der Langhaarige noch mal. Ich nickte.
„Wir wollen eigentlich auch hinunter nach Sepahua. Aber jetzt warten wir ewig auf das Boot, dass uns hier abholen soll.“
„Was habt ihr denn hier gemacht?“
„Bäume gefällt. Was sonst? Wir sind *madereros* und haben im Wald gearbeitet. Vielleicht vier Stunden von hier.“ Er zeigte mit der Hand in den Urwald.
Endlich bekam ich mal „original“ Holzfäller zu Gesicht. Seit einigen Tagen hatten wir wieder *troncos*, Holzstämme, gesehen, die abholbereit an den Ufern lagen. Und die Jungs besaßen hier alles, was man zum Holzfällen

brauchte. Benzinfässer standen herum, Kettensägen lagen auf hölzernen Gestellen und Äxte lehnten an den Wänden.
Wir gingen zusammen in Richtung der kleinen Küche. Dort saß Anke auf einem Holzschemel und schlürfte genüsslich etwas aus einer großen Plastikschale.
„Hier! Koste mal! Habe ich gerade serviert bekommen“, sagte sie und zeigte mit der Schüssel auf den jungen Typ in seiner orangenen Arbeitshose. Der grinste über beide Ohren.
Ich nahm Anke die Schale ab und trank einen kräftigen Schluck von etwas, das wie Kakao schmeckte. Lecker.
„Willst du noch was?“, wurde ich gefragt und ehe ich mich versah, war die Schüssel erneut gefüllt. Während ich trank, schaute ich mich in der Küche um. Über der Feuerstelle hingen Affen und Fische und räucherten langsam vor sich hin. Eine alte Schrotflinte stand am Eingang.
„Und ihr wartet auf ein Boot, was euch zurück nach Sepahua bringt?“, fragte ich den „Küchenchef“.
„Hm“, sagte er. „Das sollte schon längst da sein. Vielleicht kommt es ja heute. Wer weiß?“ Er hob resigniert die Hände. „Unsere Arbeit hier ist getan.“
Er erzählte uns noch etwas über die verschiedensten Holzsorten und Preise pro Stamm, die zwischen 120 und 500 Euro wert sein konnten. Also, das war das, was *sie* pro Stamm verdienten.
Nach knapp einer halben Stunde verabschiedeten wir uns von den gastfreundlichen *madereros* und paddelten weiter. Wie es aussah, würden wir es wohl heute noch schaffen, die INRENA-Station zu erreichen. Mal schauen, ob jemand da war.

*

Die Station war voll besetzt. Wir hatten kaum die letzten Meter auf dem lehmigen Weg hinauf zur Station hinter uns, als wir auch schon mit großem Hallo begrüßt wurden.
„*Caramba!* Das gibt’s doch gar nicht!“ Unserem graugelockten Freund klappte das Kinn herunter. „Was macht ihr denn hier?“ Er kam mit eiligen Schritten auf uns zu und schüttelte uns, völlig aus dem Häuschen, die Hände.
„Ihr wollt wohl wieder Bananen, was?“, röhrte er und patschte sich auf seinen Bauch.
Die eigentliche INRENA-Station war ein nagelneu aussehendes Holzhaus mit einem glänzenden Wellblechdach. Im Vergleich zu den gebräuchlichen Wohnhütten am Fluss, die in der Regel keine Wände und nur Dächer aus Palmwedeln besaßen, wirkte es recht luxuriös. Aus der Station kam jetzt der junge Ingenieur Javier, den wir damals auf dem Fluss kennen gelernt hatten. Der war ein wenig reservierter und bat uns erst mal in sein Büro.

Dabei handelte es sich um einen kleinen, gemütlichen Raum, der mit Kinderzeichnungen an den Wänden geschmückt war. Auf dem Tisch stand ein großes Funkgerät. In den Regalen lagen vor den Broschüren die Schädelknochen diverser Tiere. Während ich mit ihm eine Zigarette rauchte, sollte Anke doch schon mal in einen der hinteren Räume zu seiner Frau gehen. Dort gäbe es Kaffee. Ich berichtete ihm ganz kurz von unserer Reise auf dem Sepahua.
„Sie haben auch wirklich keine „Wilden“ getroffen?“, fragte Javier etwas erstaunt.
„Nee, außer einer einzigartigen Tierwelt sind wir niemandem begegnet“, antwortete ich. Die Information über alle vermeintlichen Holzfäller am oberen Sepahua behielt ich erst mal für mich. Da wollte ich später mehr von ihm erfahren. Schließlich musste er doch wissen, wer hier alles auf „seinem“ Fluss unterwegs war.
„Aha. Dann ist ja alles in Ordnung.“ Der Ingenieur drückte seine Zigarette aus und erhob sich hinter seinem Schreibtisch. „Sie wollen doch bestimmt auch einen Kaffee?“ Mit einer Handbewegung zeigte er mir den Weg in ein Zimmer im hinteren Teil des Hauses. „Ich komme gleich nach.“
An einem großen Tisch saß bereits Anke und unterhielt sich mit Javiers Frau und einer älteren Indianerin, die beide sichtlich erfreut über die neue weibliche Gesellschaft in ihrer Runde waren. Ich setzte mich dazu und hielt mich an meiner Tasse fest.
„Wollen Sie heute Nacht nicht hier bleiben?“ Die junge Frau schaute Anke mit ihren großen kaffeebraunen Augen an. „Nachher gibt es Abendbrot. Und morgen früh können Sie dann gemütlich weiterfahren.“
Wenn das mal keine guten Aussichten waren! Gern nahmen wir beide ihr Angebot an und gingen nach der Stärkung zurück zum Boot, um unsere Sachen zur Station hoch zu bringen. Bei dieser Gelegenheit sprangen wir auch gleich in den flachen Fluss, wuschen uns ausgiebig und suchten uns ein einigermaßen sauberes T-Shirt aus dem Klamottensack. Wir wollten schließlich nicht unbedingt aussehen, als ob wir gerade aus irgendeinem Gebüsch gezerrt worden wären.
Bis zum Essen war noch etwas Zeit. Wir saßen zusammen mit den indianischen Angestellten der INRENA-Station auf einer Holzbank in der Gemeinschaftsküche vor dem Haus. Die Küche bestand wie üblich nur aus einem hohen Palmendach, unter dem ein großes Feuer quiemte. Anke hatte einige Fotos aus Deutschland aus ihrem Beutel geholt, die neugierig herumgereicht wurden.
„Haha ..., schau dir das an!“ Unser Freund mit dem krausen Lockenschopf und dem Gummistirnband reichte bestens gelaunt ein Foto an seinen Kumpel weiter. Der, ein Kerl wie ein Amboss, riss die Augen auf. „*Que es este?* Was

ist das denn?“, fragte er, tippte mit seinem Finger auf das Bild und drehte es dann hin und her. Er hatte das Foto mit der schneebedeckten Flusslandschaft in den Händen, welches angesichts der Tropen ringsum der Knüller war. Skeptisch reichte der Indianer die Fotografie weiter. Schnee? Eis? Bäume ohne Blätter? Was sollte denn der Quatsch? Armes Deutschland!
Javier gesellte sich zu unserer Runde. Er fläzte sich galant in die einzige Hängematte, welche unter dem Küchendach baumelte, und ließ sich eine Zigarette reichen. Die Gespräche verstummten und ich hatte den Eindruck, dass der junge Ingenieur irgendwie eine Spaßbremse zu sein schien. Er riss das Gespräch an sich.
„Ich habe in Ucayali studiert“, sagte er und reckte seine Nase gen Hüttendach. „Sie auch?“
„Na ja, nicht direkt in Ucayali“, flachste ich, worauf die Indianer kicherten. „Aber studiert haben wir auch mal.“
Javier zog kurz seine Stirn in Falten und schlug nach einer Sandfliege auf seinem Unterschenkel. Er wollte alles über unser Studium wissen, aber schon nach einer Minute ließ sein Interesse nach. Jetzt musste er auch mal wieder etwas sagen. Er begann, uns über die vier Jahre seines harten Studienlebens aufzuklären – was ein wenig länger als eine Minute dauerte. Vielleicht war es ja ein traumatische Erfahrung, die es zu verarbeiten galt, oder er hatte es verdammt nötig, auf den Putz zu hauen.
„Und was genau ist Ihre Aufgabe hier in der Station?“, fragten Anke und ich beinah gleichzeitig.
Der Ingenieur schaute ein wenig aus der Bahn gebracht und ließ die Frage erst mal unter dem Dach warten. Er drehte sich in der Hängematte und steckte sich noch eine Zigarette an.
„Na ja, ich bin dafür verantwortlich, dass kein Holz illegal gefällt wird. Und dass keine Tiere gejagt werden.“
„Was? Die Jagd ist verboten?“ Ich war erst mal ein wenig verdutzt. Das hatte ich vorher noch nie gehört. Schließlich jagte doch fast jeder in der Gegend, um Fleisch in den Topf zu bekommen.
„Nein. Die Jagd generell nicht. Nur die Jagd nach geschützten Tieren wie zum Beispiel Affen und so.“
„Aha. Das ist klar ...“, sagte ich daraufhin. „... und wie setzen Sie das um? Ich meine jetzt, wie sieht es in der Praxis aus?“
„Ich muss jeden Morgen gegen neun einen Bericht nach Sepahua ins Büro der INRENA funken“, antwortet Javier mit stolzgeschwellter Brust.
„Also fahren Sie den Fluss hoch und runter, um zu schauen, ob beispielsweise Holzfäller im Wald sind, und funken diese Information dann nach Sepahua?“
„Äh ..., nein. Ich sehe doch, wenn die Leute hier vorbeikommen. Die halte ich dann an und überprüfe ihre Lizenzen.“

Das hörte sich erst mal logisch an. Aber irgendetwas störte mich an Javiers Ausführungen. Der konnte doch nicht bloß den ganzen Tag auf seinem Hügel sitzen und den Fluss anstarren?
„Und was passiert, wenn Sie feststellen, dass zum Beispiel jemand Affen oder so gejagt hat?“
„Der bekommt dann einen Strafzettel und ...“
„Strafzettel?“, platzte ich heraus. „*Una multa?*“
„Klar”, sagte Javier und zog an seinem spärlichen Bart herum. Ich kam mir ein wenig veralbert vor. Wollte der wirklich zu den Leuten gehen und ihnen einen Strafzettel a la „falsch geparkt“ in die Hand drücken? Die Jäger würden sich doch schlapp lachen und den Schriebs gleich für sanitäre Zwecke weiterverwenden. Es wäre ja Klasse, wenn das so wirklich funktionieren würde, aber ...
„Und stellen sie oft solche Strafzettel aus?“, fragten wir neugierig.
„Nicht oft. Hier ist doch alles in Ordnung.“
Anke und ich schauten uns an. Der Ingenieur wusste anscheinend nicht einmal, dass sich, nur wenige Kilometer von der Station entfernt, eine ganze Truppe Holzfäller aufhielt. Wie wir gesehen hatten, scherten die sich nicht einen Deut darum, ob es erlaubt war, Affen zu jagen oder nicht. Das gehörte zur normalsten Sache der Welt. Die kannten bestimmt nicht mal das Verbot. Die Vermutung lag nah, dass sich Javier kein Stück aus der Station entfernte und hier quasi das lässigste Leben auf der Welt führte; abgesehen vielleicht von einer Handvoll Lamas in den Anden.
Okay, an seiner Stelle würde ich auch nicht versuchen, auf Teufel komm raus, irgendwelche Leute zu kontrollieren und Strafgebühren zu kassieren. Er lebte hier mit seiner Familie alleine im Wald und war relativ ungeschützt. Wie sollte er im Ernstfall seine Befugnisse denn durchsetzen? Aber machte dann solch eine Station Sinn?
„Na klar!“, sagte Javier und Furchen der Entrüstung terrassierten seine Stirn. Angeblich war die Zahl der illegalen Holzfäller seit seinem Erscheinen ganz gewaltig gesunken. Wir nickten höflich. Der Kontrollingenieur wurde mir immer unsympathischer. Herr Ingenieur hier, Herr Ingenieur da. Er war ein kleiner Großkotz von vierundzwanzig Jahren. Einer der Typen, die sich am liebsten ihren akademischen Grad auf die Stirn tätowieren lassen würden, damit jeder, der lesen konnte, auch gleich erkannte, wie er ihn denn gefälligst anzureden hatte.
Javier hielt jetzt einen Monolog über die Politik in Peru, dem ich schon gar nicht mehr folgen konnte. Aber das schien ihn nicht im Mindesten zu stören. Er hatte sich in der Hängematte aufgesetzt, starrte autistisch einen Stützpfeiler an und erzählte irgendetwas über Reformen. Die Indianer waren schon lange aus der Gemeinschaftsküche verschwunden. Auch unser gelockter Kumpel hatte sich

verabschiedet; er musste zurück zu seiner kleinen *chacra*, die knapp eine Stunde zu Fuß von hier entfernt war. Schade eigentlich. Dann rief uns Javiers hübsche Frau zum Abendbrot.
Nach dem Essen hatten wir von Javier noch einiges über „sein Gebiet", den Río Sepahua, in Erfahrung bringen wollen. Aber mit dem Thema stürzten wir ihn ein wenig in Verlegenheit. Besonders als sein sogenannter Chauffeur – ein Indianer um die fünfzig – plötzlich mehr als er zu berichten hatte und damit seinem Chef die Show stahl. Irgendwen in Verlegenheit zu bringen lag ehrlich gesagt nicht in unserer Absicht. Wir waren sehr freundlich eingeladen worden, hier die Nacht zu verbringen und hatten ein reichhaltiges Abendbrot genossen. Aber mich störte wahnsinnig diese arrogante Art des Jungingenieurs, der sich als Mittelpunkt der Welt sah und alle Leute um ihn herum mit seinem verbalen Taktstock dirigierte. Er hatte mehrmals betont, dass er doch alles über den Fluss und seine Bewohner wusste. Schließlich sei er ja ein Studierter und schon über ein halbes Jahr hier. Na bitte, das war fantastisch für uns, denn wir hatten eine Menge ernst gemeinter Fragen. Zum Beispiel, wer denn zurzeit in der vermeintlichen Armeebasis Unión wohnt. Wem die frisch gefällten *troncos* mit den eingekerbten Initialen *HST* gehören, die nur wenige Kilometer von der Station entfernt abholbereit am Fluss lagen. Was ein normaler Holzfäller so verdient. Wo die Stämme verarbeitet werden. Wer und wie man offizielle Holzfäll-Lizenzen bekommt. Aber leider wurden wir mit den Antworten enttäuscht und waren nach diesem Abend noch nicht sonderlich schlauer als vorher. Javier wechselte das Thema und monologisierte über verschiedene Holzsorten. Ich betrachtete seine junge Frau, die stoisch neben Anke auf der Holzbank saß wie in einem Gemälde aus Öl – *Sitzende Frau mit Kind*. Wir kamen eigentlich fast gar nicht dazu, uns mit ihr zu unterhalten, obwohl die Einladung ja eigentlich von ihr kam. Aber das konnten wir sicherlich morgen früh nachholen.
„Ich gehe schon mal unser Lager vorbereiten", sagte ich und ließ die beiden Mädels allein.

Anke:
Mir schräg gegenüber saß eine junge Frau. Einundzwanzig, vielleicht zweiundzwanzig Jahre alt. Das glänzende, rabenschwarze Haar reichte ihr bis weit über die schmalen Schultern hinab und bildete den perfekten Rahmen für ein bestechend hübsches Gesicht. Große, tief dunkelbraune Augen verrieten Intelligenz und Wärme. Samtige, leicht gebräunte Haut und ein Dekolleté, das mich zugegebenermaßen ein wenig neidisch werden ließ. Dazu lange, schlanke Beine und das gewinnendste Lächeln, das ich seit Wochen gesehen hatte. Universität in Ucayali, hatte ich vorhin verstanden, und nicht abgeschlossenes Wirtschaftsstudium.

Wir hockten zusammen auf einer grob gezimmerten Holzbank. Auf ihrem Schoß spielte ein etwa zweijähriges Mädchen, um uns herum liefen Hühner und Laubfeuer hielten den schlimmsten Ansturm der Sandfliegen fern. Jeder in seine eigenen Gedanken versunken, ließen wir unsere Blicke über den Wald, den Fluss und das kleine Holzhaus schweifen. Die hilflose Stille zwischen uns wurde langsam so unerträglich wie ein ungebetener Zuhörer.
Welche Zukunft erwartete sie an der Seite eines Mannes, der sie Torsten und mir nur als „seine Frau" vorgestellt hatte? Der gesteigerten Wert darauf legte, mit *ingenero* angeredet zu werden und sich benahm wie ein arrogantes, trotziges Kind von zu reichen Eltern? Der nicht müde wurde, zu erzählen, dass ihre kleine Tochter nur ein „Unfall" war. Und sich so lange in den Vordergrund allen Geschehens drängelte, bis es begann, ihn selbst zu langweilen.
Hier, mitten im Wald lebte diese Frau zusammen mit einer indianischen Familie, die als Dienstboten für sie arbeiteten. Ein Mann, der stotterte und über dessen Witze sie nicht einmal aus Höflichkeit mitlachte. Eine Frau, die sich darum kümmerte, dass jeden Tag drei Mahlzeiten auf dem Tisch standen, und ein halbwüchsiger Sohn, der unübersehbar heranreifte. Zwei Tagesreisen mit dem Motorboot vom nächsten Dorf entfernt, das mit allen ausgelagerten *comunidades* zusammen nicht mehr als achthundert Seelen zählte.
Ich fasste mir ein Herz.
„Wollen Sie Ihr Studium eigentlich irgendwann beenden?"
„Hm."
Mehr traute ich mich nicht zu fragen. Und bis heute weiß ich nicht einmal ihren Namen.

Torsten:
Nach dem reichhaltigen Frühstück im Speisezimmer der INRENA-Station kümmerte sich die Ingenieursfrau zusammen mit der indianischen Angestellten um den Abwasch und sonstige Hausarbeit. Ihr Mann spielte am Funkgerät herum. Wir überlegten, ob wir langsam unser Zeug packen und weiterpaddeln sollten. In zwei, drei Tagen würden wir sicherlich schon in Sepahua sein.
„Wollen Sie vielleicht die zwei Indianerfamilien am anderen Ufer besuchen?" Javier war aus der Hütte getreten. „Wir könnten mal rüberfahren."
Anke und ich zuckten mit den Schultern. „*Como no?* Warum nicht?" Doch das war nicht so einfach. Denn der „kleene Könich", wie wir Javier mittlerweile getauft hatten, brauchte dazu seinen Chauffeur. Und der war bereits am gegenüberliegenden Ufer. Es lag zwar noch ein weiteres Boot unten am Ufer, aber das besaß ja keinen Motor, und er hätte auch noch

paddeln sollen. Nein, nein, selber ein Paddel in die Hand nehmen, um zum gegenüberliegenden Ufer zu gelangen, kam nicht in Frage. Wozu hatte man denn seine Angestellten?
„Vielleicht sollten Sie einfach mit uns 'rüberfahren?", schlug ich vor. Das ging natürlich auch, meinte der alberne Superingenieur. Er fläzte sich königlich in die Mitte unseres Kanus, während wir die zwanzig Meter paddelten.
Mehrere kleine Hütten standen hinter einem Hain aus Bananenstauden. Vor einer dieser wandlosen Behausungen kauerte eine alte Frau und kaute fleißig grob geschnittene Stücken Maniok. Sie sah nur ganz kurz auf, nickte stumm mit dem Kopf und spuckte den Brei in einen großen Eimer. Mein Magen schlug einen kleinen Purzelbaum und Ankes Gesicht erinnerte an ein blütenweißes Bettlaken.
„*Que tal, amigos?* Da seid ihr ja wieder!", wurden wir begrüßt. Ein älterer Mann, den wir bereits kannten, kam lächelnd auf uns zu. Es war der Angler, welcher uns bei der Hintour von seinen Träumen erzählt hatte. Schmunzelnd drückte ich ihm die Hand, wobei er gastfreundlich auf seine kauende Frau zeigte.
„*Masato?*", fragte er und noch ehe wir hastig „Nein, danke" sagen konnten, hatte er bereits eine große Plastikschüssel in den Sudeimer seiner Gemahlin getaucht. *Masato* ist Maniokbier und gewissermaßen fast das Gleiche wie *chicha*. Nur halt nicht aus Mais, sondern aus Maniok hergestellt. Je länger es in einem entsprechenden Gefäß gärt, desto größer ist die alkoholische Wirkung. Der Indianer mit der gefüllten Schüssel sah auffordernd Anke an, die sah panisch mich an, und ich sah unschuldig eine Bananenstaude an. Doch das half nicht viel. Der eigenartige Trunk gebührte den Gästen.
„Also, ich bin noch total von dem Frühstück satt", hievte sich Anke galant aus der Bredouille und überließ mir ganz allein die große Schüssel. Der „kleene Könich" grinste und ging mit raschen Schritten zu den restlichen Hütten. Ich nahm einen kräftigen Schluck und hob anerkennend den Daumen hoch.
„Nicht schlecht." Hoffentlich blieb das Zeug drin. Die alte Frau lächelte mich kurz mit ihrem zahnlosen Mund an und stopfte sich eine weitere Fuhre Maniok hinein. Zusammen mit dem Mann folgten wir Javier. In einer Hütte saß ein Indianer mit einem Gesicht wie eine Wanderkarte. Er war der Älteste der kleinen *Machiguenga*-Gemeinde und hielt ebenfalls eine große Schüssel *masato* in seinen schwieligen Händen. Neugierig begrüßte er uns. Neben ihm saß Javiers Chauffeur. Der erklärte ihm kurz, wer wir waren und woher wir kamen. Am meisten interessierte den Ältesten, wie es am Sungaro aussah und ob immer noch der Weg da sei. Wir dachten, wir hörten nicht richtig.

„Weg? Da gibt es keinen Weg, *Señor*“, sagten wir überzeugt. Doch der Indianer nickte hastig und kippte sich einen großen Schluck Maniokbier in die Kehle.
„Klar gibt es dort einen. Linkerhand vom Sungaro.“ Er wischte sich über den Mund und malte mit seinem Zeigefinger eine imaginäre Linie auf den Bretterboden seiner Hütte. „Der muss doch noch da sein.“
Wir schüttelten den Kopf. Nur weil wir den Weg nicht gefunden haben, hieß es ja nicht, dass dort keiner war. Der alte Indianer erzählte jetzt immer lauter, wo dieser Pfad sei und was er dort alles gejagt hätte. Sein Kumpel mischte sich ein, und beide beschrieben mit großen Gesten die Vielzahl des Wildes. Das nahmen wir jedenfalls an, denn wir verstanden nicht ein Wort, da die beiden in ihrer Muttersprache redeten. Auch Javier war still geworden und zuckte nur mit den Schultern.
Doch plötzlich spitzte ich die Ohren. Hatten die beiden eben „*narcos“* gesagt? *Narco* war die gängige Bezeichnung für Drogenhändler. Ich fragte nach.
„Dort sind Drogentypen? Am Sungaro?“
Die Indianer schauten mich an und nickten zustimmend. „Klar. Die nehmen doch diesen Weg, um ’rüber zum Río Piedras zu kommen.“
Auch der „kleene Könich“ war jetzt ganz Ohr. Er setzte ein amtliches Gesicht auf. Am Sungaro gab es Drogenhändler?
„Wann waren Sie denn da?“, wollte ich von dem älteren Mann mit dem *masato* in der Hand wissen. Der guckte mich an und sagte: „Früher. Als ich ein Kind war. Wir haben dort halt gejagt.“
„Und als Sie Kind waren, waren dort *narcos*?“, fragte ich weiter. Das musste dann ja eine Ewigkeit her sein.
„Natürlich nicht, *amigo*“, grunzte der Indianer und schmunzelte. „Da gab es dort überhaupt niemanden. Nein, die *narcos* sind jetzt dort.“
„Und woher wissen Sie das so genau?“, beeilte sich Anke zu fragen.
Der Mann klatschte sich aufs Knie. „Das erzählen sich doch die Leute.“
Javier war ganz aus dem Häuschen und wollte alles genau wissen. Wir eigentlich auch. Anscheinend hatten wir also doch Recht mit unserer Drogen-Theorie. Aber der alte Indianer schüttelte nur den Kopf, als alle sich um ihn herum ereiferten. Anscheinend hatte jetzt jeder so seine Ansichten zu dem Thema. Blöderweise verstanden wir nicht viel davon, nur, dass es wohl irgendwie um Koka-Paste gehen musste. Na ja, aber sicher war das auch nicht, denn ich hatte den Eindruck, dass hier Gerüchte und Wahrheit abenteuerlich verwoben wurden. Aber woher wollte er dann wissen, auf welcher Seite dieser geheimnisvolle Weg sei? Und das dort überhaupt einer existierte? Als er Kind war, gab es da wohl keinerlei Wege. Also musste es ihm irgendjemand gesagt haben. Die *Yine*-Indianer in der c*omunidad* „*Dos*

de Mayo“ hatten ja auch schon davon gesprochen. Aber vielleicht wurde hier alles als Weg bezeichnet, was breiter als eine Ameisenschneise war. Andererseits schien der Mann noch gut beisammen zu sein, denn er beschrieb uns die große Sandbank und den Quebrada Sungaro wie kein anderer.
Langsam aber sicher erschöpfte sich das Thema. Javier begann unruhig mit den Füßen zu scharren.
„Möchten Sie heute nicht weiter?“, fragte er uns. Was anscheinend hieß, dass es Zeit zu Gehen war. Ich ließ dem alten Indianer noch etwas Tabak da. Dann wollten wir uns verabschieden. Aber sein Kumpel, der Angler, kam mit uns, nahm mir die leere *masato*-Schüssel aus der Hand und füllte sie neu. Ich war schon ganz stolz gewesen, die erste Schüssel des säuerlichen Gebräus in mich hineingeschüttet zu haben, aber auch jetzt konnte ich nicht wirklich ablehnen. Es sei denn, Anke wäre scharf auf ein wenig original Maniokbier gewesen. War sie aber nicht.
„Ihr müsst aufpassen, wenn ihr nachts euer Camp aufschlagt“, warnte uns der spendable Indianer, plötzlich ernst geworden. „Heute Morgen hat sich jemand nach euch erkundigt. Und der wusste ganz genau, wie euer Boot aussah und was dort alles für Säcke darin liegen.“ Er rollte mit den Augen und machte mit der Hand die Geste des Diebstahls.
„Was?“, sagte ich und hätte mich fast verschluckt. „Nach uns erkundigt?“
„Ja. Ich saß beim Fischen in meinem Boot, als jemand den Fluss ’runterkam und mich fragte, ob ihr schon hier vorbei gefahren seid“, murmelte der Mann bedächtig und kramte komischerweise einen langen Bogen und eine Handvoll Pfeile aus seiner Hütte. Die legte er neben uns, und beschrieb uns den Frager. Es musste sich dabei um Malla handeln, schlussfolgerten wir. War er uns nachgefahren? Und warum? Wir rätselten eine Weile herum, bis Javier vom Strand aus nach uns rief. Der „kleene Könich“ wollte endlich zurück.

Die letzten Tapire

Torsten:
Die Mittagssonne brannte sich in den Himmel, als wir uns endgültig von den Leuten der INRENA-Station verabschiedeten. Noch lange winkte uns die Ingenieursfrau hinterher.
„Du, ich bin mir jetzt ganz sicher, dass uns Malla gesucht hat“, kam ich noch mal auf die gut gemeinte Warnung des *Machiguenga*-Indianer zurück. „Und weißt du warum?“
Anke drehte sich kurz nach mir um. „Na?“
„Der Typ hat doch sicher nicht umsonst ganz zufällig seinen Bogen und die Pfeile rausgekramt. Mensch, der hat von Malla erfahren, dass wir gern die Dinger gegen irgendetwas eintauschen.“ Ich griff mir an den Kopf. „Da hätten wir aber gleich darauf kommen können. Also ich hätte ihm wirklich gern noch ein paar Pfeile abgenommen. Das sind klasse Geschenke.“
„Die Gelegenheit ist nun vorbei. Aber bestimmt treffen wir ihn Sepahua. Der fährt doch sicher nicht die ganze Strecke, um dann nach einem Tag wieder abzuhauen. Wohnt seine Frau nicht dort?“, sagte Anke.
„Das hat er erzählt. Mann oh Mann, weißt du, wie lange der brauchen wird, um mit seinem Einbaum wieder zurück zu seiner Hütte zu kommen? Eine Ewigkeit!“ Ich tauchte meinen Hut ins Wasser und setzte ihn mir klatschnass wieder auf den Kopf.
„Dann wird der sicherlich einen triftigen Grund haben. Bin ja mal gespannt auf das Wiedersehen. Hauptsache, seinem Bengel geht es auch gut dort oben. Der ist jetzt wochenlang auf sich allein gestellt.“
Das hoffte ich auch. Der kleine Pfeifenraucher hatte mit Sicherheit kein einfaches Leben. Eventuell könnten wir ja in Sepahua Malla etwas für seinen Ziehsohn mitgeben.
Wir waren nicht mehr alleine auf dem Fluss. Obwohl wir tagsüber vielleicht nur fünf oder sechs Einbäume trafen, kam es uns vor, als würden wir uns mitten auf einer vielbefahrenen Autobahn befinden. Die Zeit der schönen Einsamkeit war endgültig vorbei. Auch die Geräuschkulisse hatte sich verändert, denn es war am Abend regelrecht still. Wir bewegten uns immer weiter auf die Zivilisation zu. Morgen würden wir bei einem Bier und einem Steak sitzen und vielleicht unsere Tour noch einmal Revue passieren lassen. Wir waren nicht etwa traurig. Nach der großartigen Reise zog es uns zurück nach Sepahua, aber es stellte ein seltsames Gefühl dar, irgendwo anzukommen und zu wissen: Die Sache ist endgültig vorbei.
Unsere letzte Nacht am Río Sepahua war genauso unruhig wie die Erste. Immer wieder schreckte ich auf, wenn draußen auf dem Fluss die Kaimanjäger und Fischer die Ufer nach Jagdbarem absuchten und der Schein

ihrer großen Taschenlampen auf unserer Behausung hängen blieb. Wie ruhig hatten wir dagegen mit dem Jaguar als nächstem Nachbarn geschlafen.
Am Morgen packten wir ein großes Paket für Misael und seine Frau; die beiden, die uns zu Beginn unserer Tour mit *plátanos* und Papayas versorgt hatten. Wir würden ihnen alles dalassen, was wir nicht mehr benötigten. Reis, Gewürze, Kaffee, Medikamente und Angelhaken waren jetzt für uns nur noch Ballast und sie konnten es sicherlich gebrauchen.
Als wir gegen zehn Uhr die *chacra* Misaels erreicht hatten, wurden wir von einer jungen Frau empfangen. Sie war seine Tochter und spendierte uns als Willkommensgruß erst einmal einen herrlichen Fruchtsaft und einen Kaffee.
„Meine Mutter ist unten in Sepahua, aber mein Vater kommt gleich", sagte sie, während wir schon mal unser Paket auf den Holztisch legten. Und tatsächlich. Noch ehe wir alles ausgetrunken hatten, kam Misael mit freudestrahlenden Augen auf uns zu.
„*Que tal? Que tal?*", sagte er immer wieder und drückte uns fast die Hände kaputt. „Was macht ihr denn hier? Ich dachte, ihr wolltet auf den Río Piedras?"
Wir schilderten ihm unsere Geschichte und den Entschluss, nach Sepahua zurückzukehren, wobei er ausdauernd nickte. Er hatte sich das schon gedacht, als wir ihn damals verlassen hatten. Die Tour würde kein Spaziergang werden. Schon gar nicht mit dem Boot durch den Wald. Aber immerhin sind wir bis zum Sungaro gekommen, bevor der Fluss dort oben nur noch ein unschiffbares Rinnsal wurde.
Seine Tochter hatte die ganze Zeit mit großen Augen unserem Bericht gelauscht. Ihre Miene verriet, dass sie uns für ganz schön merkwürdig hielt. Um nicht zu sagen, für Typen mit ´nem Dachschaden. Warum in aller Welt haben wir uns einen gottverlassenen Fluss hochgekämpft, wo wir doch bestimmt das Geld hätten, uns die richtigen Sehenswürdigkeiten Perus anzuschauen? Die großen Städte oder die ehemalige Inkafestung *Machu Pichu* zum Beispiel. Dafür würden sich doch die teuren Flugtickets wenigstens lohnen. Sie schüttelte den Kopf und goss lachend noch einmal Kaffee nach. Komische Leute, diese Deutschen.
Nach unserer zweistündigen Pause und einer interessanten Führung durch den riesigen „Ökogarten" Misaels brachen wir auf. Er und seine Tochter hatten sich herzlich über unsere Geschenke gefreut und wollten uns nicht ziehen lassen, bevor wir nicht wenigstens einige Stangen *caña* – leckeres Zuckerrohr – mitnehmen würden.
„Schau mal! Da vorn!" Anke drückte sich aus ihrer bequemen Sitzhaltung und reckte jetzt die Nase fast über den Bug. „Schwimmt da ein Tapir?"
„Yepp. Der will bestimmt an das andere Ufer", sagte ich leise. Wir trieben direkt auf ihn zu. Das seltene Tier hielt seinen kurzen Rüssel knapp über

Wasser und keuchte vor sich hin. Doch plötzlich hielt er inne. Er hatte uns wahrgenommen, verdrehte etwas panisch seine Augen und stieß ein seltsames Geräusch aus. Dann wendete er und schwamm dorthin zurück, wo er herkam. Und da stand kaum sichtbar ein weiterer Tapir. Jedoch zwei Nummern kleiner. Der putzige Kerl mit dem gestreiften Fell wusste anscheinend nicht, was er machen sollte. Sollte er seiner Mutter folgen und ihr hinterher in den Fluss steigen, oder lieber doch nicht? Er stand da, als hätte man ihn auf den Strand genagelt. Jetzt kam seine Mutter aus dem Wasser und weckte ihn mit ihrem nassen Rüssel aus der Erstarrung. Blöderweise konnten sie beide vor uns jetzt nicht mehr einfach Land gewinnen. Dazu waren wir bereits viel zu dicht. Also stand nun auch die Mutter wie ein Fotomodel vor Ankes Kamera und schaute elegant an der Linse vorbei.
Dass wir so kurz vor Sepahua noch einmal auf den seltenen Tapir treffen würden, hätten wir im Leben nicht gedacht. Aber umso mehr freuten wir uns darüber.
Wir paddelten an der Stelle vorbei, an der wir damals an unserem ersten Tag auf dem Sepahua die zwei Jäger trafen. Die beiden hatten mich hier unbewusst zum Epizentrum der Entmutigung degradiert, als sie von Stromschnellen berichteten und von niemals zu bewältigenden Entfernungen. Wir erinnerten uns an die Gerüchte von Schneisen und Wegen am Sungaro, von nackten Wilden, Holzfällern oder mysteriösen Drogentypen. Was hatten wir davon tatsächlich gesehen? Nichts. Nichts außer Vermutungen und Legenden, die sich wie Tinte im Wasser verbreiten. *Radio selva*, der Buschfunk, war in der Regel um einiges aufregender als die Wirklichkeit. Und das war verdammt gut so.
Zwei Stunden vor dem Dunkelwerden erreichten wir nach siebenunddreißig Tagen erneut das Dorf am Río Urubamba. Staunend fuhren wir an jugendlichen Volleyballspielern vorbei. Ein Netz war mitten im Fluss gespannt worden und die Mannschaften hatten ihren Spaß, im kniehohen Wasser nach dem Ball zu hechten. Unser ehemaliger Anlegeplatz vor dem Hostal „Cuzco“ war zu einer großen Schlammbank mutiert.
Nachdem wir das Kanu am Ufer hatten, machte ich mich auf den Weg zum Hostal. Als ich die saubere Unterkunft betrat, um nach einem Zimmer zu fragen, trafen mich große Stielaugen. Ich hatte vergessen, dass wir ja nicht mehr im Wald waren. So stand ich also barfuß, schlammverschmiert, mit freiem Oberkörper, fünfzehn Kilo leichter und einem wilden Zottelbart im Innenhof und sagte einfach mal: „*Hola!*“
Señora Martha, die nette Wirtin, riss vor Überraschung den Mund auf, als wollte sie einen Kürbis essen.
„*Dios mio!*“, quiekte sie und hielt sich die Hand an ihren linken Busen. „Habe ich mich erschreckt! Wo kommen Sie denn her? Ich habe Sie überhaupt nicht

erkannt!“ Die Wirtin huschte auf mich zu. „Wo ist denn ihre Frau? Ist alles in Ordnung?“
Ich grinste. „Alles bestens, Señora Martha. Anke ist draußen beim Boot. Ich wollte nur fragen, ob noch ein Zimmer für uns frei ist.“
Die kleine Frau schaute mich ganz glücklich an. „Natürlich! Wollen Sie ihr Boot auch gleich wieder in unseren Schuppen stellen? Ach ..., schön, dass Sie wieder heil zurück sind!“

Anke:
Vor wenigen Minuten hatte die kleine Cezna endlich abgehoben und schaukelte uns nun, eine Woche später, zuverlässig durch die Spätnachmittagsluft. Das Dörfchen Sepahua begann, vor unseren Augen zu schrumpfen, dafür wurden die Flüsse mit zunehmender Höhe beständig länger. Obwohl inzwischen von unendlich vielen Sandbänken eingeschnürt, wälzte sich der Urubamba immer noch breit und scheinbar ruhig durch den Wald. Kaum zu glauben, dass uns dieses gelblich-braune Wasser fast verschlungen hatte.
Auf der anderen Seite erschien der Río Sepahua. Diese fiese Strömung, die mit gesundem Appetit tagtäglich all unsere Kräfte aufgezehrt hatte, war jetzt nicht mehr als eine verspielt geschwungene, hellbraune Linie auf grünem Grund. Eins, zwei, drei … zehn Flussbiegungen zählte ich, die inzwischen sichtbar waren. Das entsprach einer ganzen Tagesreise stromauf. Wie lange waren wir auf dem Sepahua unterwegs gewesen? Wochenlang in dieselbe Richtung? Unglaublich, wie weit wir in dieses endlose Grün vorgedrungen sein mussten!
Aber für uns war es nicht nur Grün, das von einem Horizont zum anderen reichte. Kein Anblick einer langweiligen, gleichmäßig gefärbten Fläche, der sich auch nach einer halben Stunde noch nicht verändert hatte. Es war Wald. Und der Wald unter uns lebte. Er atmete und bewegte sich und war Heimat unschätzbar vieler Lebensformen. Wir, Torsten und ich, wir wussten das. Weil wir da gewesen waren, wir ganz allein. Wie die Ameisen krabbelten wir vor ein paar Tagen noch dort unten herum. Unser dickes Ally wahrscheinlich nur als winziger Punkt von hier oben aus sichtbar, wir selbst schon lange nicht mehr. Klitzeklein und unbedeutend hatte der Wald sich uns als einen seiner Milliarden Bestandteile einverleibt. Und jetzt, da wir wieder herausgespült waren und Abstand hatten, betrachteten wir uns den ganzen Organismus des Regenwaldes wie einen schlafenden, unendlich großen Riesen, von dem wir selbst vom Flugzeug aus nicht mehr als ein Ohrläppchen überblicken konnten.
In Gedanken zoomte ich mich zurück in den Dschungel. Beginnend mit dem Blick aus dem Fenster, durch die Wolkenfetzen hindurch, auf eine schier

unendlich einheitliche grüne Fläche. Weiter auf Vogelperspektive. Erst wurden einzelne Bäume erkennbar und kleine Flussläufe, kurz danach die Baumkronen. Immer dichter konnte ich an die Wipfel heranreichen, bis sie greifbar schienen. Dann wurden aus ganzen Bäumen plötzlich eigene, riesige Wesen mit Ästen, Zweigen, Blättern und einem Stamm, dem ich im Geiste weiter nach unten folgte. Schon entstanden aus dem undurchdringlichen Gestrüpp einzelne Büsche und Stauden, Lianen, Bambus oder eine der anderen tausend Pflanzen, die ich immer noch nicht benennen konnte. Bis zum Grund zoomte ich mich hinunter. Auf die ständig feuchte, rutschige Erde und den Schlamm und den Sand der Flussbänke.

Hier lebten all die Tiere, die wir gesehen hatten. Unsere Jaguare und die Tapirmutter mit dem Kleinen. Das dicke Wasserschwein, das sich fast überkugelte, als es vor uns wegrannte, war hier zu Hause. Und Malla mit seinem pfeiferauchenden Sohn, den wir leider nicht mehr in Sepahua angetroffen hatten. Vielleicht zog er ja gerade einen Fisch aus dem Río Sepahua; mit einem der Angelhaken, die wir ihm geschenkt hatten. Oder er schoss sich einen Vogel zum Abendessen. Eines der Buschhühner oder Aras. Wie ich vor ein paar Wochen noch gestaunt hatte, dass diese großartigen, roten Vögel immer zu zweit oder dritt auftauchten. Hoch über uns waren sie geflogen und hatten uns beschimpft mit ihrem Gekreisch, das über den ganzen Regenwald schallte. Jetzt flogen sie weit unter uns, weit unter den Wolken. Nun waren wir ganz oben und schauten auf alles herunter, was unter uns lag. Und hinter uns.

La tierra del tigre

Pucallpa, einen Tag später ...

Anke:
Der Lärm schmerzte unglaublich in unseren Ohren. Hunderte Autos, LKWs, Busse und Mopeds röhrten und hupten sich durch die viel zu engen Straßen, Menschen schrien, Hunde kläfften und Radios brüllten uns an. Dazu kam all der Gestank einer Großstadt. Abgase, Müll, Essensdünste und immer wieder blau-schwarze Abgase. Uns drohte der Schädel zu platzen.
„Na, bist du schon gespannt?“, fragte mich Torsten, als wir endlich aus dem kleinen Motortaxi stiegen und an der Kasse des vielbeworbenen *Parque Natural* standen. Die INRENA-Behörde, die den Park betrieb, kassierte hier ordentlich ab. Ich schaute mich skeptisch um. Schließlich waren wir in der Erwartung hergekommen, etwas über „unseren“ Wald zu lernen, uns Hintergründe anzueignen und unser Wissen zu erweitern.
Unsicher fasste ich Torstens Hand, als wir im großen Betonmaul eines Jaguars verschwanden, das den Eingang darstellte. Diese Stadt lag mitten im Urwald, hier mussten die Leute doch eine Beziehung zu der fantastischen Natur haben, die sie umgab! Aber die Attraktionen, die sich uns boten, ließen Schlimmes ahnen. Kopfschüttelnd gingen wir an den Käfigen halb nackter Aras vorbei und immer schneller wurden unsere Schritte, als wir die zementierten, winzigen Gehege der Flussotter erreichten. Menschenmassen, die dicht gedrängt mit ihren Kameras vor den verschmutzten Gattern der Brüllaffen standen und gafften, sträubten unsere Nackenhaare. Und dann sahen wir ihn.
Der König des Regenwaldes, die schönste Raubkatze, die uns je begegnet war, die uns majestätisch von ihrem Nachwuchs vertrieben hatte, lag eingepfercht in einem winzigen Käfig. Dicke Eisenstäbe hielten den Jaguar auf einer Ecke von nicht mehr als drei Quadratmetern gefangen. Lethargisch blickte er mit stumpfen Augen ins Nichts und wälzte sich in seinen eigenen Abfällen. Neben uns klickten die Kameras.
„*Comen gente!*“, hörten wir es immer wieder raunen. „Die fressen Menschen!“
Ich konnte die Tränen nicht mehr zurückhalten.
„Lass uns hier abhauen!“, sagte ich etwas lauter, als beabsichtigt. „Sofort!“

Bildteil 1

1 Hafen in Kiteni

2 Wildwasser auf dem Río Urubamba

3

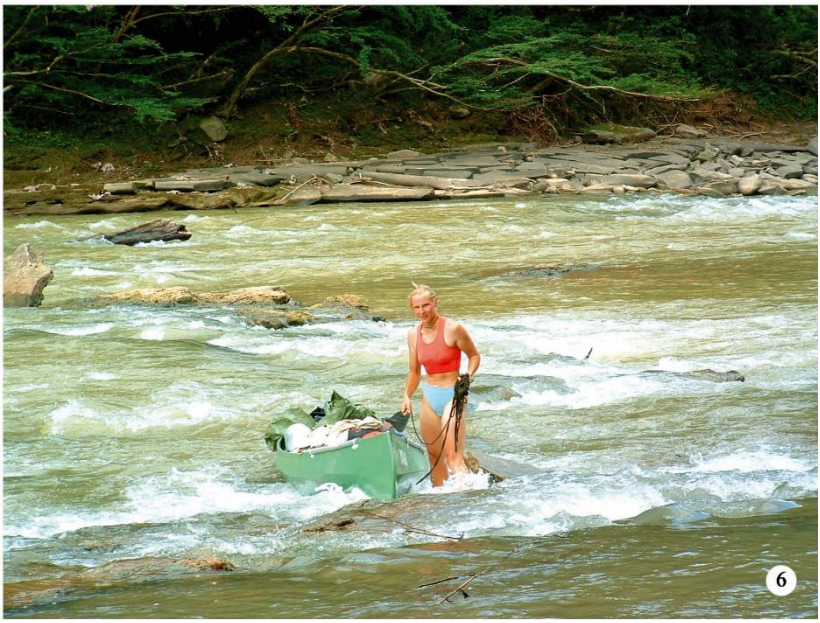
4

3 Das Örtchen Sepahua

4 Chicha in der *comunidad* "Dos de Mayo"

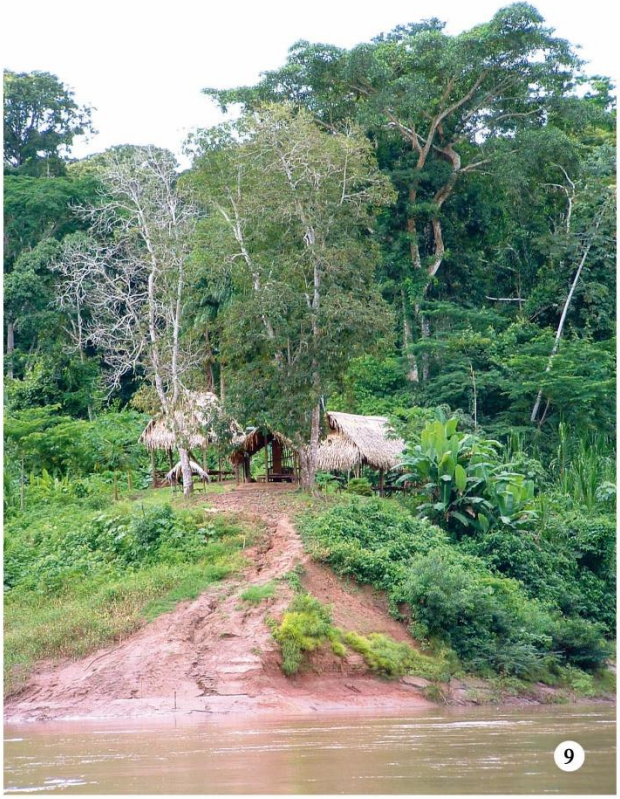
5 Gepäck umtragen durch die Stromschnellen im Río Sepahua

6 Treideln durch die Schnellen



8

7



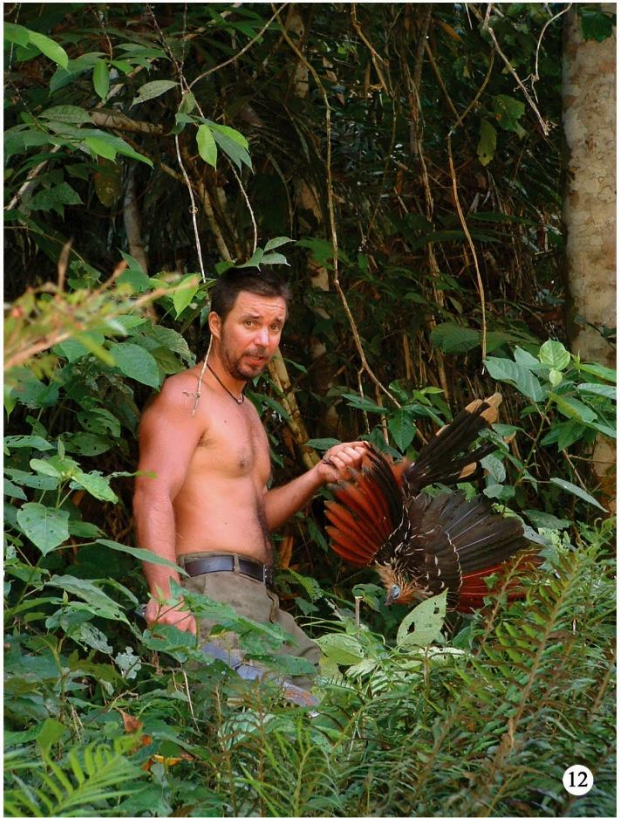
7 Katzenwäsche im Fluss

8 Unser Knack- und Back-Camp

9 Verlassenes Camp

10 Lanzenotter

11 Verpflegung für einen Tag: 2 Portionen Reis und Kaffeewasser (noch ohne Kaffee)



12 Der gemeine Archeopteryx

13 Blumenstrauß-Baum

14 Jaguarspur vor unserem Zelt

15

16

15 Gefällter und gekennzeichneter Stamm

16 Die vermeintliche Militärbasis “Union”

17 Der Río Sepahua ist nicht mehr befahrbar

18 Morgennebel

19

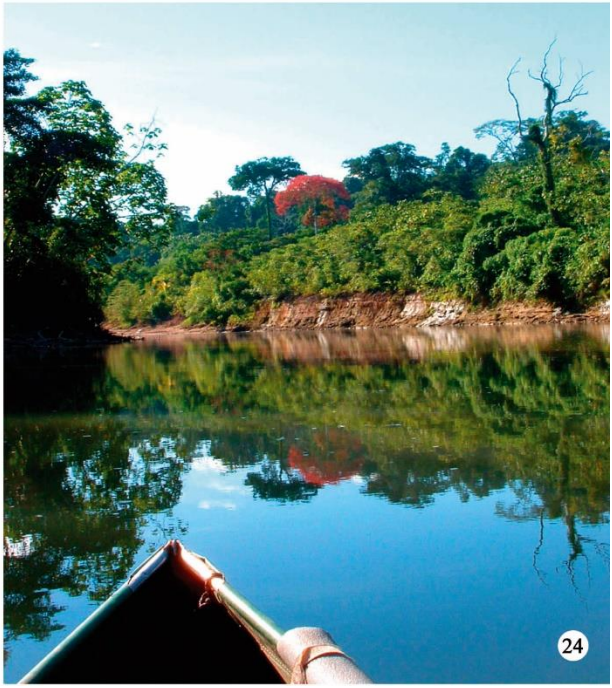
20

19 Karges Mahl: ein Lutscher

20 Glücklich wieder vereint am Sungaro

21 *La tigra*

22 Kaiman



23 Zu Gast bei Malla und seinem Ziehsohn

24 Heimkehr auf dem Río Sepahua

Teil 2

Die Präsidenten kommen

Pucallpa, März 2006 ...

Torsten:
Die Luft drückte sich wie ein warmer Wattebausch auf unsere Gesichter und nahm uns für Sekunden den Atem. Wir waren zurück. Zurück in den Tropen. Zurück im Amazonasbecken. Zurück in Pucallpa, der staubigen Hauptstadt des peruanischen Departamento Ucayali am Ufer des gleichnamigen Río Ucayali.
Vor nicht mal vierundzwanzig Stunden waren wir in Deutschland noch durch den Schnee gestapft und nun sog sich in Sekunden unsere Kleidung wie ein Löschblatt mit Schweiß voll.
Mit müden Beinen schlenderten wir den anderen Passagieren hinterher zur Flughafenhalle. Dabei lauschten wir erstaunt dem Spektakel einer Militärkapelle, die so laut es eben ging einen flotten Rhythmus intonierte. Vor dieser Kapelle schwangen ein paar Mädchen das Tanzbein und versuchten dabei in ihren Leopardenbikinis und Federn in den Haaren an exotische Indianer zu erinnern. Was zum Teufel war hier los?
Als wir die kleine Flughafenhalle betraten, um unser Gepäck in Empfang zu nehmen, war diese so gut wie leer. Von einigen bewaffneten Polizisten mal abgesehen. Vor den Ausgangstüren der Halle drängelten sich jede Menge Männer, die von den Polizisten davon abgehalten wurden, einzutreten.
"*Taxi, Señores! Taxi! Taxi!*", schrien sie über die Köpfe der Polizisten zu uns in die Halle hinein und winkten aufgeregt mit den Armen. Während Anke zusammen mit den anderen Fluggästen auf das Gepäck wartete, versuchte ich jemanden zu finden, der mir sagen konnte, ob wir von hier direkt weiter runter nach Sepahua fliegen konnten. Ich sprach einen der Polizisten an.
„Keine Ahnung", meinte der. „Vielleicht sollten Sie es mal in der großen Halle um die Ecke probieren." Er strich sich die Uniform glatt. „Aber warten Sie bitte noch, bis der Präsident weg ist."
„Der Präsident?", fragte ich. Also deshalb war alles abgesperrt und die Musik- und Tanzdarbietung auf dem Rollfeld initiiert worden.
„*Sí, el presidente* Toledo", erklärte mir der Polizist etwas brummig. „Der besucht doch heute Pucallpa." Anscheinend hielt er persönlich nicht viel von seinem Staatsoberhaupt, denn er spuckte dessen Namen aus wie ein Stück faules Obst.
Irgendwie kam jetzt draußen Bewegung in die Sache. Die Kapelle hatte aufgehört zu spielen und die Tanzmädchen in ihren Bikinis kamen in die Halle herein. Das fand der Polizist natürlich weit interessanter. Er wölbte die

Brust, linste zu den kichernden Mädels und dann zu seinen Kollegen an der Tür, die jetzt die Reihen lüfteten, so dass jeder wieder herein- oder herausgehen konnte.
„Einfach um die Ecke, *Señor*“, sagte der Polizist noch einmal zu mir und schielte dabei den Tanzmädchen hinterher.
„Okay, vielen Dank“, meinte ich und ging zu Anke zurück, die mittlerweile unsere Rucksäcke und das riesige Bootsgepäck in Empfang nehmen durfte.
„Irgendwie hier um die Ecke“, sagte ich auf ihren fragenden Blick hin und versuchte hartnäckig drei Taxifahrer zu ignorieren, die sich lautstark anboten unsere Rucksäcke in ihre Taxis zu bugsieren. „Da müssen noch andere Schalter sein. Ich gehe mal hin.“
„Beeil dich!“, nickte Anke und versuchte die *taxistas* erst mal wieder loszuwerden.
Ich ging aus der Flughafenhalle raus in die Vormittagshitze, drehte mich suchend um und stand keine Minute später vor dem Schalter einer kleinen Fluggesellschaft.
„Nach Sepahua fliegt hier nichts, *Señor* “, sagte die junge Frau dahinter zu mir.
„Äh ... überhaupt nichts mehr oder bloß heute nicht?“
„Na überhaupt nichts mehr.“
Das war schlecht für uns. „Und komme ich da irgendwie anders hin?“
„*Claro!*“ Das Fräulein beugte sich vor. „Also Sie können gleich mit einer Maschine nach Atalaya fliegen. Von Atalaya gehen Boote weiter nach Sepahua. Kein Problem.“
Ich hatte zwar keine Ahnung, wo Atalaya lag, nickte aber zustimmend. „Wann geht die Maschine?“
„*Ahorita*, jetzt gleich, *Señor*.“
Ich versicherte der Frau, dass ich jede Sekunde zurück sein würde, und wetzte zurück zu Anke. Die stand vor unserem Gepäckhaufen und unterhielt sich scheinbar gerade mit einem jungen Taxifahrer.
„Wir können fix weiter!“, eröffnete ich ihr freudestrahlend, nickte dem *taxista* zu und griff meinen Rucksack. „Aber erst müssen wir von hier in irgendein Kaff fliegen und von dort mit dem Boot weiter nach Sepahua. Direkt dorthin fliegt nichts mehr.“
„Na ja, hätte schlimmer kommen können“, sagte Anke einfach und wuchtete sich ebenfalls ihren Rucksack auf. Dass wir von hier aus überhaupt so schnell weiter kamen, hatten wir ehrlich gesagt kaum vermutet. Aber Glück muss man halt haben. Seit wir vor nicht mal vierundzwanzig Stunden in den Zug zum Frankfurter Flughafen gestiegen waren, ging es ohne Luft zu holen Stück für Stück unserem Zielort entgegen. Raus aus dem einen Flieger und rein in den Nächsten; und das war jetzt inzwischen der Vierte.

Der Taxifahrer neben uns wartete immer noch auf seine Chance, uns in die Stadt zu fahren. Aber als wir ihm erklärten, dass wir gleich weiterfliegen würden, grinste er bedauernd und half uns kurzerhand beim Tragen. Zusammen schleppten wir das große Bootspaket zum Ticketschalter nebenan.
„So, jetzt kann es losgehen", meinte ich zu der Schalterfrau, die große braune Augen machte, als sie unser ganzes Gepäck sah. „Zweimal nach Atalaya bitte." Die Frau nickte und nannte einen stolzen Preis. Und da fiel mir auf, dass wir bis jetzt nicht mal Geld in der Landeswährung hatten. Das wollten wir ursprünglich in Lima tauschen, aber dort saßen wir flotter als gedacht im nächsten Flugzeug. Und nun ohne Landeswährung kleine Dschungelkäffer anzufliegen, war ziemlich dämlich.
„Wann geht denn der *übernächste* Flieger?", fragte ich leichthin und dachte dabei, dass wir eigentlich ruhig mal 'ne Nacht hier in Pucallpa Reisepause machen könnten. Der junge Taxifahrer, der komischerweise immer noch neben uns stand, spitzte die Ohren.
„Vielleicht *nächste* Woche, *Señor*", zwitscherte die Angestellte hinter ihrem Schalter. Nix mit Pause.
„Kann ich mit Dollar bezahlen?"
„*No*. Aber in der Stadt sind genug Banken zum Wechseln." Das Mädchen wedelte mit unseren zwei Tickets in der Luft herum. Der Taxifahrer brachte sich in unser Blickfeld.
„Aber ich denke, der Flieger geht jeden Augenblick."
„Na ja, in einer oder zwei Stunden vielleicht", sagte die junge Frau höflich.
Anke und ich feixten uns einen. Wir waren mit dem Kopf noch lange nicht in Südamerika angekommen, wo „sofort" auch schon mal „morgen" heißen konnte.
„Na dann bezahlen wir nachher, *bien*?"
„Kein Problem." Das Mädchen legte unsere Tickets in eine Schublade und bat uns, unser Gepäck hinter den Schalter zu quetschen, wo schon einige andere Gepäckstücke herumstanden.
„Taxi, *amigo*?" Unser junger Taxifahrer schob sich grinsend sein Basecape in den Nacken und zeigte einladend auf die Tür nach draußen.

*

Pucallpa empfing uns genauso wie vor zwei Jahren – mit Lärm, Staub und jeder Menge Müll. Wir saßen schwitzend auf der Rückbank des *mototaxis* und mussten unsere Augen erst mal wieder an das Flair der Stadt gewöhnen. An den Straßenrändern häuften sich alte Plastikbeutel, Flaschen und anderer Müll. Die zweispurige Straße, die in das Stadtzentrum führte, war überfüllt mit motorisierten Fahrzeugen aller Art, dessen Fahrer auf das Gas traten, als hätte sie ihr Gefährt irgendwie beleidigt. Die Abgase saugten den Sauerstoff

aus der heißen feuchten Luft und das laute Geknatter der Motoren fräste sich schmerzhaft in unsere Ohren.
Eine völlig nackte, ältere Indianerin lag wie tot am Straßenrand, was keinen zu stören schien.
„Was ist mit der Frau?“, fragte ich ein wenig entgeistert unseren Chauffeur, der sich hupend seinen Weg auf der Hauptstraße suchte.
„Keine Ahnung. Vielleicht besoffen, oder so“, antwortete er und gab Gas. Um die zwei Dutzend Leute mit großen Pappschildern in den Händen blockierten hundert Meter weiter für einen Augenblick die Straße. Auf ihren Schildern stand irgendetwas gegen den amtierenden Präsidenten Toledo, der gerade in ihrer Stadt zu Besuch war. Wütendes Hupen war zu hören, bis die Demonstranten weitergezogen waren.
„Die können den wohl nicht leiden, was?“, betrieb ich wieder Konversation mit dem Fahrer, wobei ich regelrecht brüllen musste, um gegen die Lärmkulisse um uns herum anzukommen.
„Nee, das ist ein *pendejo*, ein Arschloch!“, schrie er zurück und drückte auch mal beherzt auf die quäkige Hupe, um seine Antwort damit zu unterstreichen.
Nach knapp zehn Minuten Fahrt hielten wir direkt vor einer größeren Bank.
„Soll ich warten?“, fragte unser *taxista* und freute sich über den neuen Dollarschein, den ich ihm als Bezahlung gab. Aber ab hier kamen wir ganz gut ohne Taxifahrer aus, beschlossen wir, woraufhin er hupend von dannen knatterte.
Nachdem wir unsere Reisekasse nun in Soles, der Landeswährung, in den Taschen hatten, schlenderten wir ein wenig durch die Gegend.
Ich lief noch immer rum, als wäre ich im falschen Film. Zu wenig Zeit lag zwischen dem winterlichen Deutschland mit seinem Alltag und dem schwülen Pucallpa, um schon richtig angekommen zu sein. Ich fühlte mich, als wenn nur mein Körper in ein fernes Land geflogen wäre – der Kopf lag noch in Deutschland herum.
Warum waren wir eigentlich wieder hier?
Seit einem halben Jahr hatte uns abermals das Dschungelfieber gepackt und uns gnadenlos aus Deutschland raus und nach Peru gezogen. Und dass wir die letzte Tour vor zwei Jahren so hatten abrechen mussten, war für uns beide nur zähneknirschend hinnehmbar gewesen. Es wurde also Zeit, endlich das zu Ende zu bringen, was wir uns 2004 vorgenommen hatten: auf den Río Piedras zu kommen und ihn bis Puerto Maldonado herunterzufahren.
Aber bereits lange im Vorfeld der Tour hatte mich eine gewisse Angst beschlichen. Angst davor, dass nichts mehr so sein würde, wie wir es vor zwei Jahren vorgefunden hatten. Fuhren wir wirklich noch einmal in unberührte Wildnis, oder hatten bereits große Holzfällerfirmen die Gegend von Tieren wie dem Jaguar oder Brüllaffen „gesäubert“? Vielleicht war ja

auch das Camisea-Gas-Projekt in Richtung Sepahua verschoben worden, so dass es jetzt dort vor Wellblechhütten der Arbeiter wimmelte und der Urwald ringsherum nur noch eine leere Hülle war? Hm, das würden wir sehen, wenn wir erst wieder dort wären. Aber wenn keine Flugzeuge nach Sepahua flogen, konnte es ja mit großen Projekten nicht weit her sein.
Wahrscheinlich war diese unterschwellige Angst der Grund dafür, dass ich mich in diesem Jahr kopfmäßig relativ wenig auf diese Expedition eingestellt hatte.
Gut, wir hatten trainiert. Aber im Gegensatz zur letzten Reise waren die Vorbereitungen eher lasch gewesen. Ich hatte mir immer wieder eingeredet, die Tour nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Denn dass sie das nicht war, wussten wir beide nur zu gut. Aber so richtig ernst nahm ich sie wahrscheinlich erst, wenn wir mit dem Kanu direkt vor Ort waren. Und deshalb wankte ich jetzt durch Pucallpa, als hätte ich Spinnweben im Kopf. Aber das konnte auch am Jetlag liegen.

*

Zurück am Flughafen bezahlten wir unsere Tickets und wurden darüber informiert, dass die Maschine sofort fliegen würde. Wir nickten freudestrahlend und setzten uns dann mit einer kalten Coca-Cola auf die heißen Bordsteine vor dem Flughafeneingang. Der kleine Airport wirkte wie ausgestorben. Stunden später saßen wir immer noch herum und lugten abwechselnd ins Innere hinein, um festzustellen, dass unser Flieger noch nicht da war. Aber am späten Nachmittag kam etwas Schwung in die Bude. Plötzlich schossen Pick-up Jeeps mit Polizisten auf den Ladeflächen auf den Flughafenvorplatz. Dicht gefolgt von einem Schwarm Reporter mit großen Kameras und etwa einem Dutzend junger *mototaxistas*, die ordentlich ihre Hupen betätigten.
„Jetzt geht's hier aber los, was?", sagte ich zu Anke; froh über die Abwechslung. Wir standen auf. „Der Präsident scheint wohl vom Stadtrundgang zurückzukommen."
Anke schaute zu den Polizisten, die aussahen, als wären sie lieber woanders. Phlegmatisch bezogen sie Stellung vor dem Airport.
„*Señores!* Kommen Sie bitte?", wurden wir in diesem Moment gebeten, uns in die kleine gläserne Flughalle zu begeben. „Ihr Flug geht gleich."
„Schade. Gerade jetzt, wenn's spannend wird", murmelte ich und wir machten uns auf den Weg in die Halle. „War ja mal neugierig, wie der Präsident aussieht, hihi."
Zusammen mit wenigen anderen Passagieren mussten wir in der kleinen Abfluglounge warten, ehe wir auf das Rollfeld raustreten durften. Plötzlich kam ein untersetzter Mann mit einer feuerroten Weste herein, begleitet von fünf

weiteren Personen, die aufgeregt um ihn rumwuselten. Zwei von den anderen Passagieren sprangen wie von der Tarantel gestochen von ihren Sitzen auf und schienen regelrecht strammzustehen. Der kleine, korpulente Mann mit der auffälligen Weste nickte uns entspannt zu und ging dicht an uns vorbei in eine andere Lounge nebenan. Dort blitzten und klickten kurz einige Fotoapparate.
„*El presidente, el presidente!*", tuschelten die Menschen in der Abflughalle und schauten ihrem Staatsoberhaupt nach.
„Wie jetzt, *presidente?*", fragte ich ungläubig Anke. „Das war der Staatschef?"
Und noch eh Anke antworten konnte, kam das Oberhaupt Perus auch schon wieder zurück. Eine ältere Dame in seinem Schlepptau schien unsere ungläubige Blicke zu bemerken und meinte fast vorwurfsvoll zu uns: "Das ist *Señor* Toledo. Der Präsident von Peru!"
„Aha", entgegnete ich und nickte ihr und ihrem Chef freundlich zu. Herr Toledo hielt noch mal grüßend seine Hände in die Runde und hatte es dann eilig nach Hause zu kommen. Als er das Rollfeld betrat, ertönte auf Kommando Militärmusik, die im Gegensatz zu heute Morgen ziemlich nach Feierabend klang. Irgendwie war da wohl die Luft raus.
„Junge Junge", staunte Anke. „Die haben für ihren Präsi aber erstaunlich genügsame Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Findest du nicht? Der latscht hier einfach so rein ..." Anke sah sich verschwörerisch in der kleinen Lounge um. „Wenn ich jetzt ein fieser Attentäter gewesen wäre?"
„Ha ... Dann hättest du die Aktion aber nicht planen können", grinste ich. „... denn du wüsstest ja nicht genau, wann denn nun das vermeintliche Opfer kommt. Heute? Oder vielleicht Morgen?"
„Stimmt, hihi. Vielleicht können sie den aber auch nicht leiden. Irgendwie habe ich den Eindruck, dass alle froh sind, wenn er wieder weg ist."
„Sieht ganz so aus."
Die Musikkapelle hatte nicht mal abgewartet, bis das große Präsidentenflugzeug abgehoben war, sondern gleich ihre Trompeten zusammengepackt, sobald Präsident Toledo im Flugzeug verschwunden war.
Jetzt durften wir auf das Rollfeld hinaus und in die kleine Maschine nach Atalaya steigen. Wie Fische in der Dose klemmten wir zusammengepresst mit noch vier anderen Fluggästen auf unseren Plätzen und schaukelten langsam aus Pucallpa hinaus.

*

Im letzten Licht des Tages landeten wir heil auf der schmalen Erdpiste in Atalaya. Hier steppte der Bär. Vor dem kleinen Haus, welches das Flughafengebäude repräsentierte, hatte sich eine große Menschenmenge angesammelt. Viele der Leute hielten Pappschilder in den Händen und schwenkten sie hin und her, als hätten diese Feuer gefangen. Einige

schlenkerten regenbogenfarbige Fahnen, die anderen ins Gesicht klatschten und die Sicht nahmen.
Als unser kleiner Flieger zum Stillstand gekommen war und die Türen geöffnet wurden, ertönte lauter Jubel.
„Ollanta! *Bienveniedo!*“, „*Viva* Ollanta!“ und Ähnliches. Ein hagerer Mann mit einem militärischen Haarschnitt, mit dem wir eben noch zusammen im Flugzeug gesessen hatten, hielt grüßend seine Hände in die Luft und stolzierte majestätisch in die Menschenmenge. Die ließen ihn hochleben. Ein Hupkonzert von gut zwei Dutzend *mototaxis* riss ordentliche Lücken in die Abendstille.
Etwas verloren standen wir auf dem Rollfeld und beobachteten verdutzt das Treiben, bevor wir uns um unser Gepäck kümmerten.
„Vielleicht ist das ein Popstar oder so was“, vermuteten wir und schauten dem langen Konvoi von *mototaxis* hinterher, die ihren „Star“ voller Elan auf dem staubigen Weg in die Stadt eskortierten.
Ein junger *taxista* stand etwas auf dem Sprung neben uns und wartete ungeduldig darauf, endlich unser Gepäck auf sein Moped schnallen zu können. Dann schlingerten wir zusammen der Staubwolke des Konvois in Richtung Stadt hinterher.
„Entschuldigung, *amigo"*, brüllte ich dem *taxista* während der Fahrt ins Ohr. „Wer ist denn dieser Ollanta?“
Der Fahrer fuhr vor Empörung fast in den Graben.
„Das wird bald unser neuer Präsident!“, brüllte er zurück und gab Gas. „In drei Wochen sind Wahlen!“

Zurück in Sepahua

Anke:
Zusammengequetscht mit zwanzig weiteren Passagieren hockten wir auf der harten Holzbank des Langbootes, das uns in zehn Stunden den Río Urubamba stromaufwärts bis nach Sepahua bringen sollte. Die Luft war bereits am frühen Morgen so klebrig wie die Typen, zwischen denen ich für den Rest des Tages festgekeilt sein sollte. Torsten unterhielt sich eine Bank weiter mit einer älteren Frau und kitzelte begeistert an dem kleinen Affen herum, der auf ihrer Schulter hockte. Ich versuchte, mich zu entspannen.
Zuverlässig dröhnten die dicken Bootsmotoren hinter mir und die Sonne schälte sich langsam aus dem Morgennebel. Es würde ein heißer Tag werden, mitten auf dem Wasser. Prüfend befühlte ich meine Nase und stellte fest, dass ich unbedingt etwas gegen den Sonnenbrand unternehmen musste, wollte ich nicht, dass mir die Haut heute Abend in Fetzen vom Zinken hing.
Ich wühlte nach der Sonnenmilch im Tagesrucksack zu meinen Füßen und verteilte mir die milchige Creme möglichst unauffällig im Gesicht. Es war mir schon peinlich, mich als Erstes als empfindlicher *gringo* zu outen, statt galant und braungebrannt lässig in die Gegend zu blinzeln. Aber was sollte ich machen? Da waren wir nun mal wieder – frisch aus dem deutschen Winter in die Tropen geflogen. Vor drei Tagen hatten wir noch im Schnee gestanden, da konnten wir eigentlich schon froh sein, vom Jetlag und dem Klimaumschwung nicht gleich einen Kreislaufkollaps zu kriegen! Das bisschen Sonnenbrand war so gesehen nur fair.
Eigentlich hatte ich mich aber vorgestern beim Landen schon direkt heimisch gefühlt. Gleich nachdem wir die ersten Schritte aus dem Flughafen Pucallpa raus in die richtige Welt hier unten getan hatten. Das ganze Gelärme der *taxistas*, das ohrenbetäubende Dröhnen hunderter alter Motoren auf den Straßen, das Hupen und Fluchen der Fahrer und Kreischen der Bremsen. Schwarze Rußschwaden von schlecht verbranntem Diesel waren wie miefige Gespenster durch die Luft gewabert, begleitet vom Zweitaktgemisch der *mototaxis* und dem fauligen Gestank vergammelnden Mülls auf den Straßen. Aber da hing noch etwas Anderes in der Luft. Dieser Geruch, der mich sofort von Deutschland und der Welt der ewig sterilen und klimatisierten Flughäfen in die Welt hier geschnipst hatte. Plop, und schon war ich so sehr mitten drin, als wäre ich niemals irgendwo anders gewesen. Aufgeregt wie ein kleiner Hund schnüffelte ich überall herum, als wir auf der Suche nach einer Bank durch die Straßen spazierten. Dieser Peru-Geruch hielt mich völlig gefangen.
„Kannst du mal bitte damit aufhören!“ Torsten blickte sich peinlich berührt um und prüfte, ob uns auch keiner beobachtete.

„Ich werd' wahnsinnig! Ich muss rauskriegen, was diesen Geruch ausmacht, der hier überall im ganzen Land hängt." Enthusiastisch schnüffelte ich weiter. So einen heftigen Flashback hatte ich noch nie erlebt. Überall konnte ich dieses Aroma wittern, das ich von unserer letzten Tour noch so gut kannte – auf der Straße, in den Häusern, an den Menschen, einfach überall.
„Erst dachte ich, es ist eine Mischung aus altem, immer wieder nass gewordenem Holz, rauchigem Feuer, lange nicht gewaschenen Klamotten und zu süßem Parfüm. Verstehste?"
„Nee. Nicht wirklich."
In meiner Aufregung hatte ich ganz ausgeblendet, dass Torsten ja von Geburt an nichts riechen konnte. Manchmal ein ungeheurer Vorteil unterwegs ... Vor allem in Entwicklungsländern und in den Tropen.
Dieser Peru-Geruch war eigentlich nicht unangenehm. Naja, so wirklich berauschend auch nicht, aber immerhin so präsent und auch die letzte bewohnte Ritze des riesigen Landes ausfüllend, dass ich nur eine Nase voll davon brauchte, um wieder von einer Minute auf die andere mit Land und Leuten verschmolzen zu sein.
So hatte sich das vorgestern in Pucallpa angefühlt mit dem Verschmelzen. Und jetzt saß ich hier im Boot, schielte argwöhnisch zur Sonne hoch und rieb mir mein gerötetes Riechorgan.
Nicht weit entfernt zog das Ufer des Río Urubamba vorbei, unter uns die gelbbraunen Fluten. Nur selten wurde das Einheitsgrün des Urwalds von Steilufern unterbrochen. Endlich die erste Abwechslung. Auf einer hochgelegenen Stelle konnte ich die Hütten einer kleinen *comunidad* erkennen, und schon kam in die Passagiere des Bootes Bewegung.
Den Leuten an Land laute Befehle zubrüllend legte unser Kapitän den schweren Holzkahn mit viel Geschick am schlammigen Ufer an. Beine wuselten durch den Matsch, das Boot schaukelte gefährlich, Passagiere und Gepäck wurden durchgereicht. Ein freudiges *Hola!* später begannen zwei kleine kantige Typen Zementsäcke unter den Sitzbänken hervorzuzaubern und einen nach dem anderen auf einer wackligen Planke an Land zu schleppen. Ein Käfig voller Hühner materialisierte sich und wechselte unter aufgeregtem Gegacker den Besitzer.
„Vorsicht Eier!", schrie noch jemand, aber da war der Bootsjunge schon über den Karton mit der zerbrechlichen Fracht geklettert.
„Pass doch auf!", zeterte es hinter mir. „Meine schönen Eier!" In dem Moment stürzte der erste Sack Zement ins Wasser und begann, sich in Wohlgefallen aufzulösen.
Eine viertel Stunde später waren wir wieder auf dem Fluss. Von Pinkelpausen schien die Bootsbesatzung nicht viel zu halten. Wie auch? Öffentliche Toiletten gab es nirgends und während der großen Be- und Entladeaktion sich

mitten ins Treiben zu hocken, verlockte auch nicht wirklich. Ich würde also für den Rest des Tages so sparsam mit dem Trinkwasser umgehen müssen, dass ich alles überflüssige Nass direkt wieder ausschwitzen konnte.
Sechs Stunden sollte die Tour noch dauern, hatte ich vorhin aufgeschnappt. Sechs Stunden Sonne, Wald und Wasser. Die ewig gleiche Uferlandschaft. Langsam tat mir mein Hintern weh von den harten Holzbänken. Ob es hier noch genauso überschwemmt war, wie in den Gegenden, die wir vom Flugzeug aus betrachten konnten?
Als wir mit diesem Präsidentschaftsanwärter von Pucallpa nach Atalaya geflogen waren, hatte der Regenwald unter uns seinem Namen so richtig Ehre gemacht. Gewaltige Flächen standen da unter Wasser. Nur noch die Kronen der großen Bäume ragten hervor aus der spiegelnden Fläche, in der sich die Strahlen der Abendsonne brachen. Der Wald schien eine gigantische Fluss- und Seenlandschaft geworden zu sein.
Mir war himmelangst und bange geworden bei diesem Anblick. Wo sollten wir denn demnächst unser Lager aufschlagen? Wo unser Zelt hinbauen? Wir konnten doch nicht in unserem treuen Ally schlafen! Oder mit den Hängematten in den Baumkronen wie die Affen. Nicht wirklich! Jedenfalls nicht die ganze Zeit!
Auch hier am Urubamba hatte ich noch nicht eine einzige Sandbank gesehen, die als Campplatz getaugt hätte. Okay, wo wir jetzt waren gab es auch keine großartigen Überschwemmungen mehr, aber so richtig beruhigt hatte ich mich noch nicht.
„Na, biste aufgeregt mein Herz?“ Torsten kam wankend auf mich zu gestolpert und verwies den Typen neben mir höflich auf die andere Seite des Bootes. Seit dem ersten Stopp war endlich ein bisschen Platz geworden.
„Guck dir doch mal die Ufer an! Noch nicht eine einzige Sandbank bis jetzt“, ließ ich den Kopf hängen und positionierte Torsten so, dass ich in seinem Schatten zu sitzen kam.
„Jetzt sei mal nicht traurig, Kleene!“, unkte er. „In den kleineren Flüssen ist immer weniger Wasser. Außerdem kommt der Sepahua aus dem Tiefland und nicht wie die anderen überschwemmten Ströme gestern aus den Anden runter.“
Ich wollte mich nur zu gern überzeugen lassen.

Torsten:
Unser Boot bohrte sich in das Violet der Abenddämmerung hinein. Wir waren nach einer zehnstündigen Fahrt den Río Urubamba stromauf kurz vor Sepahua; dem kleinen Dörfchen an der Mündung des Río Sepahua. Und wir wurden immer aufgeregter. Würde alles noch so sein wie vor zwei Jahren? Vielleicht war es ja ein Fehler zum zweiten Mal die Gegend zu besuchen, die man als gute Erinnerung im Kopf hat. Mit angehaltenem Atem scannten wir die Ufer nach Veränderungen ab. Wir hofften inständig darauf, bei unserer Ankunft in Sepahua unsere guten Erinnerungen auffrischen, statt begraben zu können.
Das Langboot knatterte problemlos in den Zielhafen. Jetzt gerieten auch die anderen Passagiere in Aufregung und wollten so schnell wie möglich an Land. An der schlammigen Anlegestelle warteten ein halbes Dutzend junge Mopedtaxifahrer auf einen Job.
„Bleibst du erst mal wieder beim Gepäck", schnaufte ich Anke zu und hievte unsere Rucksäcke an Land. „Ich schau' mal, ob das *hostal* „Cuzco" noch genauso gastfreundlich ist wie damals."
„Kein Problem", antwortete Anke und winkte dabei verabschiedend einigen anderen Mitfahrern zu, die wir heute auf der langen Fahrt kennen gelernt hatten.
Ich ging eilig die vielleicht einhundertfünfzig Meter auf der staubigen Hauptstraße entlang in Richtung unserer vermeintlichen Unterkunft. Und wen sah ich im letzten Tageslicht auf den Treppen vor dem *hostal* „Cuzco" hocken? *Señora* Martha und ihre kleine Tochter. Grinsend hielt ich direkt auf die beiden zu.
„*Hola, Señora* Martha. *Como está?* Hallo, wie geht es Ihnen?"
Die Frau stand auf und klopfte sich schnell den Staub von der Hose. Ihre Augenbrauen knautschen sich erstaunt zusammen, während sie mich musterte. Ich drückte ihr die Hand. „Haben Sie noch ein Zimmer für uns frei?"
„*Dios mio!* Mein Gott! Das gibt's doch gar nicht", japste sie, als sie mich erkannte und machte große braune Augen, während ihre Tochter noch ein wenig skeptisch zu mir, dem *gringo*, aufschaute. „Sie sind wieder hier?" Martha schüttelte immer wieder überrascht ihren Kopf. „Wo ist denn Ihre Frau? Wie lange ist das jetzt her seit Ihrem letzten Besuch?" Sie schlug die Hände ineinander. „Natürlich habe ich ein Zimmer für Sie!"
Minuten später standen Anke und ich zusammen oben auf der Außenveranda des kleinen *Hostals*, während Martha freudig hoch- und runterraste, um uns ein Zimmer herzurichten.
„Klasse Empfang hier, was?", sagte ich zu Anke, die eben zur Begrüßung beinah von der Umarmung der kleinen Wirtin zerquetscht worden wäre.

„Aber hallo“, murmelte Anke überwältigt und blickte nachdenklich hinunter auf die staubige Straße. Mittlerweile war es dunkel geworden. Zikaden sirrten. Die Abendluft war warm und schwer. Der Lärm von der Bootsanlegestelle hatte sich gelegt. Nur noch vereinzelt knatterte ein vollbeladenes Moped vorbei.
„Komisch wieder hier zu sein.“ Anke blickte mich an. „Als ob die Zeit stehen geblieben wäre.“
Ich nickte stumm. Gegenüber unseres Hotels stand ein Schaukelstuhl vor einer Ladentür, in dem ein Mann wippte und zu uns hinauf grüßte. Ich hätte schwören können, dass der Typ vor zwei Jahren exakt an derselben Stelle schaukelte. Meine Blicke mäanderten nostalgisch nach rechts auf den glucksenden Fluss und dann weiter in Richtung Dorfzentrum, in dessen Hintergrund das letzte Tageslicht verglimmte. Dieselben Lädchen, dieselben Werbeschilder, dieselben Leute.
Hinter uns begann ein Zimmerventilator zu rattern und die Glühbirnen auf der Hotelveranda flackerten auf. Durch das elektrische Licht schneiten augenblicklich die Motten und andere Insekten. Es war Punkt sechs Uhr abends – für den Generalgenerator des Dorfes die Zeit, die Geräuschkulisse schlagartig zu verändern und uns aus unseren nostalgischen Gedanken zu reißen. Der richtige Moment also um nachzuschauen, was sich wirklich seit unserem letzten Aufenthalt hier getan hatte.

*

Hand in Hand schlenderten wir beide durch Sepahua. Grüßend nickten wir den Leuten zu, die in ihren Läden entlang der Straße saßen. Vor einigen Häusern standen ein paar Kinder und schauten durch die offenen Türen und Fenster. Ihre Gesichter strahlten im Licht diverser Fernseher. Dialogfetzen amerikanischer Action-Filme schallten zu uns auf die Straße. An den wenigen Straßenecken brutzelten auf stählernen Grills Fleischspieße oder ähnliche Leckereien. Die Verkäuferinnen lachten.
„Probiert mal, *Señores!*“, forderten sie uns auf, wenn wir vorbeikamen. Anscheinend hörten sie unsere Bäuche knurren. Aber wir lehnten schmunzelnd ab. Wir wollten erst einmal schauen, ob der „*Lomito*-Mann“, der Koch aus Lima, noch seinen Laden hier besaß. Doch der war weg. Keine Spur vom Küchenchef aus Leidenschaft. Dafür bot jetzt sein ehemaliges Mini-Restaurant Platz für Klamotten aller Art. Es war zu einem kleinen Laden umfunktioniert worden, wie es ihn hier alle zwei Meter gab. Überall wurden Hängematten, Plastikponchos, Gummistiefel und Macheten jeglicher Form und Größe angeboten.
Wir promenierten weiter und kehrten nur wenige Schritte später in einem anderen kleinen Restaurant ein. Neonlicht schien von der Decke, beleuchtete

mehrere leere Tische und einen hageren, weißhaarigen Mann vor einem Fernseher. Der saß dort, einen Meter vom Bildschirm entfernt, den Rücken gerade wie ein Fakir, und ließ sich vom Fußballkommentator aus dem Fernsehen gebannt anbrüllen.
„Guten Abend!“, riefen wir höflich gegen die schrille Stimme des Fußballmoderators an. Der Mann schreckte hoch und lächelte erstaunt. Er war so um die fünfzig Jahre alt und wirkte sympathisch. Agil stand er auf und drehte den Fernseher etwas leiser.
„Guten Abend. Sie wollen speisen?“, erriet er sofort und zeigte auf die Tische, um uns einen Platz anzubieten. Freudig nahmen wir sein Angebot an und bestellten Hühnchen mit gebratenen *plátanos* und kaltes Bier.
„*Sí* ...“ Der Restaurantbesitzer wandte sich an eine Frau, die neugierig hinter einer Tür zu uns hinübersah, rief ihr die Bestellung zu und flitzte hinaus auf die Straße.
Ein großer Ventilator in der Ecke pustete warme Luft über die Tische. Die Papierservietten flatterten unter dem Besteck. An den hellen Wänden klebten einige große Kalenderblätter mit bunten Bildern von den Schweizer Alpen, wie es schien. Neben uns hing ein typisch amazonischer Langbogen nebst drei Pfeilen.
Die Fliegengittertür flog mit einem Knall auf und herein kam der Wirt mit einigen großen Flaschen Bier unter dem Arm. Er lächelte uns im Vorbeihasten an. „Geht gleich los!“, meinte er und verschwand hinter der Küchentür.
„Der hat es aber eilig“, dachten wir; etwas verblüfft über die Rastlosigkeit des Wirtes, denn noch ehe wir „*claro!*“ sagen konnten, stand er auch schon wieder vor uns und stellte eine Literflasche eiskaltes Bier samt Gläsern auf den Tisch. Dann drehte er den Fernseher wieder lauter und fegte zurück in die Küche.
„Prost!“ Klirrend stießen unsere Biergläser aneinander. „Auf die neue Tour!“ Verschwörerisch schauten wir uns in die Gesichter, welche die Sonne heute während der zehnstündigen Bootsfahrt knallrot gefärbt hatte.
„Bitte schön, *Señores!*“ Wie der Dschinn aus der Flasche stand der weißhaarige Wirt aus dem Nichts wieder vor uns und hielt uns Teller mit dampfenden Hähnchen und Kochbananen unter unsere Nasen. Erst dann kam er zur Ruhe und ging zurück zum Fernsehbildschirm.
Heißhungrig ließen wir uns sein Essen schmecken. Nun kam auch die Frau aus der Küche und setzte sich zu ihrem Mann mit in den Speiseraum. Ab und an lugte sie zu uns herüber und schien sich über unseren Appetit zu freuen. Noch waren wir die einzigen Gäste.
„Woher kommen Sie denn?“, fragte sie uns gegen die Fernsehlautstärke über die Tische hinweg.

„Aus Deutschland“, schmatzten wir zurück. Jetzt drehte sich auch der Wirt zu uns.
„Waren Sie schon einmal hier? Hier in Sepahua?“ Er stand auf und stellte den Fernseher wieder auf Zimmerlautstärke. „Irgendwoher kenne ich Sie doch.“
„Hm ..., vor zwei Jahren“, sagte ich und wir erzählten ganz kurz von unserer vergangenen Tour in Peru. Der Wirt schmunzelte und seine Frau schaute etwas verwundert. „Sie sind den Fluss hinaufgefahren? Ohne Motorboot? Warum?“
Unsere Erwiderung darauf wurde etwas komplizierter, erweckte aber das Interesse der Wirtsleute. Das Fußballspiel war vergessen, sie rückten näher an unseren Tisch und wir kamen ins Erzählen. Ich nutzte die Gelegenheit, um mich ganz unverbindlich nach einer Schrotflinte zu erkundigen.
„’ne Flinte brauchen Sie?“, fragte uns der Wirt ganz lässig. „Hm, das ist schon klar. Ohne Gewehr würde ich auch nicht in den Wald gehen.“ Er kratzte sich am Kinn. „Was wollen Sie denn dafür ausgeben?“
Ich sagte ihm unseren Preis, der in etwa einhundert Euro entsprach – die gängige Summe. Der Hausherr nickte kurz, schaute zu seiner Frau und wieder zu uns.
„Ich kann Ihnen vielleicht eine besorgen“, meinte er dann und wischte mit der Hand einige Krümel vom Tisch.
„Na gut“, hakte ich gleich nach. „Morgen?“
„*Momentito*, einen kleinen Augenblick!“, sagte der Wirt und sprang auf, als hätten wir ihm heißen Kaffee in den Schritt gekippt. Die Fliegengittertür knallte zu, und schon war er auf der Straße. Seine Frau lächelte und strich die Papierservietten glatt.
„Wie ist es denn so in Deutschland?“, fragte sie, um das Gespräch in Gang zu halten. Anke versuchte eine zufriedenstellende Antwort zu geben, denn das ließ sich ja nicht so einfach in zwei Worten beschreiben. Ich kippelte derweil aufgeregt auf meinem Stuhl herum und trank mein Bier. Würden wir wirklich bereits nach wenigen Stunden hier in Sepahua ein passables Schießeisen bekommen? Die Antwort darauf ließ nicht lange auf sich warten, denn schon flog die Tür erneut auf und der Wirt präsentierte uns stolz eine neu wirkende Schrotflinte.
„Hier“, sagte er ganz sachlich und drückte mir das Schießeisen in die Hand. „Hundert Euro, okay?“
Ich nickte wie eine Taube auf der Dachrinne und fummelte an dem Gewehr herum.
„*Está bien*, das ist okay“, nuschelte ich durch den Lauf schauend. „Haben Sie mal etwas zum Einpacken?“

Ein Bier später schlenderten wir mit dem in Tüten eingewickelten Gewehr zurück zu unserem Zimmer. Dicker Nebel wabberte durch die Straßen Sepahuas und ließ die Konturen der Häuser nur erahnen.
„Was für ein Tag“, sagte Anke neben mir. „Also bis jetzt lief ja alles mehr als fantastisch. Wenn wir morgen auch noch jemanden finden, der uns bis hoch zur INRENA-Station fährt, dann glaube ich an gute Geister.“
„Na, warte mal ab“, bremste ich ihren Enthusiasmus ein wenig und grinste ironisch. „Das geht mir wirklich alles zu glatt. Sind wir tatsächlich in Südamerika?“

*

Am nächsten Morgen wurden wir zuverlässig wie vor zwei Jahren durch „Radio Sepahua“ geweckt. Der Lautsprecher an der Laterne vor dem Hotel vibrierte im Takt der weiblichen Sprecherstimme, die sich anhörte wie eine Luftschutzsirene.
Noch völlig zerzaust standen wir auf der Veranda und betrachteten mit verquollenen Augen das morgendliche Dorftreiben. Mopeds knatterten, an der Anlegestelle zerschnitten einige Motorboote den Nebel auf dem Fluss. Junge Burschen mit ihren Verkaufshandwagen riefen mit hellen Stimmen immer wieder „Kuchen, Kuchen, Brot, Brot!“ Einige Frauen schlenderten mit riesigen Körben unter einen großen Baum, um dort ihre Essenstände aufzubauen. Sie boten tagtäglich *juanes* an; leckere Hühnchenteile und Ei, eingebettet in gelben Safranreis und mit Bananenblättern umwickelt. Das regionale Lunchpaket.
Uns stand ein langer Tag bevor. Und der erforderte ein anständiges Frühstück im Restaurant von Cesar, wie unser „Flinten beschaffender“ Wirt von gestern Abend hieß.
„*Hola*, guten Morgen!“, wurden wir freundlich von ihm begrüßt, als wir gähnend bei ihm eintraten. Cesar sah aus, als würde er nie schlafen. Wir waren wieder die einzigen Gäste. Zwei Jungs saßen am Tisch vor der Küchentür und schienen Hausaufgaben machen zu müssen. Kichernd schauten sie zu uns herüber. Cesar brachte eine Kanne Kaffee und ein ordentliches Frühstück. Dann setzte er sich zu uns.
„Also Sie wollen wirklich wieder den Fluss hochfahren?“, fragte er an das Gespräch von gestern Abend anknüpfend.
„*Sí!*“, nickten wir. „Wir kaufen heute alles ein, was wir brauchen und dann geht’s los.“
„Aha ...“ Irgendwie schien er uns nicht zu glauben. Vor allem unsere Geschichte mit dem Faltkanu. Aber wir kannten uns auf dem Fluss aus. Wir wussten, was uns erwartete. Cesar war vor einigen Jahren stromauf gefahren,

erzählte er uns und zeigte grinsend auf den Langbogen und die Pfeile neben uns an der Wand.
„Passt mit den Indianern dort oben auf“, sagte er. „Ich habe gehört, dass es zu ... äh ... ungünstigen Begegnungen gekommen sein soll.“
„Vor einigen Jahren?“, fragte ich und kippte den Kaffee in mich hinein, als müsste ich damit mein Blut ersetzen.
„Hm, auch noch vor wenigen Monaten“, sagte er und winkte aber gleichzeitig beschwichtigend ab. „Aber die Leute hier erzählen viel.“
Wir nickten. Was Cesar erwähnte, waren im Groben auch unsere Informationen. Aber wir vertrauten wie schon zuvor auf unser Glück, keine ungünstige Begegnung mit den *Mashco Piros* zu provozieren. Die Konflikte fanden meistens zwischen Holzfällern und den Indianern statt. Wir bauten einfach darauf, keine *nativos* zu Gesicht zu bekommen und wenn doch, dann nicht wie aggressive Holzfäller auf sie zu wirken. Hinzu kam, dass die *Mashco Piro*-Gruppen hauptsächlich in den trockenen Monaten, also Juni bis August, in die Nähe des Flusses kamen. Dort gruben sie dann nach den Eiern der großen Schildkröten. Jetzt hatten wir Ende März.
„Und wie ist das mit den Holzfällern?“, fragten wir interessiert. „Sind die legal?“
Cesar wackelte mit dem Kopf. „Eigentlich schon“, sagte er. „Für den Sepahua-Fluss kann man Konzessionen erwerben und anfangen, Holz zu schlagen.“
Anke spießte ihren Kuchen mit der Gabel auf. „Und das machen alle?“
„Naja, die Konzessionen sind nicht billig …“, lächelte Cesar und ließ den Satz einfach mal in der Luft hängen. „Und nur bestimmte Holzsorten darf man fällen.“ Er stand auf als Kundschaft durch die Tür trat und Frühstück orderte. „Aber ich kenne mich da nicht so aus.“

*

Nach dem Frühstück widmeten wir uns unserem Tagesprogramm. Das bestand als Erstes darin, jemanden zu finden, der uns ein Stück stromaufwärts fahren könnte. Wir hatten keine Lust, wertvolle Tage damit zu vergeuden, auf dem unteren Sepahua zu paddeln, der, wie wir wussten, noch relativ dicht besiedelt war. *Dicht* für hiesige Verhältnisse. Wir versuchten es bei dem INRENA-Posten im Dorf und hatten abermals Glück.
„Hallo, was wollen Sie denn hier?“ Ein untersetzter Mann fragte nach unserem Begehr. Er schob sich sein Basecape in den Nacken und griente. Das konnte doch nicht wahr sein! Das war der „Taxifahrer“ vom „Kleenen Könich“ – dem jungen INRENA-Ingenieur, bei dem wir vor zwei Jahren zu Gast waren.

„*Hola, hola!*“, begrüßten wir ihn mit Handschlag. Auch er hatte uns wiedererkannt. „Sie fahren nicht demnächst zur INRENA-Station hoch?“
„Doch“, grinste der *taxista* noch immer und strich sich mit der Hand über sein grünes Fußballtrikot. „Morgen früh“, ließ er die Bombe platzen.
„Wow, das geht aber fix!“ Wir wurden uns einig. Die Tour würde nicht allzu billig werden, denn Sprit war teuer und ein *propina*, ein ordentliches Trinkgeld, wollte er dafür logischerweise auch.
„Ich komme heute Abend bei Ihnen vorbei. Dann holen wir zusammen Sprit und morgen früh geht es zeitig los. *Está bien*, okay?“
Regelrecht benommen zogen wir kurz darauf auf eine ausgedehnte Einkaufstour. Dass das alles hier so schnell ging, mussten wir erst verdauen. Vor nicht mal vier Tagen waren wir noch im winterkalten Deutschland. Jetzt standen wir hier in einem Urwalddorf und waren kurz davor in die Wildnis aufzubrechen.
Der weitere Tag verging wie in Trance. Wir kauften kiloweise Reis und Nudeln ein. Dazu kam Kaffee, Zucker, Salz, Tabak, Angelhaken, Schrotflintenpatronen und noch diverses anderes Zeug. In unserem winzigen Hotelzimmer quetschten sich die Plastiktüten. Anke erwies sich wie immer als perfekte „Packkünstlerin“. Und als Unnachgiebige. Immer, wenn ich mal von einer Pause sprach, schickte sie mich um den Block, damit ich die Messer und Macheten schleifen ließ, oder um einiges Andere zu holen oder zu organisieren. Eigentlich war das gar nicht so schlecht, denn jedes Mal, wenn ich wiederkam, war ein großer Berg Ausrüstung winzig klein verpackt. Keine Ahnung, wie das funktionierte. Anke teilte den Reis in handliche Tagesportionen ein und sortierte alle Ausrüstungsgegenstände von vorn bis hinten, damit wir auch alles beim ersten Griff wiederfinden würden.
Es war schon etwa eine Stunde dunkel, als wir von zwei Typen gerufen wurden. Die standen vor der Hoteltür im abendlichen Nebel. Es war der *taxista* mit seinem schmächtigen Kumpel.
„Los, *amigo*“, sagten sie. „Wir gehen Sprit kaufen!“ Froh, der Packerei zu entkommen, gingen wir zu dritt in das Dorf. In einer kleinen Bretterbude am Straßenrand erstanden wir insgesamt fünfundzwanzig Gallonen Sprit, einhundertvierzehn Liter, für circa achtzig Euro.
„Das ist ganz schön ordentlich“, sagte ich, die Spritmenge meinend.
„Schau’n Sie sich mal den Fluss an. Wir müssen volle Kanne stromauf“, antwortete der *taxista* abwinkend. „Können Sie mir auch gleich meinen Lohn geben?“
Das tat ich, wenn auch äußerst skeptisch. Wer, außer einem Deppen, bezahlte schon im Voraus alles Mögliche? Ein gutgläubiger *gringo*.

Als ich zurück ins Hotel kam, war mir nicht ganz wohl bei der Sache. Ging das morgen früh wirklich los, oder hatten wir nun ein gewaltiges Loch in der Reisekasse?
„Das passt schon“, meinte Anke unbekümmert und überraschte mich mit dem superverpackten Gepäckhaufen. Meiner wäre dreimal so groß gewesen.

Hermando und der Flintendieb

Torsten:
Anke hatte Recht. Kurz nach sechs Uhr am nächsten Morgen stand der *taxista* vor der Tür. Insgeheim entschuldigte ich mich für mein Misstrauen ihm gegenüber. Zusammen schleppten wir unsere Ausrüstung zu seinem zehn Meter langen Holzboot. In dem saßen bereits zwei Passagiere – oder Helfer. Ganz alleine kam auch der beste Bootsfahrer schlecht über Stromschnellen. Und einer musste immer als Ausguck vorn am Bug sitzen, um etwaige Treibholzstämme oder Untiefen zu erspähen. Der Ältere von beiden, bekleidet mit einem blauen „Bob Marley" T-Shirt und halbhohen Gummistiefeln, machte den Ausguck. Souverän zeigte er dem *taxista* an, wo dieser hinzusteuern hatte. Der Jüngere von beiden, ein kräftiger Typ mit scharfen Gesichtszügen und ganz in gelbgrüne Fußballtracht gekleidet, hockte stumm mit uns in der Mitte des Bootes. Er grunzte nur kurz, als ich ihm eine Zigarette anbot.
„Wo wollen Sie denn hin?", fragte ich ihn.
Er zeigte stromaufwärts und sog an der Zigarette. Damit war aus dem Gespräch auch schon die Luft raus. Das Motorboot machte richtig Dampf. Stolz hatte uns der *taxista* den neuen, PS-starken Motor vorgestellt. Jetzt zeigte das Ding, was es so draufhatte. Schnell versank Sepahua hinter uns im Morgennebel. Im frischen Fahrtwind wehten Ankes Haare wie Seegras unter Wasser. Die drei Peruaner hatten sich ihre Basecapes fest auf die Köpfe gestülpt.
Wir versuchten, irgendwelche uns bekannte Stellen zu entdecken. Der Urwald drängte sich so weit ans Ufer, dass es aussah, als würde er seine Bäume gleich ins Wasser schubsen. Der Fluss schien überzulaufen. Und das war blöd. Jedenfalls für uns, denn bisher hatten wir noch keine akzeptable Sandbank gesehen, auf der wir ein Camp hätten aufschlagen können. Anke und ich warfen uns bedeutungsschwangere Blicke zu.
Der Bootsmotor knatterte laut und lebenslustig, bis der *taxista* den ersten Sprit nachkippen musste. Ganz entspannt kamen wir über die Stromschnellen. Ab und an lag ein Kaiman steif am Schlammufer und tat so, als wäre er unsichtbar. Bereits nach knapp einer Stunde fuhren wir an Misaels Grundstück vorbei. Der freundliche Farmer im orangenen Arbeitsanzug und dem dicken Furunkel unter dem Auge. Für diese Strecke hatten wir damals in unserem Kanu fast drei Tage gebraucht.
„Schau mal", sagte Anke hastig und zeigte mit ihrer Hand auf jemanden, der in einem orangenen Arbeitsanzug am Ufer stand und zu uns hinüber schaute. „Das ist er doch, oder?"
Das dachte ich auch. Wir winkten wie Schiffbrüchige zu ihm hinüber, denn anhalten wollten unsere Fahrer nicht. Die hatten es eilig, schließlich mussten sie auch heute noch zurück.

*

Ein paar Stunden später hatten wir die INRENA-Station erreicht. Der ältere Steuermann am Bug warf bei der Einfahrt ein Fischnetz aus und zerrte damit drei Fische an die schwüle Luft.

Ein kleiner, stämmiger Indianer in einem verwaschenen, blauen T-Shirt hockte am matschigen Ufer und freute sich über den Besuch. Er spielte hier eine Art Hausmeister, denn sein Chef, der neue Ingenieur, war in Atalaya. Alle halfen mit, unseren Ausrüstungsberg nach oben zur Station zu bringen. Ächzend stiefelten wir den glitschigen Hügel hinauf zu dem hellgrünen Holzhaus. Der kleine „Hausmeister", der sich uns als Hermando vorstellte, packte unser Gepäck in einen leeren Raum.

Ein feiner Nieselregen bestäubte die INRENA-Station. Wir setzten uns alle unter das große, mit Palmwedeln gedeckte Dach, welches die offizielle Küche war. Ein Feuer quiemte vor sich hin, das Hermando jetzt aber reanimierte, um in einem verbeulten Topf Wasser zum Kochen zu bringen. Der *taxista* nahm unterdessen die drei frisch gefangenen Fische aus und drapierte sie ebenfalls auf dem Lagerfeuer.

„He, ich kenne euch", grinste Hermando. „Ihr habt mir doch mal einige Angelhaken geschenkt."

„Mensch, na klar!" Wir klatschten uns die Handflächen vor die sonnenverbrannte Stirn. Wir hatten uns vor zwei Jahren auf unserem Rückweg nach Sepahua hier getroffen. Damals war Hermando sogar so frei gewesen, uns ein musikalisches Ständchen zu bringen.

Ich verteilte Zigaretten und Anke zauberte Kaffeepulver aus irgendeinem Sack.

„Wo wollt ihr hin?", fragte unser bisher eher durch Sprachlosigkeit aufgefallener junger Mitfahrer plötzlich. Er blies in seinen dampfenden Kaffee und taute endlich ein wenig auf.

„Den Sepahua hoch und dann rüber auf den Piedras", leierten wir unsere Reiseroute hinunter.

Die Männer nickten ernst. Unser *taxista* erzählte den anderen von unserem Treffen 2004 und dass wir bereits schon einmal dort oben gewesen sind.

Der junge Typ rümpfte zweifelnd seine Hakennase und schaute skeptisch Anke und mich an.

„Da oben ist es gefährlich", warnte er. „Da laufen die *calatos*, die „Nackigen" herum. Und Jaguare gibt es auch zuhauf." Er nahm sich noch eine Zigarette.

Aber noch ehe wir darauf näher eingehen konnten, hakte Hermando fröhlich ein:

„Gestern Abend war hier auch ein *tigre*“, berichtete er gestenreich mit großen Augen. „Gleich dort unten. Am Ufer!“ Wir schauten alle in die genannte Richtung. Unser Reisethema war damit glücklicherweise vergessen.
Nach dem Kaffee hatten es die drei Bootsfahrer eilig. Sie wollten schleunigst zurück nach Sepahua.
„*Mucha suerte*, viel Glück!“, riefen sie uns noch zu, ehe sie, in einfache Plastikponchos gewickelt, hinter der nächsten Biegung verschwanden.
Wir drei blieben noch eine Weile unter dem Küchendach am Feuer sitzen. Hermando kochte einige große, grüne Bananen. Als diese gar waren, platzte die Schale auf und es konnte gegessen werden. Nebenbei fragten wir ihn, wo denn die zwei alten *Machiguenga*-Familien waren, die wir vor zwei Jahren auf der anderen Seite des Flusses besucht hatten.
„Die sind weg“, sagte er. „Schon eine ganze Weile. Die eine Frau ist gestorben und dann ...“ Hermando zuckte mit den Schultern und schaute in den Bananentopf.
„*Hola! Que tal?*“, rief plötzlich jemand laut.
Wir fuhren herum. Ein Typ schälte sich wie aus dem Nichts in unser Blickfeld. Er war so um die zwanzig, muskulös und hatte narbenübersäte Beine, die in halbhohen Gummistiefeln steckten. In der rechten Hand hielt er eine Schrotflinte und in der linken zwei rote Patronen. Auf dem Rücken hatte er sich einen Stoffbeutel geschnallt. Mit breitem Grinsen setzte er sich mit unter das Dach. Hermando sagte nicht viel. Er verteilte die Bananen. Wir nahmen uns etwas Salz dazu und begannen reinzuhauen. Der Neuankömmling stellte sich nicht weiter vor. Er schmatzte und wenn wir ihn ansahen, grinste er, bis seine Backenzähne aufblitzten. Ich glaube, er war nicht gerade der spitzeste Pfeil im Köcher, wie man so sagt.
Nach dem Essen bot ich Zigaretten an und zusammen sahen wir zu, wie die Nachmittagssonne die Regenwolken verdampfen ließ.
Der „Neue“ erzählte von seiner erfolglosen Jagd und von frischen Jaguarspuren in unmittelbarer Nähe der Station. Wir nahmen an, dass der Typ ebenfalls zur INRENA-Station gehörte, so selbstverständlich, wie er sich hier bewegte. Er kramte in seinem Stoffsack und holte daraus einen kleinen Plastikbeutel, in dem sich ein braunes Kraut befand.
„Kennt ihr *mapache*?“, fragte er uns und schnappte sich einen rostigen Tonnendeckel, der hier komischerweise herumlag. Dunkel konnte ich mich an den „Urwaldtabak“ erinnern und nickte etwas halbherzig mit dem Kopf.
Der Typ griente wie immer kommunikativ zu uns hinüber und legte den Tonnendeckel auf das Feuer wie eine große Herdplatte. Dann bröselte er eine Handvoll des braunen Krauts darauf.
„Das ist noch etwas feucht“, sagte er und schob den Tabak mit einer Machete auf dem heißen Tonnendeckel hin und her. Nach kurzer Zeit war das

mapache-Kraut trocken. Es wurde zu einer mächtigen Zigarette gerollt, die an einen Riesenjoint erinnert.
„Probier mal“, forderte mich der Sportsfreund auf. Ich nahm ihm das qualmende Ding aus der Hand wie eine Friedenspfeife. Und probierte. Dann wusste ich auch, warum ich mich nur noch dunkel an das Zeug erinnern konnte. Besser wäre es jetzt gewesen, mir ganz schnell wieder ins Gedächtnis rufen, wo zum Teufel hier das Klo war. Der Tabak zog einem die Socken von den Füßen. Hermando und der „Neue“ wieherten vor Schadenfreude und hauten sich auf die Schenkel.
„Eh, können wir etwas davon haben“, fragte Anke auf den Tabak zeigend. Dann blickte sie in mein verzerrtes Gesicht. „Als Souvenir für die Kollegen zu Hause, hihi. Die werden sich wundern.“
Am nächsten Morgen frühstückten wir vier gerade zusammen, als wir einen Bootsmotor hörten, der mit einem *Klack Klack* erstarb. „Grinsekatze“ wurde etwas unruhig. Er stand auf, schnappte seinen Stoffbeutel und das Gewehr, drehte sich um und verschwand grußlos im Wald hinter der INRENA-Station. Etwas irritiert schauten wir ihm hinterher. Der Grund für sein Verschwinden waren zwei Männer. Der eine von beiden war mit einem hellen sauberen Hemd bekleidet. Auf seinem grauhaarigen Kopf thronte ein knallrotes Basecape. An einem seiner braunen Handgelenke blitzte eine riesige goldene Uhr in der Morgensonne. Sein Partner sah nicht ganz so stadtfein aus. Er war ein großer breiter Typ, mit einer Flinte in der Hand und freiem Oberkörper. In seinem Mund waren die Zähne nur noch zu erahnen.
„Guten Morgen“, grüßten sie höflich, lehnten aber dankend den Kaffee ab, den Hermando ihnen anbot.
„Sag mal“, wandten sie sich an ihn. „Hast du zufällig irgendeinen Kerl mit ’ner Flinte gesehen?“
Hermando schaute sie verwundert an. „Äh ... *si*. Warum?“
„Das Arschloch hat uns das Gewehr geklaut“, verstanden wir.
„Was?“ Hermando riss die Augen auf. „Aber ...“ Dem Rest des Gespräches konnten wir nicht mehr richtig folgen. Hermando zeigte in den Wald. Die Ankömmlinge nickten und schauten etwas unschlüssig in die Richtung. Dann schüttelten sie die Köpfe. Zum Abschied gaben sie uns herzlich die Hände und zogen wieder von dannen. Irgendwie würden sie den Dieb schon erwischen.
Hermando hockte sich hin und stocherte wütend in der Glut herum.
„So ein Blödmann“, schimpfte er leise. „Der ist hier Gast und dann so etwas.“
„Wie Gast?“, fragten Anke und ich daraufhin beinah unisono. „Wir dachten, der wohnt hier.“
Der kleine Indianer winkte ab. „Nein. Ich kannte den auch nicht.“

*

Im Laufe des heißen Vormittags bauten wir vor den erstaunten Augen Hermandos unser Boot auf. Schritt für Schritt entstand vor ihm ein Wunderwerk.
„*Que linda*, wie schön“, wiederholte er immer wieder und strich über die grüne Bootshaut. Aber irgendwie war ihm die ganze Sache doch suspekt. Diese dünne Haut sollte halten? Er klatschte mehrmals auf die Bootshaut und stieß dabei sein typisches Keckern aus. Begeistert war er jedoch vom Gewicht des großen Kanus.
„Das wiegt ja fast gar nichts“, staunte er.
„Komm, wir drehen heute Nachmittag mal ’ne Runde. Okay?“, lud Anke ihn ein.
Etwas verlegen kratzte Hermando mit seinem Fuß auf dem harten Erdboden herum.
„Da will ich fischen gehen“, meinte er nur. Ganz so koscher war ihm die ganze Geschichte wohl doch nicht.
Aber Anke und ich konnten es kaum erwarten, eine Probetour zu drehen. Würden wir überhaupt vorwärtskommen? Der Fluss war seit unserer gestrigen Ankunft über Nacht ein ganzes Stück gestiegen und die Strömung war bissig. Wir stießen das Kanu ins Wasser und versuchten unser Glück, voranzukommen. Naja, flott ging hier nichts. Wir schlichen am Innenufer gegen den Strom, in etwa so langsam wie vor zwei Jahren. Das schätzten wir jedenfalls.
„Morgen geht’s los“, sagte ich, als wir wieder an der INRENA-Station waren.
„Was meinst du?“
„Klar“, grinste Anke.
Wir hievten das Boot also wieder hoch zum Holzhaus, wo uns bereits ein etwas geknickter Hermando erwartete. Er wollte einen Riesenfisch fangen, jedoch ... Jetzt stand er mit leeren Händen hier.

Anke:
Wow, die Strömung war echt heftig gewesen! Aber es fühlte sich schon genial an, mit unserem dicken Ally mal wieder durch den Urwald zu fahren. Der Río Sepahua hatte noch mächtig Biss, aber ich war heiß. Heiß darauf, zu paddeln, zu hungern und mich in der lehmigen Brühe zu waschen. Heiß auf die körperliche und geistige Entschlackungskur, die uns bevorstand. Morgen würde es losgehen. Dann gab es kein Netz und keinen doppelten Boden mehr, sondern nur noch uns. Unsere eigene Kraft und unseren Verstand, nicht mehr und nicht weniger.
„Und, funktioniert euer Boot?“ Charmant nahm mir Hermando die Last ab und schleppte Ally bis vor die Haustür der INRENA Station. Wir grinsten breit.

„Ich hab schon was zum Mittag gekocht“, proklamierte er, während er immer noch wie eine Katze um unser Boot herum schlich und es misstrauisch beäugte.
Langsam wurden uns die Einladungen unangenehm. Wir konnten dem kleinen Kerl doch nicht den ganzen Vorgarten leer futtern! Wahrscheinlich würde es noch Wochen dauern, bis er wieder einmal Nachschub an Nahrungsmitteln bekam, und so schnell wuchsen die Früchte selbst hier nicht.
„Das ist sehr freundlich“, bedankten wir uns gerührt. „Aber heute Abend koche ich uns was Schönes“, beeilte ich mich, gleich als Nächstes bekannt zu geben. Dann ließen wir uns jeder ein paar Kochbananen schmecken und löffelten hinterher begeistert eine große Papayahälfte leer.
„Die Kerne sind gut gegen Durchfall.“ Hermando piekte mit dem großen Zeh in den schwarzen Samen der Papaya herum, die beim Essen herunter gefallen waren.
Gegen Durchfall? Hatte ich das richtig verstanden?
„Bäh, Flitzekacke!“, sagte Torsten neben mir und nickte bestätigend zu Hermando rüber.
„*Flisse-qué?*“ fragte Hermando mit großen Augen.
Wir mussten lachen. Dann sagte er was, wir schauten uns mit großen Augen an und Hermando lachte sich kaputt. Es war wirklich nicht so einfach, sich mit ihm zu verständigen. Den ganzen Tag lang erzählte uns unser kleiner Freund die dollsten Geschichten, so begeistert war er, endlich wieder Gesellschaft zu haben. Doch je enthusiastischer er sein „Dschungelgarn“ spann, je mehr fiel er vom Spanischen in seinen indianischen Stammesdialekt zurück und wir konnten nur noch anhand seiner irren pantomimischen Einlagen erahnen, worum es gerade ging.
Hermandos melodischen Singsang im Ohr blieb mein Blick an einer geflochtenen Matte hängen. Ich nahm das Kunstwerk zur Hand und versuchte, das System darin zu erkennen. Dann stiefelte ich los, schnitt mir von einer Fächerpalme ein paar Blätter ab und versuchte, es nachzumachen.
„*Mira!* Schau!“ Hermando kam zu mir herüber und begann, meine abgehächselten Blätter kunstvoll aufzuspalten. Dann zeigte er mir die Tricks und ich war für die nächsten zwei Stunden mit Flechtwerk beschäftigt. Torsten ließ sich in der Zeit diverse Bäume erklären. So gut es ging versuchte er, sich die zungenbrecherischen Namen zu merken und vor allem im Kopf zu behalten, was tatsächlich essbar war, und was giftig. Aber so ganz sicher schien sich mein Hobbybiologe nicht mehr zu sein, als er mir – kaum dass die zwei von ihrem kleinen Ausflug wieder zurück waren – alles berichtete. Statt auf die ortsansässigen Heilpflanzen, die irgendwie alle verdächtig ähnlich aussahen, würden wir wohl auch in Zukunft bei Bedarf lieber auf unsere bewährte Reiseapotheke zurückgreifen.

Herausfordernd und mit stolzgeschwellter Brust schielte ich zwischen meiner fertig geflochtenen kleinen Matte und Torsten hin und her.
„Was soll das denn sein?“ verstand er mich fast richtig. „Ein Untersetzer für die Zimmerpflanzen?“
Grummel.
„Komm, wir gehen uns waschen. Und dann wird es schon bald Zeit zu kochen, meine kleine Küchen-Mamsel!“
Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Während ich mir die Finger beim Flechten verbogen hatte, war ich auf die Idee gekommen, bei der erstbesten Gelegenheit im Río Sepahua Tauchen zu gehen. Ich ließ mein Kunstwerk auf der Erde liegen, kramte die Schwimmbrille und ein Handtuch heraus und rutschte hinunter ans Ufer.
Torsten war schon bis zum Hals in der gelblichen Brühe eines kleinen Zuflusses verschwunden, als ich mit der Brille bewaffnet ebenfalls rein sprang. Nicht dass das Ding schon einmal unverzichtbar gewesen wäre! Aber wir wussten ja nie vorher, ob wir vielleicht doch irgendwann mal nach unserem Gepäck tauchen mussten. Dann würde sie Gold wert sein, jetzt machte sie einfach nur Spaß.
Wir planschten wie die Flussdelfine in dem Bach, den wir von vor zwei Jahren noch als knöcheltiefes Rinnsal in Erinnerung hatten.
„Ich guck mal, wie tief der Sepahua ist!“, rief ich Torsten zu und schwamm in den Hauptstrom. Sofort wurde ich wie von Geisterhand mitgerissen.
„Holla, hier geht die Post ab!“, lachte ich prustend, reckte meinen Hintern in die Höhe und versuchte, auf den Grund des Flusses zu tauchen.
Wasser spuckend kam ich zurück an die Oberfläche und schwamm was das Zeug hielt gegen den Strom zurück zu Torsten.
„Bestimmt drei Meter!“, japste ich. „Bin gespannt, wie wir bei dem Wasserstand mit unserem Boot über die Stromschnellen kommen wollen. Aussteigen und rüber ziehen wird wohl nichts!“
„Ach, das geht schon“, meinte Torsten verdächtig gleichgültig. Aber dann glitzerten seine Augen plötzlich.
„Nimm mal!“ Er drückte mir die Schwimmbrille in die Hand, die er bis eben noch ausführlich getestet hatte. „Kannst du dich noch an die ganzen Kaimane hier im Fluss erinnern? Und an die dicken Riesenfische? Dann setz mal die Brille auf und guck, was du unter Wasser so findest. Hab ich eben auch gemacht, ist genial!“
Ich zog mir das Silikonband über den Kopf, holte tief Luft und tauchte ab. Kaimane und Riesenfische! Klar schwammen die hier drin rum, aber die würde man doch rechtzeitig bemerken, oder? Zum Test hielt ich mir den Arm gestreckt vor die Augen und versuchte krampfhaft, meine Hand zu erkennen. Nichts. Nichts als undurchdringliches Gelb umwaberte mich. Langsam bewegte ich die

Hand auf meine Augen zu. Der Arm war bereits halb gebeugt und ich erkannte immer noch nichts. Aber da musste sie doch sein! Keine dreißig Zentimeter vor meinen Augen befand sich meine Hand, aber ich sah sie nicht.
Mit aufsteigender Panik begann ich an meiner Wahrnehmung zu zweifeln. Es konnten jetzt keine zehn Zentimeter mehr sein, dass die Finger vor meiner Nase zappelten und ich konnte sie immer noch nicht erkennen. Jetzt! Ein Schatten! Und schon donnerte eine ganze Hand etwas zu hastig auf meine Nase.
Mein Gott, war das gruselig! Kaimane und Riesenfische! Das war zu viel, ich musste raus hier!

Torsten:
Nach einem leckeren Abendessen, das Anke aus den Schätzen unserer prall gefüllten Vorratssäcke gezaubert hatte, stand sie irgendwann auf. Sie ging in die Hütte und kam geheimnisvoll mit ihrer Mundharmonika zurück, um einiges darauf zum Besten zu geben.
„Kann ich auch versuchen?“, bat Hermando sie mit glänzenden Augen. Dann nahm er die kleine Harmonika zwischen die Zähne und legte los. Der hatte es echt drauf und wir einen lustigen Abend.
Der nächste Tag begann fantastisch. Ich stand neben der INRENA-Station und schaute auf den Fluss hinunter. Der dicke Morgennebel stieg daraus empor, als würde das Wasser kochen. Über Nacht war der Strom dieses Mal mächtig gesunken und schwappte schon etwas gemächlicher auf den Ufersand.
Wir saßen gerade alle drei bei einem gemütlichen Abschiedsfrühstück und wollten dabei den Festschmaus von gestern Abend endgültig vertilgen, als plötzlich der „Flintenklauer“ vorbeischaute. Er kam ganz langsam aus dem Wald, pfiff leise vor sich und grinste dabei so unschuldig wie eine Katze mit lauter Federn im Maul. Dieses Mal hatte er eine große Waldschildkröte unter dem Arm und die Flinte auf dem Rücken.
Als ob es die normalste Sache der Welt wäre, setzte er sich ans Feuer und kicherte verlegen. Hermando warf ihm den Seitenblick eines Henkers zu, sagte aber überhaupt nichts, sondern gab ihm einen vollen Teller in die Hand. Auch wir äußerten uns nicht weiter zu der Vermutung, dass der Typ von irgend jemanden die Knarre geklaut hatte. Jetzt schaufelte er sich stumm das Frühstück rein, stand wie gestern einfach auf, packte seinen Kram und verschwand wie eine Luftspieglung wieder im Wald. Einfach so.

Warum der Dschungel auch Regenwald heißt

Torsten:
Die Sonne buk Muster in den Schlamm vor der INRENA-Station. Voller Elan schleppten wir nach dem Frühstück unsere Ausrüstung hinunter, luden das Kanu voll und legten ab. Hermando winkte uns melancholisch hinterher.
Nur langsam kamen wir vorwärts, doch momentan machte uns das erstmal nicht viel aus. Wir waren voller Tatendrang nach all den „Sitztagen".
„Hast du schon 'ne Sandbank gesehen?", fragte Anke nach knapp zwei Stunden.
„Nee, nicht wirklich." Der Fluss rauschte uns entgegen. Einen guten Schlafplatz zu finden, würde unser Tagesthema sein. Immer wieder spähten wir die Ufer ab. Noch war die Zeit für den Campbau nicht ran, aber wer wusste denn, ob nicht wirklich noch alles überschwemmt war. Ab und an rumpelte es über uns. Es war grau und windig geworden. Doch glücklicherweise regnete es noch nicht.
Am späten Nachmittag entdeckten wir am Ufer eine Stelle, die einladend genug aussah, um dort zu campen. Und die kam gerade richtig. Es rumpelte nicht mehr, sondern es schüttete. Hart aber herzlich klatschte der Regen hinunter. Anke baute wie immer das Zelt auf und ich befestigte unser Kanu hochwasserfest an diversen Ästen. Als der erste Regenguss nachließ, bekam ich trotz der Nässe ein Kochfeuer in Gang.
„Unser erster Abend im Wald", freute sich Anke und schob sich einen Löffel Suppe hinter die Kiemen.
„Muss man sich erstmal daran gewöhnen, was?", fragte ich daraufhin und grinste. Wir saßen im trockenen Zelt und genossen endlich unsere neue „Freiheit".
Nach dem Essen probierte ich die Flinte aus. Das Ding machte einen Heidenlärm und schien anstandslos zu funktionieren. Sie war besser, als der olle Schießprügel vom letzten Mal. Ich ballerte auf einen Baum, der knapp zwanzig Meter hinter uns auf einem Hügel stand.
„Ein Probeschuss reicht", meinte ich und schmiss die leere Patronenhülse ins Feuer. „Willst du auch probieren?"
„Nee, lass mal", winkte Anke ab. „Wer weiß, wofür wir die Munition noch brauchen."

*

Am nächsten Morgen versteckte sich die Sonne hinter dunklen Wolken. Wasser tropfte von den Bäumen, Papageien schimpften am Himmel und der

Fluss gurgelte kampfeslustig vor sich hin. Ich blickte gähnend in der Gegend umher und behielt den Mund gleich offen, als sich mein Blick auf den Hügel hinter unserem Zelt focussierte. Wo war der Baum hin, dem ich gestern eine Ladung Schrot verpasst hatte? Dem hatte letzte Nacht wahrscheinlich der Gewitterregen so zugesetzt, dass er umgekracht war und seine Krone beinah unser Zelt getroffen hätte. Und wir hatten nichts davon mitbekommen. Nach unserem ersten Tag auf dem Fluss mussten wir reglos wie Treibgut im Zelt gelegen und tief und fest geschlafen haben.
„Wahrscheinlich hätten uns heute Nacht irgendwelche Fuzzis hier einpacken und nach Timbuktu verschicken können, ohne das wir wachgeworden wären", lästerten wir beim dürftigen Frühstück über unsere Sorglosigkeit.
Ein *peque-peque* knatterte flussabwärts an unserem Camp vorbei. Die Männer darin hockten unter einer blauen Plastikplane und schauten ausdruckslos an meinem zum Gruß erhobenen Daumen vorbei. „Dann halt nicht, ihr Pfeifen", murmelte ich über ihre Unhöflichkeit, die eigentlich nicht üblich war. In der Regel wurde sich auf dem Fluss gegrüßt und meistens nach dem Wohin und Woher gefragt.
So gegen neun Uhr hatten wir all unser Gepäck regensicher im Kanu verstaut und nahmen unseren zweiten „Flusstag" in Angriff. Trotz des Regens war der Sepahua nicht nennenswert gestiegen. Doch die Strömung war stark genug, um uns nur mit der Geschwindigkeit einer Wasserschildkröte auf ihm bewegen zu können. Die inneren Ufer, wo die sanfte Rückströmung uns schneller vorwärtskommen lassen könnte, war von Büschen versperrt, deren Äste die Wasseroberfläche peitschten. Wir mussten ziemlich weit vom Innenufer entfernt bleiben, was das Vorwärtskommen ein wenig ... nun ja ... gelinde ausgedrückt, verzögerte. Doch noch lächelten wir über unsere Langsamkeit, denn dieses Mal hatten wir damit gerechnet und genug Zeit eingeplant. Außerdem war doch der hohe Wasserstand ein Garant für den Erfolg, den Río Sepahua weiter als beim letzten Mal befahren zu können.
Wir bemerkten viele Holzfällerschneisen, die großen frei gehackten Pfade zum Transportieren der schweren Baumstämme, die Lücken ins klitschnasse Urwalddickicht neben uns rissen. Logischerweise war die Regenzeit der günstigste Augenblick, um das gefällte Holz hinunter nach Sepahua zu transportieren. Der Fluss führte genügend Wasser und die meist zu Flößen zusammengebunden Baumstämme kamen mühelos über die Stromschnellen. Soweit wir in Erfahrung gebracht hatten, galten die Holzfällerkonzessionen beinahe den gesamten Río Sepahua hinauf. Das sah nicht gut für „unseren" Wald aus.
Wenn wir an einer der spärlich gesäten Sandbänke vorbeikamen, fielen uns leider so gut wie keine Tierspuren ins Auge. Auch vom Singsang und Krächzen der uns vertrauten Waldvögel wie den meckernden Papageien, dem

langschnäbligen Tukan oder dem tumben Hoatzin war weit und breit nichts mehr zu hören. Nur *El loco*, unser unsichtbarer und „wahnsinnig machender" Freund, trällerte keck seine komischen Pfeiftiraden zu uns auf den Fluss. Über unseren Köpfen, hinter der bleifarbenen Wolkendecke grummelte es in regelmäßigen Abständen, als sei ein Gewitter im Anmarsch und könnte sich nicht so richtig entscheiden, ob es nun vorbeischaute oder einfach woanders lang zog.
Gegen Nachmittag bekam unser kräftezehrender Paddelrhythmus etwas Abwechslung in Gestalt mehrerer Stromschnellen.
„Alle Mann raus!", ulkte ich und steuerte das Ufer an. „Ich glaube, wir können zur Abwechslung mal ein wenig wandern." Unser vollbeladenes Boot einfach über die Stromschnellen zu zerren war undenkbar. Dafür war das Wasser zu tief und die Strömung zu stark.
„Naja, mal was anderes", sagte Anke nur und steckte ihr Paddel in den Ufersand. Wir packten das Kanu aus und schlitterten dann mit dem Gepäck auf den Schultern über die glitschigen Felsen vorbei an den Stromschnellen. Flugs buckelten wir das Kanu hinterher, luden alles wieder ein und nahmen so die nächste Stromschnelle in Angriff.
Bei Stromschnelle Nummer drei war jedoch die Sache nicht mehr ganz so einfach. Wir kamen nicht an das Ufer heran, um das Boot ausladen und über Land transportieren zu können.
„Mist, jetzt müssen wir doch schon baden." Anke schaute skeptisch auf das lehmige Wasser vor ihr. Wir hielten uns im Kanu sitzend an einigen Ästen fest, die von den Büschen am Ufer zu uns hinüberragten.
„Hm, ich teste mal, wie tief es hier ist", sagte ich, und stieg vom Boot aus ins Wasser. Das reichte mir beinah bis zu den Schultern. Der Flussgrund war glücklicherweise steinig, so dass meine Füße Halt fanden und ich mich langsam wie in Zeitlupe Stück für Stück vorwärts bewegen konnte.
„Geht's?", fragte Anke hinter mir und machte Anstalten, ebenfalls in den Fluss zu steigen.
„Naja ... urks ... ähhh", antwortete ich Wasser schluckend, da mich die Strömung gerade von den Füssen gerissen hatte. Prustend kam ich wieder an die Oberfläche. „Für 'n Zweimetermann wäre das hier super!", gurgelte ich und krallte mich am Bootsrand fest. „Warte mal lieber noch mit dem Aussteigen." Ich schnappte mir unseren langen Strick, der am Bug des Kanus befestigt war, und probierte schwimmend einige Meter vorwärts zu kommen. Das funktionierte. Keuchend erreichte ich eine flachere Stelle unterhalb der Stromschnelle. Von dort aus konnte ich unser Boot langsam zu mir heranziehen.
Anke schwang sich jetzt auch aus dem Kanu ins nur noch hüfthohe Wasser und schob unseren Kahn gegen die Strömung voran. Das Wasser sprudelte

über die Felsen und machte dabei solch einen Radau, dass wir uns kaum verständigen konnten. Während Anke heldenhaft unser Ally gegen die Strömung verteidigte, kletterte ich schwankend auf einen kleinen Felsen oberhalb der Stromschnelle, um es von dort aus hochziehen zu können.
„Schieb' mal!", brüllte ich und zerrte an dem Strick. Anke erwiderte irgendetwas und schob Wasser spuckend den dicken Kahn die Schnellen hoch.
„Astrein!", jubilierte ich nach zwanzig Minuten Plackerei und ließ triumphierend meine Blicke schon einmal in Richtung unserer nächsten Etappe mäandern.
Da sah ich ein Holzkanu, welches keine zwanzig Meter von mir entfernt an einem dicken Ast festgebunden war. Mehrere Augenpaare stierten mich an. Im Boot saßen drei junge Typen; erstarrt wie die Hirsche im Scheinwerferlicht. Anscheinend waren sie zum Angeln hier, denn mehrere dicke Angelsehnen spannten sich im gurgelnden Wasser des Flusses. Ebenfalls etwas erschreckt hob ich grüßend meinen Arm.
„*Hola, amigos!*", schrie ich herüber und versuchte mein Gleichgewicht zu halten, um nicht vom Felsen gespült zu werden. „*Qué tal?* Wie geht's?"
Doch statt zu antworten, rissen die Typen ihre Angelsehnen aus dem Wasser, einer schmiss den Motor an und noch ehe ich „Schönen Tag auch!" sagen konnte, waren sie knatternd um die nächste Flussbiegung stromaufwärts verschwunden. Ich schüttelte den Kopf und bugsierte mit Anke zusammen unser Kanu endgültig durch die Schnellen.
„Was war das denn für eine Aktion?", fragte Anke daraufhin, als wir klitschnass dem motorisierten Holzkanu hinterherschauten. „Die sahen ja so aus, als ob sie Gespenster gesehen hätten."
„Hm ...", rätselte ich und versuchte ins Boot zu steigen. „... die sahen eher so aus, als hätten sie ein schlechtes Gewissen. Warum auch immer."
Ein wenig machte uns die offensichtliche Schroffheit der drei Typen Sorgen. Wer weiß, wofür die uns hielten? Wir vermuteten, dass die Typen zu irgendeinem Holzfällercamp stromauf gehörten, was legal vielleicht nicht dort sein sollte. Das wäre weniger gut.
Grübelnd paddelten wir weiter stromauf. Drei Flussbiegungen später stießen wir plötzlich rechter Hand auf eine neu aussehende große Hütte, vor der misstrauisch unsere drei „Angelfreunde" saßen.
„*Hola! Como están?* Tach! Wie läuft's?", grölten wir zu ihnen hinüber und hoben grüßend unsere Paddel. Etwas zögernd winkten sie mit ihren Macheten zurück. Als sie sahen, dass wir keine Anstalten machten, anzuhalten, schienen sie sich zu entspannen, waren aber noch immer nicht zu einer kleinen Unterhaltung bereit. Wir machten, dass wir weiterkamen. Komische Vögel waren hier heute unterwegs!

*

Mehrere Tage waren seit unserer Abreise von der INRENA-Station vergangen. All die Zeit hatte sich die Sonne eher selten blicken lassen. Der Himmel tagsüber erinnerte an eine graue Arbeitssocke. Ab und an stäubte feiner Nieselregen aus ihm hinab. Es war warm und schwül. Die Gegend um uns herum war mit Wasser vollgesogen wie ein gigantischer Schwamm und die Feuchtigkeit der Luft drang in jegliche Poren. Nicht nur in unsere, sondern auch in jede Faser unserer Ausrüstung. Die Schlafsäcke begannen eigenartig zu riechen – von unseren Klamotten mal ganz abgesehen. Zum Glück hatten wir eh nicht viel an, da wir am Tage nun ständig aus dem Boot hinaus ins Wasser mussten, um das Kanu stromauf bewegen zu können. Es grollte oft wie Geschützfeuer über unseren Köpfen und es schien, als verfolgte uns seit Tagen klammheimlich ein Gewitter, das sich geschickt hinter der Wolkendecke verschanzte, um nur auf den richtigen Augenblick zu warten, uns überfallen zu können. Manchmal kam es näher heran, ohne sich richtig zu erkennen zu geben, und manchmal schien es die Lust verloren zu haben, uns ständig auf den Keks zu gehen.

Durch den dichten Wald um uns herum beschränkte sich unser Sichthorizont leider nur immer auf die nächste Flussbiegung vor, beziehungsweise hinter uns. Wahrscheinlich hätten wir bei etwas freierer Sicht großartige Blitze in der Entfernung beobachten können.

Am Mittag legten wir auf einer relativ großen und hohen Sandbank an. Hier hatten wir schon einmal gecampt. Und zwar vor zwei Jahren, nachdem wir den Hoatzin vom Baum geschossen hatten, um uns an ihm hungrig zu essen. Wir zogen unser Boot halb an Land und streckten die Glieder. Bis jetzt lagen wir eigentlich ganz gut im Zeitplan – wenn wir bedachten, dass wir mit weniger als lächerlichen zwei Kilometern pro Stunde vorankamen! Während Anke nach einem Mittagssnack kramte, brachte ich den Spritkocher in Gang. Die Luft um uns herum, feucht und schwer, schien zu knistern und randvoll mit Elektrizität zu sein.

„Irgendetwas stimmt hier mit dem Wetter nicht“, meinte ich zu Anke, die sich nun neben mich in den Sand setzte.

„Da kannst du drauf wetten“, sagte sie und öffnete den Beutel mit dem Kaffee. „Das rumpelt nun schon seit beinah fünf Tagen, ohne dass etwas Sensationelles passiert. Als ob sich ein Gewitter langsam staut, um dann ordentlich Krach machen zu können.“ Sie ließ etwas Kaffee in unsere Blechtassen rieseln und schaute sich skeptisch um. „Kein Piepser weit und breit, kein Lufthauch, kein Regen, keine Sonne, nichts“, stellte sie fest.

Ich nickte, stellte einen Pott Wasser auf den zischenden Kocher und ließ mich wieder in den Sand plumpsen. Schweigend betrachtete ich mir die Sandbank.

„Vielleicht sollten wir sicherheitshalber hier bleiben, Feierabend machen für heute und uns ein ordentliches Camp bauen.“ Ich blickte zu Anke. „Irgendwann wird das hier gewaltig scheppern und wer weiß, ob wir dann rechtzeitig eine gute Stelle zum Lagerbau finden.“
Die nickte. „Hm, das ist vielleicht nicht die schlechteste Idee. Ich meine das war ja schon die letzten Tage so komisch. Ich glaube, heute scheppert es richtig. Meinste nicht?“
Ich zuckte mit den Schultern. „Keine Ahnung. Ich habe da so ein Gefühl.“
Anke stimmte mir zu. „Finde ich auch. Lass uns hierbleiben.“
Wir tranken also gemütlich erstmal unseren Mittagskaffee und dann baute Anke ganz entspannt unser Zelt auf. Dicht an der Waldkante und ziemlich weit oberhalb des sandigen Flussufers. Ich hatte vorher bereits mit der Machete eine Art Treppe ins Ufer gehauen, um unsere Ausrüstung bequemer nach oben bringen zu können. Jetzt stromerte ich am Ufer entlang, um genügend Feuerholz zu schlagen. Vorsichtig stocherte ich mit der Machete in einem Treibholzhaufen herum, in der Hoffnung, darin einigermaßen verwendbares Feuerholz zu finden – und keine Spinnen oder ganze Ameisenarmeen. Der Fluss neben mir glich trotz seiner Strömung einem glatten Spiegel. Und in diesem Spiegel sah der Himmel immer noch grau aus. Oder war er nicht doch schon dunkelgrau? Die Moleküle der schwülen, schweren Luft rieben sich knisternd gegeneinander. Dumpfes Grollen drang durch die fetten Wolken am Himmel. Von fern war ein Rauschen zu hören, welches schnell näher kam. Es war ein kühlendes Lüftchen, dass Wellen auf den Fluss zauberte und den Ufersand aufwirbelte.
„Komm ins Stoffhaus!“, juchzte Anke von Weitem und fuchtelte mit den Armen. „Ich glaube, jetzt geht es los!“
Ich drehte der ankommenden Luft den Rücken zu, ließ Treibholz Treibholz sein und verschwand zu Anke ins Zelt. Wir legten uns auf den Bauch, hielten die Köpfe an die Luft, grinsten und freuten uns wie die kleinen Kinder, dass wir hier geblieben waren.

Die große Flut

Torsten:
Der Wind ließ den Wald rings um uns rauschen. Es krachte so laut, als ob in unmittelbarer Nähe ein Stück vom Himmel in den Urwald gedonnert wäre. Nach fünf Minuten war der Spuk jedoch vorbei. Es hatte weder geregnet, noch hatten wir irgendwelche Blitze wahrgenommen. Der Fluss gluckste vor sich hin, einige Blätter raschelten noch geheimnisvoll und irgendwo im Wald pfiff jetzt der *loco* seine immer gleiche Litanei. Die Atmosphäre schien aber in einem Zustand zu sein, dass man eine Glühlampe nur in der Hand zu halten brauchte, um diese zum Leuchten zu bringen.
Ich ging wieder zu meinem Treibholzhaufen und schleppte einiges an Holz herbei, während Anke den Versuch unternahm, unsere Schlafsäcke irgendwie geruchsunintensiver zu machen, indem sie diese an die Luft hängte.
Gegen fünf Uhr steckte ich uns ein quiemendes Abendbrotfeuer an. Die Luft war so schwer, dass sich der Qualm des Feuers beinah in den Sand verkroch, statt vernünftig in den Himmel zu entweichen. Und dann fielen endlich die erlösenden Regentropfen. Sie spritzten aus der grauen Wolkendecke wie aus einer geplatzten Wasserbombe. Binnen Sekunden war unser Feuer gelöscht. Wir lagen im Zelt und verstanden kaum unser eigenes Wort, so droschen die Wassermassen auf das dichte Nylondach unserer Behausung. Jetzt schepperte es und die Blitze versteckten sich nicht mehr hinterm Horizont. Die hatten wir nun direkt vor der Haustür. Doch auch das endlich entfesselte Gewitter gab nur ein kurzes Gastspiel. Binnen einer halben Stunde zeugte bloß noch der tropfende Wald rings um uns herum vom Auftritt des Gewittergottes. Die Luft war deutlich kühler und die gefiederten Waldbewohner erlangten ihre Stimmen wieder. Scheinbar war das Unwetter überstanden.
„Tropengewitter hatte ich eigentlich anders in Erinnerung“, lästerte ich ein wenig überheblich und schob mich aus dem Zelt, um nach dem Feuer zu sehen. „Das war ja nun mal nur ’n Kindergeburtstag.“ Die Wolkendecke über uns wurde vom Wind zerfetzt und öffnete sich gerade genug für einige Sonnenstrahlen, die den Urwald dampfen ließen. An unserem Feuer qualmte nichts mehr. Ich sparte mir die Mühe, das pitschnasse Holz zum Brennen zu bringen und nahm stattdessen unseren Spritkocher zum Nudelkochen. Das verstieß zwar gegen unsere Abmachung nur im Notfall auf dem Kocher ein ganzes Abendessen zu fabrizieren aber ... nun ja.
Später regnete es noch einmal. Aber mehr als das andauernde Getröpfel, das wir jeden Tag hatten, wurde es auch diesmal nicht. Beruhigt lagen wir im trockenen Zelt, lauschten den Regentropfen und dösten dem nächsten Tag entgegen.
Anke:

Ich riss die Augen auf und kratzte völlig irre an meinen zerstochenen Beinen herum. Wieso musste ich denn immer wieder sogar nachts davon aufwachen? Reichte es nicht, dass mich diese verdammten Insektenstiche schon tagsüber in den Wahnsinn trieben!
Aber eben gerade juckten nicht nur die Stiche, oder? Etwas krabbelte an meiner linken Wade empor. Na warte, jetzt krieg ich dich, du blöder Floh! Seit der INRENA Station hatte sich das Mistvieh schon kreuz und quer über meinen Körper gebissen. Ich tastete nach der Stirnlampe, stülpte sie mir über den Kopf, blendete damit in Richtung des blutsaugenden Parasiten und riss den Schlafsack weg. Meine Beine strahlten im fahlen Licht der kleinen Leuchtdioden, vom Floh nichts zu sehen. Auch nicht im Schlafsack.
Entnervt knipste ich die Lampe aus, verstaute sie wieder an ihrem Stammplatz neben meinem Buch und ließ mich auf die Isomatte knallen. Wenn ich doch nur schlafen könnte!
Die Geräusche von draußen sickerten träge durch die Finsternis im Zelt und ich dämmerte langsam wieder weg. Der Wind rauschte gemütlich durch die Blätter, ein paar vereinzelte Frösche quakten den Mond an, der Sepahua plätscherte vor sich hin. Der Sepahua plätscherte! Alle Sinne plötzlich auf Hundert starrte ich Löcher in die Finsternis. Der Sepahua plätscherte richtig laut! Viel lauter als sonst! Waren das Paddelschläge von einem Boot? Nein, zu ungleichmäßig. Und vor allem immer noch auf derselben Stelle. Irgendein großes Tier, das den Fluss durchquerte? Ein Tapir vielleicht oder ein Hirsch. Ein paar Atemzüge später dasselbe Plätschern und Rauschen. Also falls eine ganze Tapirherde auf unser Zelt zu walzte, wollte ich sie sehen, wenn es etwas anderes war, musste ich es sehen!
Sicherheitshalber wickelte ich mich in meinen Sarong und schälte mich vorsichtig aus dem Zelt. Der Mond steckte wie üblich hinter den Wolken fest, trotzdem reichte der verschwommene helle Fleck aus, den Fluss bis zur nächsten Biegung zu beleuchten. Barfüßig tapste ich durch den Sand zu unserem Boot und lief dann immer munterer werdend am Ufer hin und her. Hier kam niemand durch den Fluss geschwommen, schon gar keine Tapirherde. Die Strömung war es, die inzwischen verdächtige Wellen schlug! Sie hatte so stark zugenommen, dass ich bereits im Dunkeln die ersten großen Baumstämme flussab schwemmen sah. Und mit welcher Geschwindigkeit!
Ich schielte zum Mond hoch. Es musste noch vor Mitternacht sein, allzu weit hatte er sich noch nicht über die Baumkronen erhoben. Das bedeutete, dass das Wasser in den letzten drei Stunden gut einen halben Meter gestiegen war! Noch eine Stunde länger, und all unser Gepäck samt Boot würde einfach so weg gespült! Wir mussten dringend umlagern!

„Torsten!“ Wieder im Zelt räumte ich den wuscheligen Kopf aus einem Knäuel aus Jacke und Schlafsack frei und flüsterte leise in sein Ohr. „Wach auf, du musst mal kurz mit raus kommen!“
Schläfriges Grunzen.
„Wach doch bitte auf, es ist wichtig!“ Aber mehr als ein unwilliges Knurren war auch dieses Mal nicht zu kriegen. So viel zu gesundem Schlaf im Urwald.
„Torsten!“ Ich wurde etwas lauter und vergrößerte sicherheitshalber den Abstand zwischen uns. Meinen Freund im Zelt plötzlich aus dem Tiefschlaf zu reißen, barg gewisse Risiken. Auf keinen Fall wollte ich mit ihm zusammenknallen, wenn er urplötzlich aufschreckte. Aber es nützte nichts, ich musste ihn wach kriegen. Allein schaffte ich es nicht, unser Boot umzulagern.
„Wach auf!“, rief ich jetzt und riss an Torstens Arm herum, als wollte ich Früchte von einem Baum schütteln.
„Was? Was ist los?“ Noch während er in die Senkrechte schnipste, hatte er schon nach der Flinte gegriffen, die immer neben im lag. Jetzt saß er mit dem Schießprügel im Anschlag neben mir und versuchte sich mit aufgerissenen Augen zu orientieren.
Ich musste lachen.
„Schon gut, es ist nichts passiert. Ich hab dich nur nicht wach gekriegt.“
„Was? Wieso?“ Ich nahm Torsten sicherheitshalber das Gewehr aus der Hand.
„Du musst mir mal bitte helfen, das Boot und das Gepäck umzulagern. Die große Flut kommt gerade.“
Eine halbe Stunde später lagen wir wieder im Zelt, das dicke Ally und all unsere Säcke direkt neben uns verstaut.
„Das sollte erst mal sicher sein“, sagte ich und wurde langsam schläfrig.
„Ja klar, wenn das Steilufer, auf dem wir hier sitzen nicht abbröckelt und uns der schiefe Balsabaum hinter dem Zelt nicht auf den Kopf fällt!“

Torsten:
Fünf Stunden später grölte ein pelziger Wicht seine Morgenmeinung in die neblige Landschaft. Ein Brüllaffe schien direkt neben uns seine Tagesaufgabe in Angriff zu nehmen, indem er seine Stimmbänder vom Rost der verregneten Nacht befreite und uns damit ziemlich lautstark aus dem Schlaf riss.
Zuerst klang es ja noch wie ein Sturmwind, doch dann kamen gewisse Feinheiten ins Spiel. Der Affe bereitete sich Stück für Stück auf seinen großen Auftritt vor. Er stieß zunächst lange, raue, vibrierende Atemzüge aus und atmete dann fast genauso kraftvoll wieder ein. Nach ungefähr zehn gefühlten Asthmaanfällen setzte er zu einem Crescendo an, das in einem lang

gezogenen Brüllen endete und uns endgültig wach machte. Daraufhin zog es der „Brüller“ vor, weiterzuziehen.
Zerknautscht freuten wir uns über unseren neuen Wecker und lauschten seinem neuerlichen Röhren, bis es kaum noch zu hören war. Erst dann schlich ich nach draußen, um einen Blick auf den Fluss zu werfen.
„Wie sieht’s aus?“, murmelte Anke aus ihrem Schlafsack heraus mir nach. Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen und riskierte einen Blick links neben uns. Da war kein Wasser mehr. So schnell es während der Nacht gekommen war, so schnell schien es auch wieder abgeflossen zu sein. Das Sandufer sah aus wie geharkt.
„Sieht gut aus, mein Herz!“, rief ich dem Zelt zu und rutschte auf dem nassen Sand hinunter zum Ufer. Die Wassermassen hatten einen beträchtlichen Teil der Sandbank weggespült und rauschten jetzt erschreckend hastig an mir vorbei. Unser Strand war nur noch halb so groß. Ab und zu kamen gewaltige Mengen Holz mit dem Wasser hinab getrieben und krachten an das gegenüberliegende Felsufer.
„Junge Junge“, Anke war mir nachgekommen und schob sich ihre zerzausten Haare aus dem Gesicht. „Das ist der Hammer, wie schnell der Fluss noch ist. Und wie fix das Wasser hier steigt und auch sinkt.“ Sie kratzte an ihren Sandfliegenbissen herum. „Das Vorwärtskommen heute können wir wohl vergessen“, stellte sie nüchtern fest. „Dagegen anzupaddeln schaffen wir im Leben nicht!“
Das sah ich ähnlich. Bis die Strömung sich beruhigt hatte, saßen wir hier erst mal fest. Aber wo zum Henker war heute Nacht das ganze Wasser hergekommen? Unvorstellbar wie viel Millionen Liter Wasser notwendig waren, um den gestern Mittag noch hüfttiefen Sepahua über Nacht auf über drei Meter Wasserstand anschwellen zu lassen. Und dass er tatsächlich auf dieser Höhe war und wir nicht alles nur geträumt hatten, bewies das frische Treibholz. Das klemmte nämlich in den Baumkronen am gegenüberliegenden Ufer.
„Als ob ein Damm oberhalb gebrochen wäre“, staunte ich fassungslos und betrachtete geistesabwesend einen fast drei Meter langen Stamm, der dort drüben gefährlich auf ein paar dünnen Ästen hin- und herwippte. „Durch das bisschen Regen von gestern kann ja wohl schlecht solch ein Gau entstanden sein, oder?
Aber wir wussten beide nur zu gut, dass es oberhalb des Sepahua keinen Staudamm gab. Auch die nächsten ernst zu nehmenden Berge, die bei Regen schnell mal Sturzfluten im Tiefland produzieren konnten, waren weit entfernt von unserem Fluss. Also wo kam das Wasser her? Und wo war es hin?
Grübelnd suchte ich mir einen Knüppel und steckte ihn als Markierung an die Wasserkante. Dieses eigenartige Phänomen musste unbedingt im Auge

behalten werden. Außerdem, wenn die Veränderungen so rasant weitergingen, würden wir heute ja vielleicht doch noch weiter ziehen können. Feixend darüber, gestern auf unser Bauchgefühl gehört zu haben und hier geblieben zu sein, machten wir Frühstück. Doch die Morgensonne verschwand so schnell, dass wir kaum Zeit hatten, sie zu begrüßen. Ein betongrauer Himmel stahl ihr schon wieder die Show und begrub all unsere Hoffnungen tonnenschwer unter sich.
Schicksalsergeben wühlte Anke nach ihrer Mundharmonika und ich beschloss, in den Wald zu gehen. Vielleicht fand ich ja eine Quelle, aus der wir sauberes Trinkwasser kriegen könnten? Das Flusswasser, das uns bisher eigentlich immer zum Kaffeekochen gereicht hatte, erinnerte jetzt eher an Karamellsoße. Nur dass es leider nicht so schmeckte.

*

Der Weg in den Urwald war relativ einfach. Ich hatte Glück, dass hier nur wenig Bambus und Gestrüpp die Ufer säumten und ich deshalb kaum Probleme hatte, den Primärwald zu erreichen. Erstaunt blieb ich vor einem gigantischen Spinnennetz stehen und suchte mit Blicken nach der fleißigen Oberspinne. In solch einem Netz würden sich bestimmt sogar Vögel verheddern. Mit der Machetenspitze zupfte ich an den stabilen Fäden herum, um zu sehen, ob die olle Spinne sich sehen ließ. Aber scheinbar stand sie nicht auf schnöde Machetenspitzen.
Der Wald ließ mich an ein großes, grünes Gewölbe denken, welches alle Geräusche von außen zu schlucken schien, und nur seine wenigen eigenen Laute zuließ. Ankes Mundharmonikasoli waren verstummt, ebenfalls das Rauschen des Río Sepahua. Dafür plätscherte und rieselte Regenwasser von den nassen Blättern, ab und zu piepste ein Vogel und summten einige Insekten. Ansonsten war es still. Ich freute mich, hier ein wenig herumzustrolchen. Vor allem machte sich die Hoffnung in mir breit, bei unserer diesjährigen Überlandpassage am oberen Flusslauf auch auf solch eine Stelle zu stoßen, die wir gut begehen konnten.
Nach etwa einer halben Stunde suchte ich wieder den Weg zurück zum Fluss. Eine Quelle hatte ich nicht gefunden, aber da es jeden Augenblick zu pladdern schien, würden wir halt frisches Regenwasser zum Trinken nehmen. Hinzu hatte ich mir meinen Weg mit Machetenspuren in den Baumstämmen markiert, so dass ich also dem gleichen Pfad zurückfolgen konnte. Nur noch der letzte kleine Absatz, ein beherzter Sprung und ... zack! Ich landete mit ganzem Einsatz in dem schönen, großen und vor allem stabilen Spinnetz, dass ich vorhin so bewundert hatte. Was wahrscheinlich für beide Parteien – die Spinne und mich – gleichermaßen unangenehm war. Ich fuchtelte erschreckt mit allen meinen Extremitäten umher und gab ein „ÄHHH- und IHHH-

Singsang“ von mir, dass ein heimlicher Beobachter denken musste, ich wäre von einem schrecklichen Walddämon besessen oder hatte einfach nicht mehr alle Nadeln an der Tanne. Als ich mich wieder beruhigt und das erstaunlich zähe Netz aus meinem Gesicht entfernt hatte, sah ich mich um, um mich zu vergewissern, dass Anke diese Aktion eben nicht gesehen hatte. Die hätte mit Sicherheit vor Lachen ihre Mundharmonika verschluckt.
Unschuldig pfeifend schlenderte ich am Ufer entlang zurück zum Camp und zupfte mir dabei die letzten Reste Spinnetz aus den Haaren. Nicht dass ich noch aussah wie eine Mumie oder so ...
Anke lag im Zelt und las. „Na? Wie war’s?“, fragte sie und sah auf.
„Nicht schlecht“, antwortete ich und berichtete ihr von dem lichten Primärwald. Dass ich mit Riesenspinnen gerungen hatte, erzählte ich auch. Nur nichts von meinem bestürzten Indianertanz dabei.
Wir stellten unsere Töpfe „regenwasserauffangbereit“ unter die Zeltwände und warteten auf den nächsten Wasserguss von oben. Und der kam wie auf Kommando; dieses Mal ein echter Tropenregen, der so schnell nicht wieder aufhörte. Zwischendurch blitzte und donnerte es heftig. Misstrauisch behielten wir unseren „Wasserstandsknüppel“ im Auge. Und der Wasserstand verhielt sich merkwürdig. Trotz des Dauerregens sank der Pegel sogar etwas! Aber nicht lange, denn daraufhin begann er kontinuierlich und mit beängstigender Geschwindigkeit zu steigen.

*

„Das ist doch irre“, meinte ich am nächsten Morgen und starrte auf den rauschenden Strom vor meiner Nase.
„Dann können wir den heutigen Tag wohl auch knicken. Bei der Strömung kommen wir nicht mal um die Ecke.“
Langsam wurde es hier auf der hohen Sandbank langweilig. Hatte ich nicht vorgestern über Tropengewitter gelästert? Jetzt stoppte uns die Gewitterfront und nagelte uns fest. Und am grauen Morgenhimmel rumpelte es schon wieder.
„Kann hier nicht mal jemand einen Sonnentanz aufführen?“, griente mich Anke halbherzig an, ihren Blick zur Wolkendecke gewandt, die unserer Umgebung die Farbe nahm. Wir kamen uns beinah vor wie in einem Schwarz-Weiß Film. Und schon folgte ein Platzregen, der uns zurück ins Zelt flüchten ließ.

Anke:

12. 4., 16.30 Uhr

Den dritten Tag mit Gewitter, 300 Seiten lesen und Beine blutig kratzen verbracht.

Wie aufregend!

18.17 Uhr
Mist, wir sind gerade mit Zelt und allem anderen auf den höchsten Fleck der Sandbank umgezogen. Das Wasser ist im Laufe des späten Nachmittags um gut einen Meter gestiegen. Es regnet übrigens weiter, nur mal so nebenbei. Noch ein paar Minuten und unser alter Campplatz – stimmt gar nicht, es ist schon so weit – steht unter Wasser. Die nächsthöhere Alternative ist dann der Wald.

18.31 Uhr
Sieht ganz schlecht aus. Nachtwache! Gott im Himmel, lass es aufhören zu regnen!

18.51 Uhr
Jetzt sitzen wir hier auf gepackten Koffern und warten auf die Flut. Das wird 'ne lange Nacht!

20.36 Uhr
Ich hab 'n Held!
Jetzt sitzen wir nämlich hier ganz oben im Wald (IM ZELT!!!) und sind trocken und unsere Klamotten sind hier auch, und das Boot. Die Sandbank, auf der wir bis eben noch waren, versinkt wie das alte Camp heute Nachmittag gerade in den reißenden Fluten.
Keine Übertreibung!

Torsten:
Ich war vor einer Stunde mit der Machete in den Regen gesprungen und die Böschung hochgeklettert, um dort wie ein Berserker eine Schneise in das dichte Ufergestrüpp hinter uns zu hacken. Während ich schnaufte und hieb, was das Zeug hielt, hatte Anke in aller Eile unsere Klamotten zusammengepackt.
„Scheiße! Schau dir den Fluss an", ächzte sie hinter mir. Unser vorheriger Campplatz stand bereits unter Wasser. Wir hatten das Zelt und das Kanu noch circa acht Meter höher hinaufgebracht. Und diese acht Meter waren ziemlich steil. Also falls wir hier nicht in Sicherheit vor den reißenden Fluten wären, dann gute Nacht. Eng gequetscht stand das klitschnasse Zelt jetzt unter den dichten Blättern. Das Kanu und die Ausrüstung lagen daneben. Und dann warteten wir in der Dunkelheit. Ab und an blitzte es. Der Fluss machte einen Heidenlärm und wir hofften auf die Gnade der Wassergeister.

Der Sepahua hatte die Waldkante erreicht. Wo noch vor einer halben Stunde unser Zelt gestanden hatte, überschlugen sich jetzt die schlammigen Wassermassen. Aber hier oben fühlten wir uns einigermaßen sicher, denn als der Regen und das Gewitter endlich nachließ, schliefen wir einfach ein.

*

Der nächste Morgen begann wie die anderen drei davor auch: Wir stülpten uns neugierig aus dem Zelt, um nach dem Zustand des Flusses zu schauen. Der machte einen gewaltigen Lärm, war aber wieder abgeschwollen. Wir konnten sehen, dass das Wasser über Nacht noch ordentlich gestiegen war. Treibholz lag auf unserem ehemaligen Campplatz und hing im Ufergestrüpp. Einige wirklich dicke Stämme, gesägte Stämme, rumsten gegen die Felsen am gegenüberliegenden Ufer und wurden gleich darauf weiter flussabwärts gerissen. Irgendwo vor uns musste sich wohl ein Holzfällercamp befunden haben, dessen Ausbeute nun herrenlos den Fluss hinab schoss.
Doch im Gegensatz zu sonst, bahnte sich heute Morgen die Sonne selbstbewusst ihren Weg. Wie eine halbierte Frucht stieg sie am Horizont hinter dem Wald auf und wanderte Richtung Zenit. Wir wussten plötzlich, dass die Gewittertage vorbei waren. Große bunte Aras flogen in Dreiergruppen laut meckernd über unsere Köpfe, der Wald belebte sich wieder.
Aber auch heute konnten wir noch nicht paddeln. Unmöglich bei der Strömung und dem Treibholz! Uns blieb nichts anderes übrig, als es gelassen zu nehmen und den Tag zu nutzen, unsere Ausrüstung endlich mal zu trocknen. Das war ja auch nicht schlecht.

Flussfieber

Torsten:
Wie erwartet machte es uns die Strömung nicht leicht, weiterzukommen. Aber wir waren froh, endlich die „Flutsandbank“ räumen zu können und weiter zu paddeln.
Seit wir die INRENA-Station verlassen hatten, waren erst elf Tage vergangen und wir noch weit von unserem Ziel entfernt. Das Wetter probierte immer mal wieder seine Launen an uns aus. Mal ließ es die Sonne einen flüchtigen Blick auf uns werfen, mal schickte es eine warme Regendusche, wobei die Duschen in der Mehrzahl waren. Die Umgebung schien fast nicht mehr zu wissen, wohin mit all der Feuchtigkeit. Also bekamen wir einen gehörigen Teil davon ab. Wir hatten das Gefühl, langsam aber sicher aufzuweichen oder zu Amphibienmenschen zu mutieren. Nässe – überall Nässe.
Als wir an einer schmalen Sandbank anlegten, um eine Pause zu machen, raschelte es über unseren Köpfen. Mehrere kleine Gesichter, umrahmt von weißen Bärten, blickten zu herab. Es waren junge Kapuzineraffen, die neugierig ihre Wanderung in den Bäumen über uns unterbrachen, um uns zu beobachten. Und wir beobachteten sie. Wir kamen uns vor, als spielten wir mit Kleinkindern Verstecken. Standen wir wie Denkmäler einfach nur in der Gegend herum, war es für die Affen langweilig. Nein, wir mussten uns schon etwas einfallen lassen, um sie bei Laune zu halten. Die pelzigen Faxenclowns versteckten sich hinter den dicken Bambusästen und lugten dann ganz, ganz vorsichtig um die Ecke. Schauten wir dann genau dorthin, verschwand das „Bartgesicht“ und das Spiel begann von Neuem. Wir lachten uns schlapp und schnitten den Affen dabei Grimassen, was das Zeug hielt. Aber nach einer Weile waren wir ihnen dann wohl doch ein wenig zu albern, so dass sie von dannen turnten.
Wir befanden uns jetzt kurz vor den Hütten von George Malla und seinem pfeiferauchenden Ziehsohn, die uns damals die Pfeile und den Bogen vermacht hatten. Ob sie noch dort im Urwald lebten?
„Hier war das“, stellte Anke mit einem skeptischen Blick in die Landkarte fest. Ich ließ meinen Blick über das Grün vor uns kreisen.
„Nee“, widersprach ich ihr. „Da war ein Steilufer und wir konnten die Hütten sehen.“ Ein hohes Ufer türmte sich vor uns auf. Aber das war nichts Besonderes. Hier gab es viele steile Ufer.
„Das war hier!“ Anke tippte beharrlich mit dem Finger auf die Karte. Wir versuchten, trotz der Strömung, dicht an das hohe Ufer zu kommen. Anke hatte Recht. Schließlich hatten wir vor zwei Jahren eine deutliche Markierung auf der Karte eingezeichnet. Immerhin sah es an einer Stelle so aus, als ob ein kleiner Weg durch die Uferbüsche nach oben führte.

„Warte“, sagte ich. „Ich schaue mal, wo der Pfad lang führt.“ Wir legten so gut es ging am Ufer an. Mit der Machete in der Hand versuchte ich, dem schmalen Pfad zu folgen. Aber es handelte sich nur um einen Wildpfad, der sich bald im Unterholz verlief. Falls das wirklich der Weg zu Mallas Grundstück gewesen war, wurde er schon eine Ewigkeit nicht mehr benutzt. Hier kam höchstens noch ab und an der Jaguar lang.
Ich schlitterte zurück zu Anke.
„Ich glaube, der ist umgezogen“, meinte ich. „Hier finden wir erstmal nichts mehr.“
„Hm ...“ Wir warfen beide einen weiteren Blick auf die Militärlandkarte, als wollten wir sie auswendig lernen. „War um die Ecke nicht eine weitere Hütte von ihm?“ Ankes Finger fuhr auf der Karte die blaue Linie des Flusses nach. „Lass uns nachschauen!“
Wir paddelten gespannt stromauf und stießen eine Biegung weiter tatsächlich auf mehrere Hütten. Aber auch hier schien lange Zeit keiner gewesen zu sein. Wir legten an und stiegen neugierig durch den Matsch zu den halb verfallenen Behausungen am Ufer. Verwahrlost lagen einige rostige Konservendosen im feuchten Sand. Die Palmendächer der zwei Hütten faulten vor sich hin, eine zerrissene Plastikfolie flatterte leicht im Wind, der plötzlich durch den Wald fegte. Kleine Eidechsen, die sich eben noch über irgendwelche organischen Reste auf dem Boden gefreut hatten, stoben panisch auseinander, als sie uns wahrnahmen. Vorsichtig betraten wir eine der Hüttenruinen. Vorsichtig und immer auf der Hut vor Schlangen und diversem Ungeziefer.
„Tote Hose“, stellte Anke fest. „Aber schau mal, da hinten hängen einige reife Bananen.“ Ein vorfreudiges Grinsen machte sich auf unseren Gesichtern breit. Frisches Obst!
Da wir nicht einfach den biegsamen Bananenbaum hochklettern konnten, machten wir kurzen Prozess. Einige Hiebe mit der Machete, der Stamm kippte mit einem Krachen vor unsere Füße, und schon hatten wir eine Staude Bananen erbeutet. Leider waren keine anderen Früchte auf dem verlassenen Gelände zu finden. Also fuhren wir weiter.
Aber nur zweihundert Meter flussauf entdeckten wir rechter Hand eine große und frische Holzfällerschneise. Abermals hielten wir an. Vielleicht war das ja jetzt der offizielle Weg zu den Hütten von Malla und seinem Adoptivsohn? Noch einmal ging ich auf Entdeckungstour und folgte der Schneise in den Wald. Frische Späne lagen über den gesamten Erdboden verteilt in der Gegend herum. Hundert Meter weiter ein gewaltiger, bereits entasteter Baumstamm mit einem Durchmesser von gut zwei Metern. Sonst nichts. Weder Hütten noch ähnliche Merkmale menschlicher Anwesenheit. Keine Pfade, kein Müll, nichts.

Der Wind schlich sich nun stärker durch den Wald und ließ dessen Blätter laut rascheln. Ohne großartig weiterzusuchen, ging ich entmutigt zum Kanu zurück. Und kaum war ich dort angekommen, krachte auch schon eimerweise Wasser auf unsere Köpfe. Es regnete so stark, dass es schien, als wäre zwischen den einzelnen Tropfen gar kein Platz mehr.

Anke:

15. 4., 16.40 Uhr

Das ist jetzt mal fürs Protokoll, damit ich zu Hause in Deutschland nicht vergesse, mich zu beschweren: Der Kleber an den Klettverschlüssen der wasserdichten Säcke ist komplett aufgelöst. Damit sind die Dinger jetzt genauso dicht wie Aldi-Tüten, bei geringfügig anderem Preis ...

Und über unser Boot will ich gar nicht erst ernsthaft anfangen, sonst rege ich mich gleich so richtig auf. Ich sage nur fünffach verstärkt und geflickt und die scheiß genieteten Plaste-Pinuffeks, die den ganzen Kahn zusammen halten sollen, fliegen einer nach dem anderen auseinander. Keine Ahnung, wer sich diesen klapprigen Mist ausgedacht hat, der sich nicht mal reparieren lässt, aber ich wünschte, ich könnte ihn jetzt mal eben her beamen.

Zum ersten Mal auf dieser Tour erlaubte ich mir gerade den Luxus, ernsthaft auszurasten. Seit fünf Tagen in Folge gewitterte es inzwischen, seit neun Tagen regnete es. Unsere sündhaft teure Spezialausrüstung löste sich Stück für Stück in Wohlgefallen auf, das Boot flog schon vom Paddeln auseinander und der Kocher funktionierte nur noch sporadisch. Es gab nicht ein Stück in unseren gesamten Sachen, das noch trocken war – außer dem Futter, das ich ständig kontrollierte. Unsere Klamotten waren seit Tagen nicht mehr richtig trocken geworden, die Schlafsäcke klamm, selbst die Bücher und Tagebücher begannen inzwischen zu schimmeln. In der letzten Zeit hatte ein Gestank von allem Besitz ergriffen, der langsam unerträglich wurde. Da konnten wir uns waschen und deorollern wie wir wollten. Sobald ich die feuchten Schlafsäcke aus dem Seesack zerrte, würgte es mich.

Abgesehen davon hatte ich mir schon auf unserer Flutsandbank eine Erkältung eingefangen und mein Kopf glühte immer noch ein wenig fiebrig vor sich hin. Ich plumpste in den Sand und blieb stoisch sitzen. Ich leckte mir die Tränen von den Wangen, die einfach nicht aufhören wollten, zu laufen und schlug hysterisch Sandfliegen tot. Ich hatte die Schnauze voll. Gestrichen voll von diesem Scheißwetter.

Eine heiße Tasse Kakao materialisierte sich vor meinem Gesicht.

„Hier, nur für dich!“ Torsten hatte genau zur richtigen Zeit in unseren Notvorräten gewildert. Dann zog er mich ins Zelt, wir kuschelten uns zusammen und machten uns so lang über die Entwickler von diverser Outdoor-Austrüstung lustig, bis wir einschliefen. Morgen war Ostern.

Torsten:
Zwei lange, regnerische Flusstage später erreichten wir Unión – das vermeintliche Militärcamp. Im Gegensatz zu 2004 sah es hier jetzt auch ziemlich verwahrlost aus. Die Hütten waren noch stabil, jedoch der „Wachturm“ fehlte inzwischen.
„Eh ... *hola!*“, schrie ich vom Ufer aus. Sicher war sicher. Wir wollten keinen dort erschrecken und fälschlicherweise eine Ladung Schrot oder Schlimmeres in den Hintern bekommen.
Aber nichts regte sich. Fliegen surrten über irgendwelchen Abfall. Wir banden unser Kanu an einem Busch fest und gingen hinauf in das Lager. Beim genaueren Hinsehen stellten wir fest, dass vor einiger Zeit definitiv jemand hier gewesen sein musste. Zu frisch war der Müll und die Spuren, die auf Menschen hinwiesen. Doch inzwischen hatten es sich hier auch einige Tapire gemütlich gemacht und die angrenzende Plantage durchforstet. Ihre leicht zu erkennenden Spuren zogen sich über das gesamte Terrain. Leider konnten wir auf der Pflanzung keine einzige reife Frucht mehr entdecken; außer zwei Kokosnüssen, die einsam in großer Höhe vor sich hinbaumelten.
„Los, die holen wir uns“, sagte Anke unternehmungslustig und schielte zu den beiden großen Nüssen hinauf. Da wir die Dinger nicht so einfach herunterbekamen, kletterte sie kurzerhand auf den Baum und hieb mit der Machete die *cocos* ab.
Als sie etwas zerschrammt wieder auf der sicheren Erde stand, öffneten wir die erste Nuss an Ort und Stelle und tranken die Kokosmilch wie Verdurstende.
„Lass uns weiter“, sagte ich daraufhin. Etwas Interessantes gab es nicht weiter zu entdecken, aber das fanden wir plötzlich nicht mehr schlimm.
Anke nickte auffallend hastig.
„Sag bloß, du hast auch wieder dieses komische Gefühl?, fragte ich plötzlich verunsichert.
„Hm. Aus irgendeinem Grund stehen mir schon die ganze Zeit die Nackenhaare hoch. Dachte nicht, dass es dir auch so geht.“
Wir schnappten unsere Nüsse und stolperten so schnell es ging zurück zu unserem Boot. Es gefiel uns hier nicht. Irgendetwas störte uns am bequemen Ausruhen.

*

Einige Kilometer weiter stromaufwärts bauten wir unser Camp auf. Momentan achteten wir immer noch besorgt darauf, es uns auf einem möglichst hohen Ufer bequem zu machen. Eine Überflutung wollten wir nicht nochmal riskieren.
Doch schon beim Feuerholzsammeln merkte ich, dass etwas nicht stimmte. In meinem Kopf schienen alle Insekten des Waldes zu summen. Irgendetwas war im Anmarsch – und zwar verdammt schnell. Eine halbe Stunde später lag ich, eingewickelt in meinen Schlafsack, zitternd vor Kälte im Zelt.
„Mensch, du hast dir doch wohl keine Malaria eingefangen?“, fragte Anke besorgt und gab mir etwas zu Trinken. „Das sieht doch ganz danach aus.“
„Aber wie denn“, widersprach ich bibbernd. „Hier gibt es doch nicht mal Mücken. Nur diese blöden Sandfliegen.“ Ich saugte die Wasserflasche mit einem Zug leer. Die Symptome sprachen allerdings für eine Malaria. Plötzliches hohes Fieber, Schüttelfrost, kein Husten, kein Schnupfen. Bums, auf einmal lag ich schlapp wie ein Baby in der Gegend herum.
„Ohne Mücken keine Krankheit“, dachte ich und schluckte vorsichtshalber Vitamintabletten. Vielleicht war es ja doch nur eine Erkältung. Immerhin waren wir die letzten Tage ständig klatschnass umhergelaufen, so dass dies nicht ganz ausgeschlossen war.

Anke:
Eigentlich war heute ein guter Tag. Einer von den wenigen, an denen es zur Abwechslung endlich mal nicht regnete. Der Sepahua verhielt sich uns gegenüber so höflich, dass wir gut Strecke machen konnten, die Horde Affen, mit denen wir eine ganze Zeit lang Verstecken gespielt hatten, war ziemlich cool. Und der riesige Schwarm orangener Schmetterlinge, die unser ganzes Boot völlig dreist in Besitz nahmen, während wir über Mittag baden waren, hob die Stimmung nur noch weiter. Das Fußpilzmittel schien gut zu wirken und verschaffte unseren roten, offenen Zehen ein wenig Linderung und zwei Kokosnüsse hatten wir auch erbeutet.
Alles in allem nicht schlecht. Das Einzige, was diese super Tagesbilanz störte, war Torsten. Der schluffte jetzt gen Feierabend mit hochroter Birne am Strand entlang und schleppte mit schweren Schritten ein Stöckchen nach dem anderen für das Feuerholz an.
„Mach lieber erst mal Pause“, schlug ich vor, platzierte ihn an Ort und Stelle auf sein Hinterteil und erschrak mächtig, wie heiß sein ganzer Körper war.
„Aber ich muss doch Abendbrot kochen“, murmelte er und starrte irgendwo an mir vorbei. In sich zusammengefallen wie ein kaputter Fußball saß er da und zupfte abwesend fransige Haut von seinen Füßen. Eine Erkältung schien ihn voll erwischt zu haben.

In meinem Kopf bereits alle möglichen Szenarien durchspielend, kramte ich nach unserer Reiseapotheke. Ich sortierte die Packung Berlosin für leichteren Zugriff in unseren Tagessack um und packte das Multivitamin-Mineral-Pulver gleich mit dazu. Dann verabreichte ich Torsten eine anständige Dröhnung davon. So ein Fieber konnten wir uns hier nicht leisten, besser ich unternahm gleich etwas dagegen.
Nachdem ich Torsten ins Zelt verfrachtet hatte, köchelte ich so schnell es ging ein notdürftiges Abendessen aus Reis und Brühe und verschwand zu ihm auf die Isomatte. Doch ich musste allein essen, neben mir schnarchte es bereits demonstrativ. Gute Besserung, dachte ich beruhigt und widmete mich meinem dicken Buch – Schlaf war schließlich die beste Medizin.
Am nächsten Morgen hatte sich nicht wirklich viel getan. Im Gegenteil. Torsten sah aus, wie eine gefüllte Tomate, die frisch aus dem Backofen kam. Ich musste aufhören, alles mit Nahrungsmitteln zu assoziieren, disziplinierte ich mich. Es gab im Moment wirklich Wichtigeres als meinen leeren Magen! Als hätte er meine Gedanken gehört, schlug Torsten unkontrolliert die Zähne aufeinander.
„Mir ist kalt!“, wimmerte er kläglich durch das Klappern seiner Kauleisten hindurch. Dabei stand ihm der Schweiß auf der Stirn und seine Haut fühlte sich heißer an als die Zeltplane, auf welche inzwischen die ersten Sonnenstrahlen herunterbrezelten. Mir wurde vom Hinsehen schon ganz schwitzig. Hemmungsloses Zittern setzte unter der Decke ein, so dass ich mich beeilte und den zweiten dicken Schlafsack aus dem Gepäck wühlte. In den rollte ich jetzt das bedauernswerte Bündel, in das sich mein Freund über Nacht verwandelt hatte. Dann befleißigte ich mich, ihn wieder mit dem Vitamin-Mineral-Berlosin-Mix abzufüllen.
Alle zwei Stunden schlüpfte ich aus dem Zelt und wetzte zum Fluss, um ein T-Shirt in frisches Wasser zu tränken und Torsten wenigstens den Kopf kühlen zu können. Aber immer war ich froh, wieder im Zelt zu sein – die Blutsauger hatten nämlich inzwischen unser Camp entdeckt und warteten gierig und zu Tausenden auf ihre Chance. So verging der Tag.
Als Torsten abends schweißgebadet aufwachte, entwendete ich ihm gnadenlos den dicken Schlafsack und hing ihn – nachdem ich ihn ausgewrungen hatte – zum Trocken über einen Ast. Dann rührte ich eine Packung Kakao aus dem Notvorrat mit einem extra Löffel Zucker zu einer Art Nährflüssigkeit zusammen und belatscherte Torsten so lange, diesen Schatz in sich hineinzukippen, bis dieser wehrlos aufgab und gehorchte. Er durfte mir jetzt auf keinen Fall völlig außer Kräften kommen. Dafür, meinen Reis-Pams zu verweigern, reichte seine Energie aber immerhin noch aus.
Während ich den noch feuchten Schlafsack wieder über den debil grinsenden Torsten drapierte und beobachtete, wie sein Zittern langsam weniger wurde,

beschloss ich eine Antibiotika-Kur für ihn. Sorgfältig las ich den Beipackzettel durch: Magen- und Darmbeschwerden, Kopfschmerzen und die anderen üblichen Unverträglichkeitssymptome. Aber es nützte nichts. Falls Torsten irgend eine fiese Krankheit erwischt hatte – und nach einer dicken Erkältung sah das nun wirklich nicht mehr aus – war ein Breitbandantibiotikum unsere beste Chance. Wenn das nicht half, hatten wir nur noch die Malaria-Tabletten, von denen ich genau wusste, dass er sie nicht vertrug. Aber auch wenn die Symptome mit plötzlichem Fieber und Schüttelfrost sehr nach einer Malaria aussahen, konnte es eigentlich keine sein. Es gab hier doch keine Moskitos, die diese übertrugen!
Die Nacht verlief ähnlich wie die zuvor. Torsten schlief unruhig, klapperte und schnarchte abwechselnd und ich wendete immer wieder seinen durchschweißten Schlafsack. Sobald die äußere Seite getrocknet war, wurde rumgedreht. Zwischendurch Lesen, seinen Kopf kühlen und selbst wegnicken. Langsam machte ich mir Sorgen. Was, wenn das Antibiotikum auch nicht anschlug?

*

Der zweite Tag auf der Krankensandbank ging langsam zu Ende. Ich hatte vorhin den Reißverschluss vom Zelteingang notdürftig repariert, so dass er, wenn wir ihn ganz vorsichtig auf und zu zogen, wenigstens wieder schloss. Torsten war so schwach, dass er es nicht weiter als ein paar Meter auf eigenen Beinen geschafft hatte, um seine Blase zu entleeren. Mehr als den Schlafsack einmal im Fluss ausspülen konnte ich nicht erledigen. Ich musste einfach warten.
Und so ein Tag konnte ganz schön lang werden, jetzt da sich vor lauter Langeweile die komischsten Gedanken in meinem Kopf festfraßen. Aber ich hatte beschlossen, den Tabletten noch eine Chance zum Wirken zu geben. Drei Tage, sagte ich mir. In drei Tagen musste das Fieber weg sein, bis dahin tat ich, was ich konnte. Ernsthafte Sorgen wollte ich mir wirklich erst danach machen.
Antibiotika, Kühlen, Schlafsack wenden, Minerale einflößen. Die Nacht zog sich hin wie warmer Kaugummi. Dann fingen die Brech- und Durchfallattacken an. Vorbei waren all die guten Vorsätze, mir vor Ablauf des dritten Tages keine ernsthaften Sorgen zu machen. Was zur Hölle sollte ich tun? Was konnte ich überhaupt noch tun? Waren das jetzt nur die Nebenwirkungen der Tabletten? Noch einmal studierte ich den Beipackzettel. Selten Magen- und Darmbeschwerden stand da. Schloss das diese Krämpfe auch mit ein? Sollte ich die Dinger absetzen? Immerhin hatten sie bis jetzt auch noch nicht ein bisschen geholfen. Aber eine Antibiotokakur musste durchgezogen werden, sollte sie nicht in noch schlimmerem Disaster enden.

Oder hatte sich Torsten einen Virus gefangen, bei dem eh nichts half außer irgendeinem gütig gestimmten Gott?
Wenn ich doch nur jemanden fragen könnte! Was gäbe ich jetzt für ein funktionierendes Telefon. Zwei Minuten nur – nur eine Antwort, ein Hinweis!
Ich musste mich zusammenreißen. Denk logisch, sagte ich mir. Du hast genug Zeit.
Hinter mir im Zelt stöhnte Torsten.
„Ich habe wahnsinnige Kopfschmerzen!“, flüsterte er. „Die ganze Nacht schon. Es kommt mir vor, als wenn mir gleich die Augen rausfliegen.“ Dann saugte er an dem nassen T-Shirt herum, dass ich ihm über die Stirn gehängt hatte. Sicherlich war er dehydriert. So wie er schwitzte, verlor er eine Unmenge an Flüssigkeit. War das schon die Ursache für seinen Dröhnschädel – Dehydrierung? Die konnte irrsinnige Kopfschmerzen hervorrufen, und sogar Brechen und Fieber bewirken; das wusste ich aus eigener leidvoller Erfahrung sehr genau.
Aber Ursache oder nicht – auf alle Fälle brauchte Torsten Flüssigkeit. Ich musste ihm ab jetzt, wann immer er wach war, schlückchenweise Mineralmix einflößen und dabei die Tassen zählen, damit ich am Ende des Tages einen Überblick über die Flüssigkeitsmenge hatte. Die Antibiotika würde ich langsam ausschleichen und nicht mit einem Mal absetzen, damit sich der Körper daran gewöhnen konnte. Wenn die Dinger eh nicht halfen, hätte es auch keinen Zweck, weiter Nebenwirkungen zu riskieren. Und wenn die Kopfschmerzen im Lauf des Tages nicht besser wurden, gab es eine starke Schmerztablette, die hoffentlich dann lang genug drin blieb, um zu helfen.
Weiterhin beschloss ich, dem Fieber noch genau bis morgen früh Karenzzeit zu geben, dann waren die drei Tage tatsächlich um. Wenn es bis dahin nicht wirklich wesentlich gesunken wäre, und ich meinte wirklich wesentlich, dann würde ich Torsten ins Boot verfrachten und irgendwie versuchen, flussab zurück nach Sepahua zu paddeln. Ich hatte zwar keine Ahnung, wie ich das schaffen sollte – den dicken Kahn allein durch die Stromschnellen zu kriegen und dabei so schnell zu sein, dass sich die ganze Aktion überhaupt noch lohnte – aber es musste einfach gehen.
Ich spürte eine Panik aufkommen. Was, wenn wir tatsächlich so in Sepahua ankämen? Sollte ich Torsten da in das winzige Buschkrankenhaus bringen? Unsere Reiseapotheke war sicherlich besser ausgerüstet. Und überhaupt – würde er sich da nicht recht erst mit allen möglichen Krankheiten anstecken? Oh Gott, was sollte ich bloß machen? Das Leben meines Freundes lag in meiner Verantwortung! Mein Handeln oder mein Zögern konnte über sein Leben oder seinen Tod entscheiden. Sollte ich noch weiter warten bis er mir hier oben verreckte oder sollte ich versuchen, so schnell wie möglich flussab

zu fahren? Was, wenn ich unterwegs kenterte? Würde ich das Boot allein wieder aus dem Fluss kriegen? Und Torsten? Ich konnte ihn nicht schleppen. Beim besten Willen nicht mehr als ein paar Meter. Hatte ich überhaupt eine Chance? Was sollte ich tun? Was sollte ich bloß tun?
Ruhig! Drei Tage waren beschlossen. Drei Tage, und die waren erst morgen früh vorbei. Bis dahin würde ich alles so machen wie geplant und ansonsten weiter abwarten und genaustens die Medikation und Symptome protokollieren. Außerdem musste ich mich auch um mich selbst kümmern. Falls ich tatsächlich umkehren müsste, brauchte ich wirklich alle Kräfte, die ich besaß. Also kochte ich mir wieder einen Topf Reis und für Torsten bereitete ich einen süßen Nährbrei aus Zucker, Kakaopulver, Mineralien, Vitaminen und dem für die allergrößten Notfälle eingepackten einzigen Paket Milchpulver.

*

Nach einer halb durchwachten Nacht schälte ich mich aus dem Zelt, wankte zum Fluss und traute meinen Augen kaum. Direkt über unserem Camp auf einem toten Ast hockte ein Geier und starrte mich herausfordernd an.
„Hau ab!“, beschimpfte ich den dreisten Aasfresser. „Hier gibt es für dich noch lange nichts zu holen!“ Aber der wetzte sich nur unbeeindruckt den Schnabel. Gegen das allgegenwärtige Heer von Sandfliegen ankämpfend putzte ich mir im Eilverfahren die Zähne und flüchtete wieder Richtung Zelt. Doch sobald ich mich auf wenige Schritte genähert hatte, schlug mir ein dermaßen beißender Geruch von Krankheit entgegen, dass es mir die Luft nahm. Der zweite Geier segelte im Tiefflug über meinen Kopf hinweg und landete neben seinem hässlichen Kollegen auf dem Ast.
Wenn schon die Geier darauf spekulierten, dass hier ein dicker Brocken verweste, würden sicherlich auch bald die Jaguare angelockt, dachte ich unruhig und überlegte ernsthaft, als Erstes das Feuer draußen in Gang zu bringen.
„Ich habe Muskelkater!“, hörte ich es plötzlich aus der anderen Zeltecke murmeln. Meine Blicke waren immer noch so in die blöden Geier verbohrt, die sich jetzt mit einem dritten um die besten Plätze balgten, dass ich Torsten fast nicht bemerkte. Ganz freiwillig hatte er sich den dicken Schlafsack weggestrampelt und rieb sich die Arme und Schultern. Er zitterte endlich nicht mehr und ich konnte weder eine Gänsehaut noch Schweißtropfen auf seiner Haut erkennen.
„Ich habe tatsächlich von dem scheiß Geklappere Muskelkater gekriegt!“, deklarierte er empört. War da jemand auf dem Weg der Besserung?
„Das Fieber ist bestimmt runter und Hunger hab ich auch.“ Na wenn sich das nicht gut anhörte! Vorsichtshalber befühlte ich Torstens Stirn, doch bereits

ein Blick in seine lange nicht mehr so glasigen Augen sagte mir, dass das Schlimmste vorbei war. Unendlich erleichtert grinste ich.
„Wir haben übrigens Nachbarn gekriegt!“, erklärte ich und streckte einen Finger aus. Torsten drehte sich erschrocken um und griff automatisch zur Flinte.
„Die Geier wollten dich schon holen!“, lachte ich.
„Und? Warum haste dir keinen für den Suppentopf geschossen?“
Der Tag war gerettet. Wir waren gerettet. Alles war gerettet. Jetzt würde alles gut. Und obwohl Torsten noch einigermaßen wacklig auf den Beinen war, jagte ich ihn gnadenlos in den Fluss zum Waschen. Dann wusch und trocknete ich alles, was in den letzten Tag immer wieder durchfeuchtet worden war. Mein gesundender Freund verbrachte den Tag damit, sich wieder langsam an feste Nahrung zu gewöhnen und Kräfte zu sammeln und wenn ihm das zu langweilig wurde, balancierte er einen kleinen schwarz-gelben Grashüpfer auf seinen Fingern, dem das irgendwie zu gefallen schien.
„Morgen können wir weiter!“, eröffnete er mir abends an seinem Kochfeuer.

Fette Beute

Torsten:
Fünf Tage war ich außer Gefecht gewesen. Doch jetzt schien die Krankheit wohl endgültig überstanden zu sein und ich hatte in der vergangenen Nacht endlich wieder einmal sehr gut schlafen können. Ein wenig schlaksig auf den Beinen war ich noch, als ich unser Gepäck im Boot verstaute. Das eigenartige Fieber schien Löcher in mein Hirn gebrannt zu haben, denn meine Augen und meine Ohren funktionierten nicht so, wie ich es von ihnen gewöhnt war. Manchmal nahm ich die Umgebung nur mit einer Zeitverzögerung wahr. Es war dann in etwa so, als ob mein „Computer im Kopf" zu wenig Leistung besaß, um alle akustischen und visuellen Informationen präzise wiedergeben zu können. Die Geräusche schienen ein Echo zu besitzen und die Umgebung ruckelte.
„Meinst du, das Paddeln stromauf funktioniert heute wirklich schon?", fragte mich Anke, als ich ihr das Phänomen schilderte.
„Hm", schniefte ich und hob den Seesack mit den Klamotten auf meine Schultern. „Das ist schon etwas gewöhnungsbedürftig, aber ich hoffe doch, das gibt sich bald." Wir wollten unbedingt vorwärts kommen.
Gestern Abend hatten wir uns noch ernsthafte Gedanken über die Weiterfahrt gemacht. Aufgrund der Flut und dem Fieber war uns bereits jetzt schon über eine ganze Woche an kostbarer Zeit durch die Lappen gegangen. Und was wäre, wenn diese eigenartige Krankheit wiederkäme? Für uns waren das zwei wichtige Dinge, die jedoch schnell geklärt waren: Von nun an konnte es nur wieder besser werden! Selbstverständlich fuhren wir weiter!
Die Tour hier abzubrechen wäre jammerschade. Nein, das brachten wir nicht übers Herz. Wir mussten nur langsam mal wieder Strecke machen.
Die Sonne schmiss mit Gelb nur so um sich und ließ den Río Sepahua funkeln, als wir schließlich die „Krankensandbank" verließen. Das Paddeln machte mir zum Glück weniger aus als befürchtet und mit ein paar zusätzlichen Pausen kamen wir ganz gut voran. Im Laufe des Tages spürte ich immer mehr, wie meine Kraft wiederkam und freute mich, dass mein Körper so gut mitspielte. Aber auch der Fluss machte es uns einfacher, vorwärts zu kommen. Die Strömung hatte nachgelassen und der Wasserstand war deutlich gesunken. Und wie als Ausgleich für die überstandenen Strapazen bekamen wir immer mehr Tiere zu Gesicht.
„Schau mal!", flüsterte Anke und zeigte mit dem Paddel auf eine Sandbank vor uns. Darauf standen wie festgenagelt zwei große *capybaras*, Wasserschweine. Das *capybara* ist das größte Nagetier der Erde und ein ausgewachsenes Männchen kann weit mehr als einen Zentner schwer werden. Keine Ahnung, warum dieser dicke Nager Wasserschwein genannt wird,

denn eigentlich hat es mit einem Schwein nicht viel gemeinsam. Eher mit einem Riesenmeerschweinchen, wobei natürlich ein Meerschweinchen genauso wenig einem Schwein gleicht, wie ein Hund einer Katze. Aber vielleicht besaßen ja die alten Entdecker und „Namensgeber“ eine seltsame Affinität zu Schweinen.
„Was ist denn mit denen los?“, raunte ich. Obwohl wir immer näherkamen, rührten sich diese beiden Wasserschweine nicht von der Stelle. Als hätte sie hier jemand ausgestopft und zum Trocknen auf den Strand gestellt. Ihr Fell glänzte in der Nachmittagssonne und nur ihre kleinen Ohren wackelten ab und zu mal, um die Sandfliegen zu verscheuchen.
„Komischer Trick, sich einfach zu versteinern, statt in den Fluss zu springen und um ihr Leben zu schwimmen“, kicherte Anke und betätigte fleißig den Auslöser der Kamera. „Find’ ich super!“
Doch als unser Kanu beinah nur noch vier Meter von ihnen entfernt war, gaben die beiden Riesennager Fersengeld und stürmten zurück in den Wald.
Eine Flussbiegung weiter stellte sich ein fetter Tapir nur bedingt schlauer an und gab Fersengeld, als er unser ansichtig wurde. Zu dumm nur, dass er an dem hohen Ufer scheiterte. Wiederholt nahm er Anlauf, um in den Schutz des Urwalds zu kommen, versagte aber kläglich. Sein dicker Hintern zog ihn immer wieder zurück in den Schlamm.
„Blöde Schwerkraft“, dachten wir mitleidig und schossen grinsend Fotos. Der Tapir schnaufte vor lauter Anstrengung und schien dabei fast zu kollabieren. Dann wollten wir den armen Kerl nicht noch mehr mit unserer Anwesenheit stressen und paddelten schnell an ihm vorbei.
In der nächsten Nacht schwitzte ich den Rest des Fiebers aus meinem Körper und wachte am Morgen in einem nassen Schlafsack auf.
„Alter Schwede“, sagte Anke, rümpfte ihre Nase und sah nicht besonders glücklich über diese Geruchsattacke aus. Aus olfaktorischen Gründen war es im Zelt jetzt eher ungemütlich. Und da kannte sie nichts. Also musste ich raus aus dem nassen Zeug und zusammen mit dem Schlafsack in den Fluss.
„Aber schau dir mal den Himmel an“, wollte ich Mitleid erweckend einwenden. „Das regnet bestimmt bald.“
„Pech“, motzte Anke einsilbig, hisste eine Augenbraue und scheuchte mich mit diesem Blick nach draußen in den Fluss. Immerhin konnte ich mein Schicksal mit einem großen Sumpfhirsch teilen, der nur etwa vierzig Meter von mir entfernt den Fluss durchquerte.
Meine Wetterprognose bewahrheitete sich zum Glück nicht. Hatte es am frühen Morgen tatsächlich ab und an genieselt, klarte es im Laufe des Vormittags immer weiter auf. Wie bereits schon gestern kamen wir verhältnismäßig gut voran. Nur kleinere Stromschnellen sorgten für Abwechslung im Paddelrhythmus.

*

„Was zum Teufel steht denn da im Wald herum?“, fragte ich gegen Mittag erstaunt Anke und zeigte auf eine große Holzhütte auf einer Uferhöhe. Aber es war nicht nur die Hütte, die mich verwunderte. Eher die vielen Papaya-Bäume, an denen riesige reife Früchte hingen.

„Das ist eine große *chacra*. Die war beim letzten Mal definitiv noch nicht da.“ Nein, eine solche Pflanzung hätten wir gesehen. Wir befanden uns nur noch wenige Flusskilometer vor dem Quebrada Sungaro, unserem „Waterloo“ und Umkehrpunkt zwei Jahre zuvor.

„Nichts wie hin“, sagte Anke und stieß ihr Paddel tief ins Wasser.

Nachdem wir angelegt hatten, pfiffen und klatschten wir, um uns anzumelden. Aber nichts regte sich. Auch hatten wir keine Spuren im Uferschlamm gesehen, die darauf hinwiesen, dass das Haus bewohnt war. Nur ein einsamer Gummistiefel steckte im Matsch. Wir nahmen die Schrotflinte und die Machete und kraxelten los. Ein schmaler Pfad führte durch ein kleines Maisbeet nach oben.

„Ich weiß schon, was wir mitnehmen“, sagte Anke und ihre blauen Augen blitzten vor Vorfreude auf die reifen Maiskolben. „Mensch, was die hier alles angebaut haben!“ Sie zeigte auf Paprikapflanzen und vor allem auf die reifen Papayas, die wie große orangene Laternen an den Bäumen leuchteten, und begann beängstigend gierig zu sabbern.

Das Haus machte einen sehr stabilen Eindruck. Hier hatte sich jemand Mühe gegeben und wollte sich scheinbar für längere Zeit häuslich niederlassen. Aber es schien verlassen. Mehrere alte Schuhe lagen verstreut vor dem Eingang herum wie rätselhafte Artefakte. Im Fensterrahmen ruhte ein skelettierter Kaimanschädel und grinste uns zur Begrüßung höhnisch an.

„*Hola?*“, fragte ich in die Stille des Holzhauses. Vorsichtig traten wir ein. Das Haus wirkte wie nach einem Überfall. Einige alte Kleidungsstücke hingen über leeren Bettgestellen, leere Schrotpatronenhülsen lagen achtlos auf dem Boden herum. Batterien waren über den Tisch gepurzelt, auf dem sich auch einige dünne Schreibhefte befanden. An den vollgekritzelten Wänden klebten alte Kalender oder mehrere Stücklisten von Lebensmitteln. Ich warf einen Blick in die Schreibhefte auf dem Tisch. Viele Namen waren darin eingetragen und irgendwelche Zahlen, mit denen wir aber nicht das Geringste anfangen konnten. Rätselnd legten wir die Notizhefte wieder zurück und „schnüffelten“ weiter.

„Ich gehe da mal hoch“, sagte ich zu Anke und zeigte auf eine Holzleiter, die voraussichtlich zu einer Kammer unter dem Dach führte.

„Pass auf mit dem Viehzeug“, riet sie mir und kickte einen alten Stiefel aus dem Weg.

„Hm“, murmelte ich und ließ meine Blicke auf altes Gerümpel schweifen, das dort oben herumgammelte. Benzinkanister, Batterien, Seile.
„Ich glaube die Vögel hier sind ausgeflogen“, stellte ich fest und kletterte wieder nach unten. „Sieht aus, als hätten die es eilig gehabt, wegzukommen.“
Wir inspizierten die nähere Umgebung der Hütte. Ein frisch getrocknetes Hirschfell lag auf einer langen Holzbank unter einem Dach direkt neben dem Haus. Darauf standen auch noch einige rostige Konservendosen.
Im Gegensatz zum Haus sah der riesige Garten ziemlich aufgeräumt aus. Die Pflanzung war noch nicht allzu lange menschenleer. Es schien uns, als ob irgendjemand vor kurzem hier gewesen war, um nur alles Brauchbare aus dem Haus mitzunehmen.
„Irgendwie komisch, was?“, fragte ich Anke. „Sieht aus, als würden die Besitzer jeden Augenblick zurückkommen und sich wundern, dass ihr ganzes Zeug weg ist.“
„Oder die Eigentümer hatten es wirklich eilig abzuhauen und haben ihr ganzes Hab und Gut mitgenommen. Vielleicht kommen die ja bald wieder, um zu ernten.“ Wir hatten beide das gleiche Gefühl im Bauch, wie schon bei dem Besuch in Unión. Ein Ungutes! Anke blickte sich skeptisch in der Gegend um.
„Aber noch ist ja niemand hier und die Dinger kommen wie gerufen.“ Ihr Blick fiel auf die reifen Papayas, die nur darauf zu warten schienen, von uns gepflückt und verspeist zu werden. „Lass uns Mittag machen!“
Ruckzuck holten wir uns ein halbes Dutzend der großen Früchte von den Bäumen und schlemmten, was das Zeug hielt. Nach diesem gelungenen Mittagessen „klauten“ wir uns noch eine anständige Wegzehrung. Bevor diese Leckerein hier einsam vergammelten, konnten sie lieber unsere leeren Bäuche füllen. Papayas, Maiskolben, und Paprikaschoten fanden sich so in einem alten Leinensack zusammen und wurden sorgsam in unserem Kanu verstaut. Dann machten wir uns weiter auf den Weg flussaufwärts und waren froh darüber, die seltsame *chacra* verlassen zu können.
Über unseren Köpfen donnerte es gewaltig. Der Himmel zog sich zu und ließ uns immer wieder skeptisch nach oben schauen.
„Hoffentlich schüttet es jetzt nicht“, sagte Anke. „Bis zum Sungaro will ich es heute doch noch schaffen.“
„Obwohl ein wenig mehr Wasser schon gut täte“, grummelte ich, während ich aus dem Boot sprang und unser treues Ally durch den inzwischen nur noch knietiefen Río Sepahua hinter mir herzog. Anke war wie eine Herrscherin auf ihrem Thron im Boot sitzen geblieben und befleißigte sich geistreicher Kommentare.
„Wie in alten Zeiten, was?“, flachste sie und grinste. „Dieser blöde Fluss!“

Aber dann sprang sie ebenfalls raus und schob am Bug des Kanus. „Gib Gummi, Baby!“
Stück für Stück näherten wir uns dem Quebrada Sungaro und kurz nach halb sechs Uhr erreichten wir die große Sandbank. Genau von dieser Stelle aus, waren wir zwei Jahre zuvor wieder umgekehrt. Uns blieb noch eine knappe Stunde bis zum Dunkelwerden.
Auch wenn heute zum ersten Mal der Fluss an manchen Stellen zu flach zum Paddeln war, mussten wir doch vorsichtig mit dem Campplatz sein. Ein gewaltiger Regen und schon würde hier alles unter Wasser stehen. Doch wir hatten Glück.
Nach dem es Dunkel geworden war, saßen wir am Feuer und kamen uns vor wie Stars im Blitzlichtgewitter diverser Reporter; um uns herum tauchte ein mächtiges Wetterleuchten die Umgebung alle paar Sekunden in ein bizarres Licht.
Der Gewittergott schien im Stau seiner eigenen dicken Wolken zu stecken und blitzte wütend in der Gegend herum, ohne es regnen zu lassen.
„Komisch wieder hier zu sein“, resümierten wir. Vor zwei Jahren hatten wir an derselben Stelle gesessen und ebenfalls dem Wetterleuchten zugeschaut. Vieles schien sich auf seltsame Art zu wiederholen. Nur eines machte dieses Mal einen gewaltigen Unterschied aus und jagte uns einen kribbligen Schauer über den Rücken: Ab morgen würden wir Neuland betreten!

Neuland

Torsten:
Nach einem gemütlichen Kaffee am nächsten Morgen brachen wir also ins Neuland auf. Zuerst hatten wir noch ernsthaft überlegt, eventuell doch den Quebrada Sungaro hochzufahren und den Landweg zu finden, von dem 2004 dauernd die Rede war. Aber letztendlich betrachteten wir das als vergebliche Liebesmühe. Wenn wir es fast bis zum Flussende schaffen sollten, würde die Überlandstrecke nur noch läppische fünf Kilometer Luftlinie betragen. Und das war allemal besser, als die fünfzehn Kilometer von hier aus. Doch zuvor mussten wir noch einige Kilometer auf dem Sepahua hinter uns bringen.

Anke:
Ich gebe es ja zu, diese Tour war bisher nicht gerade das Highlight meines Lebens gewesen. Das miese Wetter hat doch mächtig an meinen Nerven gezehrt. Dazu die üblichen unerträglichen Sandfliegen, der Fußpilz, das Fieber, der schier beißende Gestank unserer Schlafsäcke – so richtig viel war für meinen Geschmack bisher noch nicht dabei. Ich hatte mehr versucht, mit Galgenhumor und sportlichem Ehrgeiz weiter zu kommen. Und was konnte ich sagen? Es lohnte sich alles!
Vor ein paar Stunden hatten wir Neuland betreten. Hier waren wir noch niemals zuvor gewesen und wie es aussah, auch keiner sonst. Dieses Land war so unerforscht, dass selbst unsere einigermaßen zuverlässigen Militärkarten nicht mehr so recht hinhauten. Eigenartigerweise störte mich das im Moment überhaupt nicht. Auch, dass wir das dicke Boot die meiste Zeit wassertretend hinter uns her ziehen und zerren mussten, ging mir nicht mehr halb so sehr auf den Geist wie noch vor zwei Tagen. Denn kaum dass wir auf diesem Neuland standen, hatte der Entdeckergeist vollständig von mir Besitz ergriffen. Und zum Neuland entdecken gehörten schließlich all die Widrigkeiten dazu! Ohne Strapazen keine Helden!
Bis zum Sungaro waren schon verhältnismäßig viele Leute gekommen, die Geschichten kannten wir zur Genüge. Der Sungaro war auch vielen Leuten ein Begriff, selbst wenn sie nur davon gehört hatten. Aber der Wald danach, noch weiter den Río Sepahua hoch, fast bis zu seiner Quelle, davon war uns bisher nichts zu Ohren gekommen. Gar nichts. Hier wohnte niemand mehr, hier ließ sich kein Holz mehr schlagen, weil der Fluss viel zu winzig zum Flößen war. Sogar mit den unmotorisierten Einbäumen der Indianer gab es hier kein Vorwärtskommen, wenn nicht die ganze Gegend gerade von einer überdimensionalen Regenzeit vollständig überflutet wurde.
Nur uns gab es noch hier. Uns und den unendlich großen Wald mit all seinen Pflanzen und Tieren und vielleicht ein paar Indianern, die hier oben noch wie

vor tausenden von Jahren isoliert lebten. Der Gedanke scheuchte mir eine wohlige Gänsehaut über den Rücken und ein breites Grinsen kroch von meinen Mundwinkeln bis in die letzten Windungen meines Gehirns. Wie die alten Entdecker vor zweihundert Jahren kämpften wir uns durch völlig unbekanntes Gebiet. Dieser Gedanke musste erst einmal verdaut werden: Neuland im 21. Jahrhundert! In der Zeit von Satellitentechnik, Computerwahnsinn und ständiger Erreichbarkeit. Wer hatte heutzutage schon die Chance, als Erster auf einem Stückchen Erde zu stehen und die Karte mit noch nicht verzeichneten Bachläufen zu vervollständigen! Und diesen auch noch eigene Namen zu verpassen!
WIR!!!!

Torsten:
Wir treidelten mehr, als wir paddeln konnten. Der Fluss war sichtbar schmaler geworden, das Gefälle steiler. Büsche und Treibholzhaufen versperrten uns den Weg. Aber dafür hatte die Gegend für uns etwas Verwunschenes. Irgendetwas Jungfräuliches und Wildes. An manchen Stellen fuhren wir wie durch Schluchten, da meterhohe Felsen die Ufer säumten. An deren Wänden klebten dicke Lianenranken wie riesige Spinnennetze, das Blätterdach versperrte jegliche Sicht. Andere Ecken waren dafür weitläufig und offen, aber der Fluss dort so flach, dass er gerade eben noch unsere Füße umspülte.
Zur Mittagspause hockten wir auf einer kleinen Sandbank. Ich schaute argwöhnisch auf meine Füße und runzelte meine Stirn zu einer Unwetterwarnung.
„Verdammte Kacke!“
„Was ist denn los?“, nuschelte Anke. Sie schnurpste gerade an einem Maiskolben herum, von dem sie zuvor mit spitzen Fingern die Maden gesammelt hatte. So schnell gab sie ihr Essen nicht auf, da war sie eisern.
„Ich glaube unser alter Bekannter ist zurück. Darf ich vorstellen: Herr Fußpilz!“ Ich hielt ihr meine Füße unter die Nase. Nachdem wir die erste Attacke ziemlich schnell überstanden hatten, waren meine Zehen jetzt wieder übersät mit dem rötlichen Pilz.
„Das gibt es doch gar nicht!“, schnappte Anke und blickte auf ihre eigenen Zehen. Die sahen noch ganz in Ordnung aus.
„*Shit happens*“, murmelte ich schicksalsergeben und am nächsten Morgen hatte es auch Anke erneut erwischt. Unsere Füße brannten nun wie Feuer, wenn wir nur ein paar Schritte machten. Als hätte uns jemand die Haut von den Füßen geschnitten stolperten wir mit zusammengebissenen Zähnen weiter flussaufwärts.

Mal paddelten wir, mal stiegen wir aus, um das Boot zu ziehen. Wir plackten uns, was das Zeug hielt und unsere Motivation ließ mit jedem Schritt auf den schmerzenden Füßen etwas mehr nach. Hoffentlich würden wir bei diesem Getreidel nicht auch noch auf einen Stachelrochen treten. Der sandige Flussgrund hier war genau ihr Terrain. Ein Treffer mit dem gezackten, giftigen Dorn an ihrem Schwanzende in einen unserer Unterschenkel und wir wären komplett außer Gefecht gesetzt.
Am Nachmittag änderten wir unsere Taktik und ließen das Paddeln vollständig sein. Wir stiegen endgültig aus dem Kanu und zerrten es mit verkniffenen Gesichtern hinter uns her.
„Das ist also Wasserwandern", stellte Anke fest und stampfte zügig weiter. Ich grinste über die Bemerkung über beide Ohren, was die Schlechte-Laune-Gesichtsmuskeln doch ein wenig entspannte. „Andere zahlen bei einer Kneippkur für's Wassertreten richtig viel Geld! Wir kriegen das sieben Stunden lang für lau!"
„Schau mal da", unterbrach ich ihre geistigen Ergüsse und zeigte mit aufgerissenen Augen ans Ufer. Dort kam gerade ein zirka zwei Meter langer Kaiman aus dem Wald gewandert. Er watschelte mit seinen kurzen Beinen wie ein Betrunkener durch das Unterholz und ließ sich dann platschend ins Wasser krachen.
„Kennst du den schon", legte Anke daraufhin gleich wieder los. „Kommt ein Kaiman hinterm Baum vor ..."
So alberten wir uns Meter für Meter weiter flussauf, um am Abend ziemlich fertig unser Lager aufzuschlagen. Hatten wir beim Paddeln unseren Oberkörper gestählt, kündigte sich nach einem ganzen Tag Wassertreten der nächste Muskelkater in den Beinen an. Nur noch zwei winzige Kilometerchen Luftlinie trennten uns jetzt von unserem ersten Etappenziel. Zwei Kilometer und die Schufterei flussaufwärts wäre erledigt.
Aber wie sollte es anders sein: Die Kilometerchen hatten es wirklich in sich. Der Sepahua floss nicht mehr, sondern plätscherte als munteres Bächlein eine steinige Treppe nach der anderen herunter. Und eine Felspassage nach der anderen schleppten und zerrten und wuchteten wir unser Gepäck und das dicke Boot weiter auf unser Ziel zu.
Nebenbei nahm jetzt auch der harte Stachelbambus zu, den wir mehr fürchteten als die Gefahr, beim Waten im Fluss auf einen Stachelrochen zu treten. Die vermaledeiten Äste schoben sich an manchen Stellen so sehr über den Fluss, dass sie gewissermaßen „Bio-Stacheldrahtzäune" bildeten.
Ich hackte und haute an ihnen herum, aber sie ließen sich nicht einfach mit der Machete „beschneiden". Die Dinger waren flexibel wie Angelruten. Wir mussten höllisch aufpassen, wo wir die Macheten ansetzten, um nicht von den zurückschnipsenden Dornenästen zerfetzt zu werden.

In immer kürzeren Abständen checkten wir die Karte. Fünf Biegungen noch. Zwei – eine Allerletzte – und am frühen Nachmittag hatten wir es ein für alle mal geschafft! Wir waren am ersten Zielpunkt angekommen! Der kleine Zulauf von links bewies das ganz zweifelsfrei.
„Yippiyeah!“, jodelten wir und fielen uns um den Hals. Zugleich hatten wir auch eine wunderschöne Sandbank erblickt. Wir legten daran an, ließen alle Würde fallen und jubelten, hüpften und tanzten darauf umher wie begnadigte Verbrecher.
Die Stelle schien perfekt geeignet zu sein, um von hier aus die Überlandpassage in Angriff zu nehmen. Aber so weit wollten wir ehrlich gesagt noch gar nicht denken. Der Rest des Tages war Ruhetag, das war viel wichtiger. Und morgen würden wir in aller Gemütlichkeit Materialpflege betreiben, angeln und den Bachlauf auskundschaften, der uns zum Río de las Piedras führen sollte. So war der Plan.
„Und ganz nebenbei den ollen Fußpilz auskurieren“, setzte Anke noch einen drauf und ließ sich in den Sand fallen. Sie war heute schon den ganzen Morgen über seltsam wortkarg gewesen und schien jetzt plötzlich am Ende mit ihren Kräften zu sein.
„Alles paletti?“, fragte ich ein wenig besorgt.
„Ich glaube ich habe ’ne Erkältung in mir“, sagte sie und nippte an der Wasserflasche. „Ich baue mal fix das Zelt auf und haue mich hin.“.
„’ne Erkältung?“ Argwöhnisch schaute ich zu ihr hinüber. Ich dachte an mein komisches Flussfieber, sagte aber erstmal nichts weiter dazu. Vielleicht war Ankes Zustand ja wirklich harmlos.
„Aber Hallo“, rief ich beim Boot ausräumen und starrte auf eine fette Spinne, die es sich zwischen unserem Gepäck gemütlich gemacht hatte. Ihre langen Beine wuselten hastig über den Seesack. „Raus, du Wicht“, deklarierte ich und schnippte den blinden Passagier mit der Machete über Bord.
Anke bekam nun doch Fieber. Von wegen harmlos. Eben noch hatte sie das Zelt aufgebaut und ihre Füße sorgfältig mit Anti-Fußpilz-Creme behandelt und nun lag sie flach und fieberte vor sich hin. Bums, aus die Maus. Erschreckend daran war, dass dieses Fieber uns so aus der Kalten erwischte. Und scheinbar mit unserer Reiseapotheke nicht zu senken war. Wie ich selbst erfahren hatte, halfen nur die alten Hausmittel: kalte Umschläge, viel trinken, Ruhe und warten.

Die Autobahn

Torsten:
Am frühen Morgen saß ich alleine am Feuer und betrachtete die Gegend um mich herum, als hätte ich noch nie in meinem Leben einen Urwald gesehen. Der Fluss vor mir gurgelte über den steinigen Boden. Von den Blättern in meinem Rücken tropfte der Tau. Über mir krächzten die großen bunten Papageien und flogen dabei ihre „Patrouillen-Runden“. Es lag eine seltsame Magie auf der ganzen Gegend, die schwer in Worte zu fassen war. Immerhin tropfte in den gesamten letzten Wochen irgendwo der Tau hinunter, krächzten Papageien und gurgelte der Fluss, aber etwas war jetzt anders. Vielleicht lag es daran, dass es anscheinend hier oben keine Sandfliegen oder andere nervige Insekten gab. Oder daran, dass von nun an eine andere Aufgabe vor uns stand. Oder es war einfach einer dieser Orte, die unerklärlicherweise etwas Beruhigendes ausstrahlten. Ich tippte auf Letzteres. Ähnlich wie es Orte gab, die etwas sehr Beunruhigendes ausstrahlen.
Das Wasser in unserem verrußten Kochtopf begann zu kochen. Mit seinem typischen Geblubber zerpflückte es meine beschaulichen Gedanken wie Zuckerwatte und holte mich zurück in die Wirklichkeit. Sooo beruhigend war bis jetzt eigentlich doch nicht alles. Vor allen Dingen nicht Ankes Zustand. Sie lag da schachmatt im Zelt und ich saß hier draußen herum und hörte meinem Bart beim Wachsen zu. Ich brachte ihr einen süßen, heißen Tee ans Zelt.
„Schon besser?“, fragte ich.
„Naja, geht so“, kam die wenig überzeugende Antwort. „Mir ist gerade ein bisschen schlecht und irgendwie hab ich das Gefühl, als wenn ich was ausbrüte. Ich glaube, ich nehme mir heute mal den Tag frei.“ Damit knallte sie zurück auf die Isomatte.
„Richtig so, mein Herz!“, sagte ich und drückte ihr die Teetasse in die Hand. „Bleib mal schön liegen und ruh dich aus.
Stille.
„Was hältst du davon ...“, begann ich vorsichtig nach einer ganzen Weile, in der sich Anke nicht mehr gerührt hatte. „Was hältst du davon, wenn ich mir schon mal den Wald anschaue? Vielleicht finde ich ja eine Ecke, an der wir morgen oder übermorgen mit unserem Gepäck gut durchkommen.“
„Ja ja, geh du mal“, murmelte es aus dem Schlafsack hervor. „Ich bleib hier und passe auf.“

*

Voller Entdeckerlaune watete ich durch grünes Aquariumlicht den kleineren Zulauf hinauf. Eine Klinge aus Sonnenlicht stach ab und zu durch das dichte Blätterdach des Waldes und brach blitzend in den kleinen Wellen des schmalen Baches. Der war an seinen Ufern von großen Bambushölzern geradezu eingekeilt. Gut lief es sich nicht. Vorsichtig musste ich einen Schritt vor den anderen setzen, um auf den glitschigen Steinen, die auf dem Grund herumlagen, nicht auszurutschen. Also hängte ich mir die Flinte über die Schultern und hackte mir eine Bambusstange aus dem Treibholzhaufen am Ufer. Das Ding fungierte ab jetzt als „Krückstock" und half mir dabei, nicht kopfüber ins Wasser zu klatschen, wenn ich auf dem steinigen Grund abrutschte.

Eine Art Gerölltreppe blockierte mit ihrer Anwesenheit meinen Weg. Wie ein Flussotter kraxelte ich auf allen Vieren darüber hinweg. Dahinter ließ es sich nicht besser durch den kleinen Bach waten. Ich eierte mit wunden Füßen durch das Rinnsal – immer auf der Hut, mir diese dabei nicht zu brechen. Das konnten wir nun wirklich nicht gebrauchen. Ein falscher Schritt, einmal umgeknickt, und wir hätten ein Problem hier oben im Niemandsland. Wieder versperrte mir Geröll den Weg. Und wieder kletterte ich darüber und stolperte weiter. Ich folgte dem Gewässer ungefähr eine knappe Stunde. Dann hatte ich die Nase gestrichen voll, denn ich kam nicht wirklich gut voran. Und noch war ich hier ohne schweres Gepäck im Gange. Der *quebrada* wurde immer enger und steiniger. Wenn ich nicht gerade dabei war, auszurutschen, hackte ich auf die stahlharten, dornigen Äste der Bambusbüsche, die immer mehr den Weg versperrten.

„Auf dem verdammten Bambus kann ich auch direkt im Wald herumkloppen!", schimpfte ich laut vor mich hin. „Und ohne hinzuknallen und mir die Haxen zu verbiegen!" Ich stand etwas wacklig im trüben Wasser und hieb wütend auf das zähe Gehölz ein. Nein, der Plan dem kleinen Bachlauf stromauf zu folgen und ihn als sicheren Weg zu benutzen war nicht der beste. Wir würden uns hier mit dem Gepäck eher die Beine brechen. Ich ließ mich ächzend auf einem trockenen Stein am Ufer nieder und schaute grimmig in die Gegend.

Unsere Idee war es, diesen Wasserlauf als „Straße" durch den Urwald zu nehmen und uns so einige Kilometer über Land sparen zu können. Aber auf diesem verhutzelten Märchenbach kamen wir nicht gerade berauschend voran. Also würden wir doch direkt durch den Wald gehen, beschloss ich. So der Plan B. Und wenn ich erst mal eine Schneise in das dornige Ufergestrüpp gehackt hätte, müsste ich auf das nicht überflutbare Hinterland, die *terre firme*, treffen. Also auf luftigen Hochwald. Dadurch könnten wir dann ganz bequem die paar Kilometer zum Río de las Piedras wandern.

Enthusiastisch federte ich wieder auf meine Füße und hängte mir die Flinte über den Rücken. Plötzlich raschelte es laut über meinem Kopf. Ich blickte in Richtung des Geräusches und sah einen großen roten Brüllaffen in etwa zehn Meter Höhe auf einem Ast hocken. Der *coto* bewegte sich nicht, sondern starrte mich geradezu fragend an. Ich starrte daraufhin höflich zurück. Für wenige Sekunden hatten wir uns beide in Standbilder verwandelt. Der Affe wippte jetzt ein wenig auf seinem Ast hin und her.
„Tach, du Pelzklops", begrüßte ich ihn galant und setzte mich wieder bedächtig auf den Stein. Der Brüllaffe erwiderte darauf folglich nichts Sinnvolles, sondern zog es vor, sich mit einem gewagten Sprung auf einen anderen Ast zu begeben. Von dort aus nahm er seine Observation wieder auf.
„Ist wohl nicht gerade zum Brüllen hier, was?", veräppelte ich den stummen Gast, der jetzt an seinem Fell herumzupfte, den Blick aber nicht von mir ließ. Ich stand wieder auf und stieg zurück in den gurgelnden Bach. „Schönen Tag noch!", rief ich dem neugierigen Affen zu und stolperte dann fröhlich pfeifend durch das Gewässer zurück.
Circa dreihundert Meter von unserem Camp entfernt, entdeckte ich eine Stelle am Ufer, die sich als unser „Eingang" in den Urwald eignen dürfte. Ein kaum wahrnehmbarer Tierpfad schlängelte sich in den Dschungel, war aber logischerweise für uns viel zu winzig, um ihm problemlos folgen zu können. Ich stellte also die Flinte ab, ließ mir frisches Flusswasser über den Kopf laufen und begann dann optimistisch auf das dichte Ufergestrüpp einzuhacken.
Mein Weg führte bergauf. Wir würden eine relativ breite Schneise brauchen, um mit dem dicken Bootspaket bequem durchzukommen und ohne an irgendwelchen Dornen hängen zu bleiben. Motiviert hackte ich drauflos. Aus manchen halb verfaulten Bambushölzern rieselten, wenn ich daraufschlug, haufenweise Ameisen. Panisch wuselten sie dann auf dem Laubboden umher oder krabbelten an meinem Körper herunter, was nicht gerade angenehm war. Aber die Viecher waren freundlich, bissen nicht und waren leicht abzustreifen. Vielleicht war ich ihnen einfach zu „unanständig" gekleidet, nur mit einer Unterhose um die Lenden und einen alten Buschhut auf dem Kopf. Eine Stunde später hatte ich eine exquisite Schneise bergauf geschlagen und mit der Machete noch extra Stufen in den weichen Erdboden gegraben.
SCHICKIMICKI IM REGENWALD hörte ich schon die Schlagworte im Buschfunk der Waldindianer, falls sie jemals hier lang kommen würden. Aber damit ließ es sich leben. Denn dank der erdigen Stufen konnten wir selbst mit den schweren Rucksäcken ohne auszurutschen bergauf stiefeln. Ich bahnte mir weiter einen Weg durch das Dickicht bis zur nächsten Erhebung. Schwitzend blinzelte ich durch das Gewirr von Bambusästen, großen grünen Blättern und Lianenranken. Da oben musste der „richtige" Wald anfangen –

ohne dieses Chaos von dornigem Geäst am Boden. Enthusiastisch ließ ich die Machete ihr Werk verrichten und grub auch in diesen Hügel ein paar Behelfsstufen. Danach blickte ich zufrieden auf mein Tagwerk. Für heute reichte es. Ich wollte zurück zu Anke.

*

Bei meiner Rückkehr am Camp lag Anke kraftlos im Zelt wie eine Marionette, der man die Fäden abgeschnitten hat. Sie hatte immer noch Fieber.
„Und meine Gelenke tun saumäßig weh", sagte sie und trank dabei in großen Schlucken den Multivitamin-Cocktail, den ich ihr gebracht hatte.
„Deine Gelenke tun saumäßig weh?", echote ich verwundert.
„Hm. Komisch, oder? Ich komme mir vor, als hätte ich den ganzen Tag auf der Streckbank verbracht. So dreckig ging es mir schon ewig nicht mehr, kannste glauben!"
Dann rollte sie sich wieder auf die Seite und stöhnte bei der kleinsten Bewegung leise vor sich hin.
„Das macht aber alles nichts", murmelte sie noch. „Mein Kopf explodiert eh gleich, dann haste den Salat."
Sehr witzig. Kopfschmerzen? Hohes Fieber? Gelenkschmerzen? Diese Fragen klapperten mir wie Pingpongbälle durch den Kopf, während ich die Zeit nutzte, uns einen großen Feuerholzhaufen zu hacken. Knappe drei Stunden blieben uns noch bis zum Dunkelwerden und wie es aussah, würden wir doch noch einige Tage hier verbringen müssen, bis Anke wieder fit war.
Ihr Fieber kam und ging, als spielte der Körper mehrere Varianten durch. Aber es schien glücklicherweise nicht über die vierzig Grad Grenze zu steigen, denn wenigstens der Schüttelfrost blieb ihr erspart.
Ich kramte in meinem Gehirn nach einer passablen Erklärung dafür. Aber ich fand keine. Malaria schied aus. Gelbfieber ebenso. Etwas beruhigt war ich darüber, dass ich dieses seltsame Fieber anscheinend gut verkraftet hatte. Also ging ich davon aus, dass es auch Anke mit heiler Haut überstehen würde. Auf alle Fälle sollten wir bei unserer Rückkehr einen Arzt aufsuchen, um uns durchchecken zu lassen. Wer weiß – vielleicht war die Sache ja doch ernster, als angenommen. Gelenkschmerzen hatte ich nicht gehabt.

Anke:

28. 4. 1.37 Uhr

Ich glaube, ich denke den ganzen Tag lang (was 24 Stunden beinhaltet!) so was wie Seifenblasen. Nicht wirklich anstrengend, ganz nett auch, aber eigentlich völlig unwichtig. Manche lassen sich wieder einfangen, andere nicht. Manche groß, manche klein, aber

alles ist in spätestens ein paar Minuten wieder weg. Und keiner hat je etwas davon mitgekriegt und nur an ganz vereinzelte kann ich mich erinnern. Komisch.

Torsten:
Gegen acht Uhr am nächsten Morgen begab ich mich wieder in Richtung Urwald. Anke schien es besser zu gehen. Ihr Fieber war verschwunden; ihre Mattigkeit zwang sie jedoch, noch immer im Zelt zu bleiben
Vor meinem gestern gehauenen „Dschungeleingang" entdeckte ich frische Spuren im Sand, die großen Tatzen hinterlassen hatten. Ein Jaguar war heute Nacht hier vorbeigeschlendert. Etwas argwöhnisch ließ ich meinen Blick seinen Spuren folgen, die sich bald im Unterholz verloren. Es war immer wieder ein eigenartiges Gefühl sich in unmittelbarer Nähe von einer riesigen Raubkatze zu wissen; aber glücklicherweise war es nicht wirklich Angst, die sich in mir breit machte. Wir vertrauten felsenfest darauf, dass *el tigre* an schmackhaftere Beute als uns gewöhnt war. Vor allem an eine, die nicht so wie wir absonderlich nach Qualm roch. Ich hatte beschlossen, mir erst in die Unterhose zu pinkeln, wenn ich aus Versehen dem Jaguar direkt gegenüberstehen sollte. Aber diese Erfahrung ließ sich am besten vermeiden, indem ich soviel Krach wie möglich machte.
Und den veranstaltete ich im Laufe des Vormittags für zwei. Ich hackte tonnenweise Bambusgestrüpp, grub ächzend Treppen in den schlammigen Boden und arbeitete mich so peu a peu in Richtung des vermeintlichen Hochwaldes vor.
Gegen Mittag schien ich tatsächlich den lästigen und vor allem dornigen Gürtel aus Bambus und diversen Rankenpflanzen hinter mich gebracht zu haben. Zufrieden blickte ich auf große Ceibabäume. Mit ihren mannshohen Brettwurzeln erinnerten sie an abschussbereite Riesenraketen. Der Wald war nun tatsächlich lichter und es schien, als würde ich eine Kathedrale betreten. Die gigantischen Bäume ragten wie Pfeiler in der Kühle des schattigen Dämmerlichts in die Höhe.
Ich machte eine Arbeitspause und hockte mich auf den Boden. Hier wimmelte es vor Insekten. Ganze Armeen von Blattschneideameisen schleppten Teile von Blättern, die um ein Vielfaches größer als sie selbst waren, über ihre exakt angelegten Pfade. Termiten hatten an den Außenseiten jedes toten Baumes, an dem sie arbeiteten, Tunnel angelegt. Die Luft war mit dem Sirren und Summen der Insekten erfüllt. Glücklicherweise gab es hier weder blutgierige Moskitos noch unsere verhassten Sandfliegen.
Ich lauschte den Geräuschen des Urwaldes. Da war es bis auf das Sirren der Insekten beinah still. Aber plötzlich fielen einige Klänge doch aus dem Rahmen.

Wir hatten uns im Laufe unserer Reisen mit vielen Lauten des Dschungels vertraut gemacht. Aber eben auch nur vertraut gemacht, denn wir waren uns nie so richtig im Klaren darüber, von wem diese Geräusche tatsächlich verursacht wurden. Da klang es manchmal wie das Pfeifen des Windes, oder wie das Geräusch, das beim Messerschleifen entsteht. Oder, als ob jemand eine große leere Plastikflasche an den Kopf gedonnert bekommt. Donk, donk, donk. Wer waren die Verursacher: Vögel oder Insekten?

Ich stand wieder auf, um auch Geräusche zu machen. Mit der Machete: knackige und zackige gewissermaßen. Denn die Idylle unter den hohen Bäumen trog. Die Gegend war hügelig und streckenweise immer noch von dichtem Gestrüpp überwuchert. So „zugefilzt" hatte ich bisher noch nie einen Urwald kennengelernt. Wo keine großen Bäume standen, in deren Nähe es sich ohne Probleme ein paar Meter laufen ließ, quetschten sich mir die riesigen Bambushalme ins Bild. Das bis zu fünfzehn Meter hohe Gehölz war teilweise in der Mitte abgeknickt oder einfach ganz umgekippt und stapelte sich hier zu Biobarrikaden vom Allerfeinsten. Scheinbar war ich vom Regen in die Traufe gekommen, denn mein Traum, endlich mal wieder flott durch den Urwald gehen zu können, wurde von Bambusdornen zerkratzt und war somit recht bald zerplatzt.

Mit Hilfe des Kompasses orientierte ich mich grob in Richtung Osten. Ich folgte schmalen Tierpfaden, auf denen es einfacher war, sich den Weg zu bahnen. Auf diesen Pfaden mäanderte ich mit der Machete vor mich hin und hinterließ eine ansehnliche Schneise. Wo es nicht nötig war, mir den Weg frei zu hacken, markierte ich meine Richtung, indem ich große Kerben in die Rinde der Bäume schlug. Von vorn und ebenfalls von hinten, um den Rückweg zu finden. So auch am zeitigen Nachmittag. Ich hieb die Machete in einen größeren Baum, als mich aus heiterem Himmel etwas äußerst beherzt in die linke Gesichtshälfte stach.

„Scheiße!", blökte ich und ließ hektisch meine Gliedmaßen durch die Luft sausen, als wollte ich einen Bewegungsmelder aktivieren. Doch gleich darauf kam die nächste Attacke auf meine Augen. Ich schmiss die Machete von mir und sprintete den Pfad zurück in Sicherheit. WESPEN! Scheinbar hatte ich die Insekten gestört. Glücklicherweise kamen sie mir nicht hinterher, denn weit hätte ich unmöglich flüchten können. Mein Gesicht brannte wie Feuer und fühlte sich seltsam verbeult und taub an. Vorsichtig tastete ich die schmerzenden Stellen ab und wartete gespannt auf weitere Reaktionen meines Körpers. Als diese ausblieben, beschränkte ich mich darauf „Blöde Viecher!" zu nuscheln und schlich zurück Richtung Wespenbaum.

Mit zusammengekniffenen Augen beobachtete ich den Baum, den ich eben noch mit einer Kerbe markiert hatte. Meine Blicke rutschten über den Stamm, die Blätter und die Nachbarbäume. Aber ich konnte kein Wespennest

entdecken. Die Machete lag traurig im Laub. Vorsichtig, wie Winnetou im Kampfeinsatz, bewegte ich mich auf sie zu. Mit Wespen war nicht zu spaßen. Aber hier waren keine. Ich hatte nun meine Machete wieder in der Hand und stand jetzt direkt vor der Markierung, welche die Insekten so verärgert hatte. „Leckt mich doch am Arsch", schniefte ich und hieb das Haumesser abermals in den Stamm. Das war unklug. Denn noch eh ich mich versah, hampelte ich ein weiteres Mal wie ein Kasper den Weg zurück. Das Gesicht verbeulter als vorher. Die Mistviecher ließen nicht mit sich reden. Unheimlich daran war, sie nicht zu sehen, sondern sie immer direkt zu spüren.
„Ich habe nicht schlecht Lust, euch blöde Penner auszuräuchern!", zischte ich rachedurstig in Richtung des Baumes. Aber für solch einen Blödsinn hatte ich keine Zeit übrig. Ich musste die Biester wohl oder übel weiträumig umgehen. Also kippte ich mir den halben Sack Wasser über den Kopf, um die Schmerzen im Gesicht zu lindern, und machte mich daran, mir einen neuen Weg zu suchen.

*

Der nächste Tag verlief nach dem selben Muster. Am Morgen begab ich mich auf den Weg in den Wald, um weiter an unserem Landweg zu arbeiten. Es war ein gutes Gefühl, dem bereits frei gehackten, breiten Pfad zu folgen. Doch sein Ende war schnell erreicht. Zu schnell, nach meinem Dafürhalten. Immerhin hatte ich gestern mehrere Stunden mit der Machete hier gewütet – für knappe zwanzig Minuten Fußmarsch! Ich lehnte die Flinte an einen Baum, stülpte mir den Buschhut in den Nacken und wütete nun weiter.
An manchen Stellen brauchte ich auch nicht allzu viel Zeit mit dem Hacken vergeuden und freute mich darüber, schnell voranzukommen. Leider waren diese Stellen aber rar gesät und befanden sich auf den kleinen Hügeln, die ich erst einmal hinaufkommen musste. Es ging rauf und runter und die meiste Zeit dafür drauf, Stufen in den lehmigen Boden zu graben.
Immer wieder stieß ich auf Bäume, die auch „Ameisenbäume" genannt wurden. In ihren hohlen Stämmen bauten Ameisen ihre Nester und hielten als Gegenleistung für Kost und Logis, Insekten und andere Feinde vom Baum fern. Einige dieser „Ameisenbäume" waren auch als *palo santo* bekannt, was wörtlich übersetzt soviel wie „Heiliger Pfahl" hieß. Hier lebten aggressive rote Feuerameisen, und jeder, der mit diesen kleinen Tierchen schon einmal in Kontakt gekommen war, empfand es von da an als seine heilige Pflicht, das gefälligst nie wieder zu tun.
Erst vor vier Jahren in Bolivien hatte mir ein ehemaliger Goldgräber eine Geschichte dazu erzählt.
„*Palos santos* sind Spitze", hatte der mit schwerer Zunge behauptet und dabei ein etwas beunruhigendes Glitzern in den Augen bekommen.

Ich nickte einfach, obwohl ich mir beim besten Willen nicht vorstellen konnte, was der Typ daran so besonders fand. “Warum?“
„In unserem Arbeitscamp wollte mal ein Kollege auf eigene Rechnung arbeiten!“ Der Goldgräber haute bei diesen Worten entrüstet sein Bierglas auf die Tischplatte. „Verstehst du? Der wollte unser Gold klauen!“
Ich nickte abermals. „Und?“
„Da haben wir den Mistkerl einfach an den nächstbesten *palo santo* gebunden und sind weggegangen.“ Der ehemalige Goldsucher grinste sardonisch und füllte die Biergläser nach.
„Und dann“, fragte ich naiv, worauf der Typ mich anschaute, als hätte ich ein Aufmerksamkeitsdefizit.
„Haha ..., was denkst du denn, *amigo mio*? Der Kollege brüllte so laut, dass man es auch in Brasilien hören konnte! Der klaut nie wieder!“

*

Ich wusste, dass die „Ameisenbäume“ vornehmlich an den Flussufern wuchsen – also dort, wo es regelmäßig Überschwemmungen gab. Neben den Bambushölzern waren sie demnach der beste Garant dafür, uns die Illusion von einer einfachen Regenwaldwanderung zum nächsten Fluss abschminken zu können. Hier würde überhaupt nichts leicht werden. Die gesamte Gegend war ein verflixter Überschwemmungswald!
Beim Arbeiten mit der Machete kam mir manchmal der Gedanke an die *Mashco Piro* Indianer in den Kopf. Und zwar immer dann, wenn ich auf einen kleinen begehbaren Pfad stieß. Ich stellte mir vor, jeden Augenblick auf eine ihrer Unterkünfte zu stoßen. Und was würde ich dann sagen oder wie sollte ich mich verhalten? Sollte ich breit grinsen und eine Runde Tabak spendieren? Und wie reagierten wohl die Waldindianer darauf? Grinsten sie auch oder jagten sie mir einen Pfeil in die schwitzende Figur?
Aber dass ich jetzt aus Zufall auf die Indianer stieß, war wohl eher unwahrscheinlich. Ich meine, wer wohnt schon gern im Gebüsch? In der Regenzeit war hier bestimmt „Land unter“ und jetzt – in der beginnenden Trockenzeit – war der Waldboden mit dem Filz aus dornigem Geäst überwuchert. Kein sehr angenehmer Lebensraum.
Und doch lag ich mit meiner Annahme, dass ich NICHT auf Menschen stoßen würde, falsch. Am frühen Nachmittag sprang mir nämlich ein heller Ruf in den Rücken!

Kreislaufprobleme

Torsten:
„*Hola!*“, rief es hinter mir. Mein Arm mit der erhobenen Machete blieb vor Schreck mitten in der Luft stehen.
„*Hola!?*“ Noch einmal schob sich die Stimme durch die Blätterwand des Waldes. Ich drehte mich um und linste nach der Schrotflinte, die einige Meter von mir entfernt an einem Baum lehnte.
„*Que? Quien está?* Was? Wer ist da?“, schrie ich zurück, ging langsam auf meine Flinte zu und versuchte des Rufers ansichtig zu werden. Für einen Besucher, der sich so lautstark ankündigte, war der Griff nach der Flinte sicherlich nicht angebracht, aber ...
„Wer ist da?“, wiederholte ich mich laut.
„*Hola!?*“ Etwas Weißes schob sich knapp dreißig Meter von mir durch das Geäst. Ich wurde verrückt!

Anke:
Den vierten Tage schon ging mir diese fiese Krankheit jetzt auf den Keks, aber heute war definitiv Schluss damit. Ich ließ mich endgültig nicht mehr vom Fieber veralbern, das mal kam und mal ging, nur um dann gleich wieder doppelt zuzuschlagen. Nix da. Heute war das Fieber weg und das hatte gefälligst auch so zu bleiben. Basta. Dafür, dass ich es gestern gerade so zähneknirschend vom Zelt bis ans Ufer zum Pinkeln geschafft hatte, lief es sich heute nämlich schon wieder ganz gut. Ich musste auch dringend meine schmerzenden Glieder bewegen. Vielleicht gingen die ständigen Explosionen in meinen Gelenken ja davon weg, dass sie mal wieder in Bewegung gebracht wurden.
Mit wackligen Knien stolperte ich unsere Sandbank entlang. Einmal hin, einmal zurück, wieder hin und wieder zurück. Das waren bestimmt schon hundert Meter insgesamt, freute ich mich, ließ mich in den Sand plumpsen und verschnaufte. Am meisten Sorgen machte ich mir jetzt darüber, nicht genug Energie zuführen zu können. Eigentlich hätte ich nach so einer Krankenperiode essen müssen wie ein Wolf, wollte ich wieder zu Kräften kommen. Aber wir hatten nichts. Jedenfalls nicht mehr, als unsere übliche Mahlzeit aus einem halben Pfund Reis oder Nudeln pro Tag. Die Zuckervorräte waren schon bei Torstens Ausfallaktion mehr als geplant geschrumpft. Wir mussten dringend haushalten. Und der Reservespeck, den ich mir zu Hause noch angefressen hatte, war inzwischen auch komplett aufgebraucht. Ich hatte nichts mehr zum Zusetzen.
Mit einer Prise süßen Getränkepulvers verpasste ich den paar Löffeln kalten Reis, die ich mir gestern Abend vom Munde abgespart hatte, ein wenig

Geschmack und verschlang sie gierig bis auf das letzte Körnchen. Dann streckte ich mich lang und träumte von richtigem Essen.
Wie spät mochte es jetzt wohl sein? Ich schielte zur Sonne hoch. Wurde es nicht langsam Zeit, dass Torsten von der Arbeit zurück kam? Seine Arbeit – so hatte er es genannt, wenn er morgens mit der Machete bewaffnet in den Wald loszog und uns eine Schneise in Richtung Río Piedras hackte. Eine große und gewaltige Schneise würde das sein, hatte er gesagt. Eine ganze Autobahn! Langsam wurde ich ja doch ein wenig neugierig. Vielleicht sollte ich ihm heute mal entgegen gehen und ihn zum Feierabend abholen? Wenn der Weg wirklich so gigantisch war, könnte ich ihn ja wohl kaum verfehlen. Zwanzig Minuten brauchte er inzwischen bis zum Ende seiner Schneise, vielleicht eine halbe Stunde, die Arbeit von heute mit dazu gerechnet. Das war doch eine ganz gute Möglichkeit, mal zu probieren, ob ich wirklich schon wieder fit wäre.
Also rappelte ich mich auf, stülpte die Schuhe über und stiefelte los – durch den Fluss und immer in die Richtung, in die Torsten allmorgendlich verschwand. Den Eingang in den Wald fand ich recht schnell. Abgehächselte Blätter und Zweige lagen überall verstreut. Der rötliche Lehm des Bodens, in den mein arbeitswütiger Freund sogar so etwas wie Stufen geschnitzt hatte, leuchtete wie ein gigantisch aufgerissener Mund in all dem Grün. Ich schmunzelte, kletterte die rutschigen Treppen empor und ließ mich vom Urwald verschlingen.
Bäh, war das glitschig hier! Und überhaupt, dass die Gegend so hügelig sein würde, hatte ich eigentlich auch nicht eingeplant. Bergauf – bergab führte der winzige Pfad, so steil, dass ich des Öfteren auf allen Vieren landete. Also eine Autobahn hatte ich definitiv anders in Erinnerung! Hier sollten wir all unser Gepäck lang schleppen? Na das konnte ja was werden!
Keuchend blieb ich stehen. Wo ging es denn nun weiter? Links oder rechts? War das auf der linken Seite nur ein Tierpfad, der sich bald irgendwo verlor, oder hatte Torsten hier tatsächlich gehackt? Ich suchte nach abgeschlagenen Ästen, fand einen und folgte der Richtung. Doch es dauerte nur ein paar Minuten, bevor ich zweifelnd vor einem undurchdringlichen Gebüsch stand. Hier ging es ganz sicher nicht weiter, nicht drum herum, nicht drüber und nicht drunter. War das vielleicht eine der Sackgassen, von denen Torstens letztens geredet hatte? Es musste so sein. Immerhin konnte ich ja noch die rechte Abzweigung probieren. Also nichts wie zurück, und die andere Richtung ausprobiert. Aber wo war zurück?
Ganz ruhig. Vor meiner Nase stand das dicke Gebüsch, also flugs eine 180-Grad-Drehung gemacht und entgegengesetzt marschiert. Den Abzweig würde ich wieder erkennen, da hing ein Ast so eigenartig herunter wie eine Schlange. Da vorne war es doch schon, oder? Ja, das kannte ich. Der

eigenartige Schlangenast baumelte immer noch dort, rechts von mir musste unser Zelt sein – die Richtung, aus der ich ursprünglich gekommen war – also müsste ich mich linkslich halten, um weiter vorwärts zu kommen. Weit konnte es doch nicht mehr sein, immerhin war ich schon eine ganze Weile unterwegs. Und richtig, kaum kraxelte ich um den nächsten Baum herum, sah ich wieder die untrüglichen Spuren, die Torstens Machete hinterlassen hatten. Mal eine Kerbe in einem Baumstamm, mal abgehächseltes Grünzeug auf dem Boden waren sichere Zeichen.
Zwei Sackgassen später, meine Beine fühlten sich bereits verdächtig wackelig an, hörte ich endlich das Hacken und das vertraute Keuchen und Fluchen meines Freundes.
„Wow, was machst du denn hier?“ fragte er atemlos, als ich neben ihm stand.
„Ich dachte, ich hole dich heute mal von der Arbeit ab“, grinste ich breit wie ein Flusspferd. „Ich hab mich auch nur dreimal verlaufen bis hier her“, berichtete ich stolz. „Bin wieder fit wie ’n Turnschuh“. Aber das war nicht mehr so überzeugend, denn trotz der Ameisenstraße, die wir soeben kreuzten, hatte ich mich hingesetzt.
Torsten reichte mir den Wassersack und ich trank gierig.
„Jetzt steht das Zelt und das Boot mit all unserem Zeug da so ganz allein in der Gegend herum?“ Etwas vorwurfsvoll schaute Torsten wie über den Rand einer nicht vorhandenen Brille zu mir herunter.
„Ja aber wir haben doch schon seit Wochen keinen einzigen Menschen mehr gesehen! Meinste, die kommen ausgerechnet jetzt vorbei?“ Ich ließ die Ohren hängen. „Naja, hast ja Recht. Aber was sollte ich denn machen? Ich musste doch mal meine Beine wieder ausprobieren, bevor wir beladen wie die Maulesel losmarschieren. Und überraschen wollte ich dich auch. Kommst du denn wenigstens mit nach Hause?“
Torsten überlegte. „Eigentlich wollte ich noch eine Stunde weiter machen, bin gerade so gut dabei!“ Er zeigte auf einen armdicken Stumpf, der quer über unserem neuen Weg lag und in den die Machete schon unübersehbare Spuren gefressen hatte. „Der muss heute noch weg!“, deklarierte er. Und während mein Freund schon wieder demonstrativ nach seinem Werkzeug schielte, bemerkte ich voller Entsetzen die zahlreichen Blutblasen an seiner rechten Hand. Autsch, das musste höllisch weh tun! Ich verkniff mir einen mitfühlenden Kommentar und versprach mir statt dessen selbst, mich nie wieder über Torsten aufzuregen, weil er so nervtötend ungenau sein konnte. Er war halt mein Held für’s Grobe, und das auch gleich richtig. So eine Leistung wie er hier hätte ich im Leben nicht zustande gebracht, nicht einmal ansatzweise!

„Na dann bis nachher!“ Schweren Herzens rappelte ich mich wieder auf und putzte mir die Ameisen vom Hinterteil. Ich gab Torsten noch einen dicken Schmatz und stiefelte los.
Plock, plock, plock ... schallten die Machetenhiebe hinter mir durch den Regenwald, bis sie vom undurchdringlichen Blätter-Gewurstel endgültig geschluckt wurden. Wieder stand ich allein im Wald und wieder suchte ich nach dem Pfad, auf dem ich hergekommen war. Und wieder landete ich in einer Sackgasse. Umdrehen, zurückgehen, anders herum abbiegen. Das kannte ich alles noch von vorhin. Auf dem Hosenboden den steilen Abhang herunter rutschen und im kleinen Rinnsal landen, auch das war mir noch bekannt. Dann wieder Spurensuche. War ich vorhin nicht nach dem Bach über einen dicken Baumstamm geklettert? Der musste doch hier irgendwo sein, oder täuschten mich meine Erinnerungen? So genau hatte ich mir das nun auch nicht gemerkt und schließlich war es hier überall nur grün. Ich stapfte weiter und fand statt des dicken Baumstumpfes den Schlangenast. Täuschte mich mein Gedächtnis dermaßen oder lief hier etwas falsch?
Noch folgte ich unmissverständlich den Spuren von Torstens Weg, ich konnte also nicht völlig falsch schein. Andererseits war ich auch schon ganz schön lange unterwegs, so langsam musste ich doch mal unseren Fluss rauschen hören. Doch außer dem Wind in den Blättern und diversen seltsamen Waldgeistern rauschte hier nur noch mein Blut in den Ohren.
Da! Da vorne den Baum erkannte ich wieder. Jetzt war es wirklich nicht mehr weit. Nur eine Biegung noch, ein Hügel, dann würde ich unser Zelt schon durch die Bäume ...
Stopp. Was war das denn? Dieses Geräusch! Dieses plock, plock, plock! Das kannte ich doch! Das waren Machetenschläge. Was zur Hölle hatten die hier in der Nähe unseres Zeltes zu suchen? Wer schlug hier Holz? Und warum hatten wir die mysteriösen Holzfäller nicht schon vorher bemerkt? Was war mit unserem Boot? Dem Zelt? Der ganzen Ausrüstung? Daran konnten sie nicht vorbei gekommen sein, ohne sie zu bemerken! Wühlte gerade jemand durch unsere Säcke? Schleppten sie Ally gerade in ihr eigenes Camp? Unsere Nahrung, unsere Pässe, unser Geld, alles war im Zelt geblieben. Und jetzt? Was sollte ich tun?
Ich stand felsenfest auf der Stelle verwurzelt und starrte Löcher durch das Dickicht. Hatte ich da nicht eine Bewegung wahrgenommen? Genau in der Richtung, aus der die Schläge kamen. Da! Noch mal. Da war tatsächlich jemand und fuhrwerkte mit einer Machete durch unseren schönen Wald! Schemenhaft sah ich, wie sich die Äste immer wieder bewegten. Ich lauschte angestrengt. Nein, es war tatsächlich nur eine Machete, die dort hackte, der Rhythmus von zweien hätte sich anders angehört. War der Typ vor mir tatsächlich allein oder wühlten sich seine Kollegen gerade durch unsere

Ausrüstung? Tausend Fragen schossen mir durchs Hirn und verursachten ein heilloses Durcheinander in den grauen Zellen. Meine Instinkte diktierten mir von nun an, was zu tun war, während mein Denkorgan – völlig überfordert mit der plötzlichen Schwemme unbeantwortbarer Fragen – kurzfristig den Dienst quittierte.
„*Hola!*“ und „*Quien está?* Wer ist da?“, rief ich also und versuchte völlig selbstverständlich, die Situation ohne große Mysterien zu klären.
„*Hola!*“, rief ich noch einmal und stapfte in Richtung meines Gegenübers. Plötzlich herrschte Stille. Ich lauschte. Dann kam ein „*Hola?*“ zurück. Eine entfernte Männerstimme antwortete mir auf Spanisch. Ich musste sehen, was hier passierte.
Noch einmal: „*Qué? Quien está?*“. Das Rascheln in den Büschen kam näher. Zwischen den Blättern sah ich einen dunklen Kopf aufblitzen, dann einen Arm. Noch näher ging ich.
„Torsten????“
„Anke????“
„Du hast im Kreis gehackt!“, rief ich wie von Sinnen, immer noch nicht wirklich in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen.
„Quatsch, du bist im Kreis gegangen!“, lachte Torsten sich kaputt.
Ich glaubte überhaupt nichts mehr. „Das kann nicht sein! Ich bin doch nur deinem gehacktem Pfad gefolgt. Da ist ein Kreisel drin am Schluss!“ Ich war gnadenlos davon überzeugt. Es musste einfach so sein!
„Komm erst mal her, mein Herz“, sagte Torsten plötzlich und legte die Flinte aus der Hand. „Gib mir mal ’n Kuss!“
Ich sank an seiner Schulter zusammen. „Aber wieso denn? Ich versteh das nicht! Ich wollte doch nur unser Zelt retten“, sprudelte es aus mir heraus. „Und all unsere Sachen.“
„Na du bist mir vielleicht ein Stratege!“ Immer noch lachend hielt Torsten mein Gesicht ganz kurz vor seins. „Bin ich froh, dass dir nichts passiert ist! Was glaubst du eigentlich, hätten die Typen unter Umständen mit dir angestellt, auf die du *Hola!*-brüllend und winkend zugelaufen wärst? Meinste, die hätten dir auch nur freundlich guten Tag gesagt und wären dann einfach so wieder von dannen gezogen?“
„Ja. So ähnlich.“ Trotzig stampfte ich mit dem Fuß auf und kam mir so dämlich vor, wie selten zuvor in meinem Leben. Jetzt, da sich der gesunde Menschenverstand langsam wieder seinen Weg durch meine vernebelten Hirnwindungen bahnte, wurde mir bewusst, wie unaussprechlich dumm ich mich verhalten hatte.
„Gehen wir jetzt endlich nach Hause?“, fragte ich kleinlaut.
„Na gut, ich komm dann mal besser mit“, witzelte Torsten. „Wer weiß, wen du sonst noch alles unterwegs ansprichst!“

Er schleppte sein Sack und Pack zusammen und schritt beherzt vor. Immer wieder zeigte er mir die Zeichen, die er in die Rinde der Bäume gehackt hatte und immer wieder bestätigte ich ihm, dass ich auch diese und jene Sackgasse kannte.
„Da vorne“, sagte er und ich bemühte mich, stolpernd zu ihm aufzuschließen. „Das ist der Baum mit den Wespen! Pass auf, wenn du daran vorbei gehst, nichts anfassen!“
„Was?“, rief ich von hinten und legte einen Zahn zu. Dann stolperte ich, hielt mich an einem Ast fest und ...
„Aaaaa!“ Von sechs, sieben Stichen wurde ich gleichzeitig am Auge getroffen. „Wespen! Lauf!!!“

Torsten:
Am folgenden Tag verbrachten wir beide die meiste Zeit im Camp. Anke checkte die Verpflegung und beförderte dabei unser kostbares Mehl ans Tageslicht. Das wollten wir heute zu süßen, sowie auch herzhaften Brötchen verbacken. Als Proviant für unsere Waldwanderung. Heimlich schielten wir aber immer mal wieder auf den wasserdichten Proviantsack, der für den Río Piedras bestimmt war. Im Gegensatz zu unserer jetzigen „Provianttüte“, sah der äußerst vollgestopft und schwer aus.
„Ein großes Umhereiern im Wald dürfen wir uns nicht leisten“, proklamierte Anke, nachdem sie all unseren Proviant ausgiebig einer Prüfung unterzogen hatte. „Wir müssen uns daran halten, den „Piedras-Sack“ auch wirklich erst bei der Ankunft auf dem Río Piedras zu öffnen“, fuhr sie fort. „Ansonsten könnte es mit dem Futter knapp werden.“
Durch unsere Zwangspausen aufgrund des Hochwassers, der Krankheiten und der ungünstigen Wasserstände am Anfang unserer Reise, hatten wir wieder einmal viel Zeit und vor allem viel Verpflegung verloren. Wir waren jetzt fünf Wochen auf dem Fluss unterwegs. Etwas traurig schauten wir auf die jämmerlichen Proviantreste, die uns bis zum Río Piedras noch blieben: zwei Packungen Nudeln, etwas Reis, einige Tütensuppen und wenige Bonbons. Hinzu kamen nur die Brötchen. Das waren nicht wirklich viele lukullische Renner. Vor allem nicht, wenn ich an den Wald und die uns erwartende Plackerei dachte.
Vielleicht sollten wir doch versuchen zu jagen, bevor wir uns auf den Weg machten? Ein Wasserschwein würde sicherlich etwas Aufregung in unseren zwangsweise vegetarischen Speisezettel bringen. Aber Jagen bedeutete weiteren Zeitverlust. So einfach wie im Film war das nicht.
Die einzigen fleischigen Happen, die mit zuverlässiger Regelmäßigkeit vor unseren Nasen herumturnten, waren unsere Kumpels die Affen. Aber diese neugierigen Wichte als Reiseproviant zu missbrauchen, fiel schon mal aus

Prinzip aus. Das würden wir erst machen, wenn der Hungertod direkt vor dem Zelt stand und mit der Sense winkte. Oder hatte der hier 'ne Machete?
Am Nachmittag hatten wir die Brötchen auf der dicken Glut unseres Lagerfeuers fertiggebacken. Wir stierten hypnotisch die dampfenden Teigteile an und widerstanden nur äußerst knapp der Versuchung, die Dinger nicht gleich an Ort und Stelle in unseren Bäuche zu versenken.
Ein letztes Mal probierte ich kurz vor Sonnenuntergang, mit den wenigen Resten unseres kostbaren Brötchenmehls, mein Glück als Angler. Hier oben am Ende eines Flusses war es nicht allzu wahrscheinlich auf fette Fische zu stoßen, aber wer wusste denn, ob nicht doch ein dicker Brocken irgendwo herumlungerte?
Und dann hockte ich unter dem Blätterdach des Urwalds und fischte im Trüben. Und wie das immer so war in einer Welt aus Aktion und Reaktion – je dringender ich einen Fisch fangen wollte, je begeisterter knabberte dieser am Köder herum und ließ nur den Haken übrig.
Dafür bekam ich Besuch von einem roten Brüllaffen, der scheinbar unseren Gedanken an die Jagd erraten hatte und sich völlig sicher war, nicht doch im Kochtopf zu landen. Still folgte er meinen Angelbemühungen. Und ich hätte schwören können, dass es derselbe Typ war, dem ich bereits vorgestern begegnet war. Er wippte wieder großspurig auf einem Ast über mir und schaute neugierig meinem Treiben zu. Ich grüßte ihn wie einen alten Bekannten in der Straßenbahn.
„Tach!", sagte ich einfach und holte dabei den dünnen Bambusstock mit der Angelsehne ein. „Nichts los hier, was?"
Der Affe starrte verständnislos auf mich herunter und ringelte seinen Schwanz um den Ast. Eigentlich sollte ich mir ja schon etwas blöde vorkommen, wenn ich mich mit dahergelaufenen Affen unterhielt, dachte ich, aber ehrlich gesagt fand ich es gar nicht so doof. Ich war gespannt, wie lange der Brüllaffe auf seinem Ast kleben bleiben würde, wenn ich völlig normal meiner Angelei nachginge.
Mit herabhängenden Mundwinkeln betrachtete ich den leeren Haken meiner Angel, bestückte ihn mit einem neuen Köder und ließ alles ins Wasser flutschen. Dann wartete ich darauf, dass irgendetwas passierte. Über mir raschelte es. Der rote Affe trollte sich von dannen. Angeln fand er augenscheinlich langweilig. So wie ich auch – jedenfalls, wenn nicht gleich etwas nach zwei Minuten an der Sehne herumwackelte. Meinem kostbaren Zuckerteig schenkten die verwöhnten Kaltblüter keine Beachtung. Nur die wirklich Klitzekleinen hauten sich ihre Plauze damit voll. Aber die waren winziger als mein kleinster Angelhaken.

Verloren

Torsten:
Unsere Ausrüstung war verpackt und gut verschnürt. Unschuldig stand sie in der Morgensonne.
„Sieht ganz schön viel aus“, meinte ich und blinzelte in Richtung des Gepäckhaufens.
„Hm, im Kanu verteilt wirkte das irgendwie anders“, stellte Anke fest und zwinkerte ebenfalls in Richtung des Gepäcks. Doch leider wurde es durch das Geblinzel nicht weniger. Über hundert Kilo standen vor uns im Sand und mussten nun durch das hüglige Bambusdickicht bis zum nächsten Fluss geschleppt werden. Knappe vierzig Kilo wog die Rucksackkraxe mit dem Boot, den Paddeln und Planen. Hinzu kam ein schwerer Sack mit Ausrüstung wie dem Zelt, den Schlafsäcken und nicht zu vergessen ein Sack mit der Nudel-Reis-Verpflegung für den nächsten Monat. Dazu diverse Geschenke, Munition, unsere Schrotflinte und Medikamente. Der letzte Posten war nicht nur für uns alleine bestimmt, sondern auch für die Leute, die wir unterwegs treffen würden. Auf meinen vergangenen Urwaldtouren hatte sich immer wieder gezeigt, dass die Menschen jenseits von medizinischer Betreuung einfache Mittel, zum Beispiel gegen Würmer, hoch zu schätzen wissen. Seitdem stand davon immer ein großer Sack auf unserer Ausrüstungsliste, den wir anstandslos von meinem Vater – einem Kinderarzt – mit auf den Weg bekamen. Das alles summierte sich zu einem ordentlichen Haufen, der bewegt werden wollte.
Ich ging auf die Knie, um mir als Erstes unseren „Bootsrucksack“ auf den Rücken zu wuchten. Anke hatte das zusammengebaute Kanu super auf die Aluminiumkraxe geschnallt, aber das Ding ragte immer noch einen halben Meter über meinen Kopf hinaus. Das Gesamtgewicht war kein Problem – eher diese instabile Lage auf dem Rücken. Ein falscher Schritt und das Ding zerrte mich in alle möglichen Himmelsrichtungen. Aber da musste ich durch. Also breitete ich die Arme aus wie ein Trapezkünstler, torkelte auf der Suche nach dem Gleichgewicht ein wenig umher, schnappte mir dann meinen Bambuswanderstab und stampfte voraus Richtung Urwald. Hinter mir schnaufte Anke.
„Geht das überhaupt?“, schniefte ich ihr zu. Sie hatte sich gewissermaßen zwischen zwei Rucksäcke gequetscht. Einen schweren auf dem Rücken und dazu noch einen kleineren vor der Brust. Wie eine Riesenschildkröte steckte sie fest eingekeilt in einem Panzer aus Ausrüstungsgegenständen.
„Klar. Warum denn nicht?“, keuchte sie unter dem Gewicht der schweren Last.

Klar. Warum denn nicht, dachte ich mir. Mir fielen viele Gründe dazu ein. Immerhin hatte sie gerade erst einige Tage mit hohem Fieber hinter sich, gestern konnte sie höchstens eine Stunde durch den Wald laufen. Hinzu kamen die kläglichen Essensportionen und die körperliche Anstrengung der letzten vier Wochen. Und jetzt hatte sie zwei Dutzend Kilogramm Gepäck am Körper, hievte sich auf allen Vieren einen Hügel hinauf und sagte: Klar. Warum nicht? Als hätte ich sie gefragt, ob sie 'ne Dose Coca Cola wollte. Den Biss hatte nicht jeder – und ich bewunderte sie dafür.
Wir gingen im Staffelsystem. Das hieß, wir schleppten eine Fuhre Gepäck voran, ließen sie dann stehen und holten die nächste Fuhre. Es war eine elende Plackerei. Wie Ertrinkende schnappten wir nach Luft, wenn wir uns die steilen Hänge hinaufschoben. Und auch, wenn wir diese wieder hinunter mussten. Nur nicht ausrutschen und sich einen Fuß verrenken! Meine Treppenkonstruktionen taten gute Dienste, ohne sie wären wir die schrägen Hügel mit dem Gepäck auf dem Rücken sicher weder heil hoch- noch heruntergekommen.
Gegen vierzehn Uhr waren wir mit der gesamten Ausrüstung am Ende „unserer Autobahn", wie wir meinen bereits vorgehackten Weg zynisch getauft hatten, angekommen. Ab hier schob sich uns wieder das dornige Bambusgestrüpp vor die Augen wie ein gewaltiger Theatervorhang. Völlig erledigt saßen wir auf unseren Rücksäcken, wischten uns die Ameisen vom Körper und tranken gierig Wasser.
„Brrr ...", schnaubte ich und warf einen Blick auf meine treue Machete, die artig in ihrer völlig verdreckten Hülle nur darauf zu lauern schien, wieder zum Einsatz zu kommen. Ab jetzt würde ich ohne Gepäck vorgehen und den Weg hacken. Aber nach der Schlepperei erschien diese Aussicht geradezu verlockend. Irgendwo in der Nähe pfiff der *Loco*-Vogel sein Lied und wir mussten beide darüber lachen. Nicht nur er war verrückt.
„Könnten wir zur Abwechslung nicht einfach so durch den Wald latschen", sagte ich und stand auf. „So einen richtig schicken Forst. Mit hohen Bäumen, ein paar Farnen auf dem Boden. Einen, wo wir ohne Probleme zwanzig Kilometer am Tag schaffen würden."
Anke winkte ab. „Da kannst du hier lange suchen, glaube ich. So was habe ich bis jetzt noch nie gesehen. Vielleicht meinst du den Märchenwald?", unkte sie. „Hinter den sieben Bergen und so ..." Sie knautschte ihre Augenbrauen zusammen und schlenkerte ihren Blick zurück auf den Hang, den wir gerade hochgekrochen waren. „... bei den sieben Indianer-Zwergen."
Ich grinste und zerrte die Machete aus der Hülle. „Genau den suchen wir jetzt!"
Während Anke noch einmal zurück den Hügel hinunterschlitterte, um unseren Wassersack mit frischem Wasser aus einem Rinnsal zu füllen, drosch

ich auf die unterarmdicken Bambusrohre ein, die unseren Weg zum Ziel versperrten. Es ging leicht bergab. Und das Pflanzengewirr wurde zunehmend dichter. Interessanterweise sah ich ab und zu den blauen Himmel durch dieses Gestrüpp blitzen. Es schien, als würde direkt vor uns eine große Lichtung sein! Ein Fluss? Nachdem ich ungefähr hundert Meter Weg freigeschlagen hatte, ging ich zu Anke zurück, um eine Fuhre Ausrüstung zu holen und einen Blick auf die Landkarte zu werfen.
„Da ist irgendeine Lichtung vor uns“, schnaufte ich und zog die Karte aus einem der Rucksäcke.
„Lichtung?“, fragte sie und war dabei, sich den schweren Rucksack aufzuwuchten.
„Hm“, murmelte ich zur Antwort und ließ meinen pflasterumwickelten Zeigefinger über die Landkarte fahren. „Oder ein Fluss.“
„Wieso Fluss?“, fragte sie. “Ich denke, der ist noch eine Ewigkeit entfernt?“
„Ist er auch“, sagte ich. „Und der kleine Hutzelbach, den ich vor einigen Tagen hochgegangen bin, müsste viel weiter nördlich von uns sein.“ Ich steckte die Landkarte wieder ein. „Naja, werden wir ja sehen, was uns erwartet.“
Wir ächzten uns durch das trockene Dornengeäst, stellten das Gepäck ab und ich fuhrwerkte mit der Machete zur nächsten Etappe. Immer besser konnte ich nun den blauen Himmel hinter den Ästen sehen. Aber auch keinen Fluss rauschen hören. Ich kam mir vor wie Indiana Jones. Fehlte jetzt nur noch, dass ich plötzlich auf einem vergessenen Opferplatz irgendeiner Hochkultur landete. Bums, steht man da. Mit irrem Blick, wildem Bart und im Rücken eine schöne Frau, die irgendetwas wie „Wow!“ hauchte – bevor sie, ehe man sich versieht, von grauslig bemalten Wilden entführt wird. Aber das gab es wohl nur in Hollywood-Filmen. Unser Drehbuch schrieb vor, dass wir plötzlich vor einem Berg standen. Ein kleiner Gipfel, über dem sich weiß und blau der Himmel spannte. Mir klappte vor Überraschung der Kiefer runter. Warum in aller Welt stand jetzt vor uns ein Berg im Weg?
Ich trampelte durch die letzten Reste des Bambusgewirrs auf ihn zu. Hier brauchte ich keine Machete mehr. Unter meinen Füßen war hartes Gras und gelber Sandboden. Vor meinen Augen, einer überdimensionalen Pyramide gleich, ein Hügel, auf dessen Spitze hohe Bäume wuchsen. Gelber Sand leuchtete an den Wänden in der Nachmittagssonne. Ich eilte aufgeregt zu Anke zurück, die bereits dabei war, die Rucksäcke durch das Geäst zu schleppen.
„Da steht `nen Berg!“, schrie ich zu ihr in den Wald hinein.
„Hä?“, hallte es weniger enthusiastisch zu mir zurück.
„Ein großer Hügel! Ragt wie ein Zahn aus der Landschaft!“ Ich war bei ihr angelangt und zeigte mit der Machete keuchend hinter mich.

„Und?“
„Da sollte kein Berg stehen“, gab ich zu bedenken. „Und schon gar keiner, den wir ohne Seile nicht hinaufkommen!“
Wir gingen beide zurück. Unsere Blicke blieben an den steilen Hängen vor uns kleben. Und unsere Gesichter zogen sich zusammen, als wäre ein Sortiment Taubenkacke im Anflug.
„Mist!“, hauchten wir beide unisono.
„Sind wir falsch, oder was?“, fragte Anke und kramte nach der Landkarte.
„Nee“, sagte ich. „Ich habe die blöde Ahnung, dass hier was nicht stimmt. Das wäre ja nicht das erste Mal.“ Wir schauten auf die Karte. Grün mit einigen Höhenlinien. Kein großer Hügel, der aus dem Regenwald ragt. Der nächste sollte fast vier Kilometer von uns entfernt zu finden sein.
Wir kletterten ein Stück den Hang hinauf, um dort das kleine GPS-Gerät nach Satelliten suchen zu lassen. Bisher hatten wir es selten benutzt. Auf dem Fluss brauchten wir es nicht wirklich und im Wald war es beinah nutzlos. Das dichte Blätterdach des Dschungels blockierte zuverlässig jeglichen Kontakt zu den Satelliten im Orbit. Auf dem Hang bekamen wir jedoch relativ schnell unsere Positionsdaten mitgeteilt. Neugierig verglichen wir sie mit der Karte auf unseren Knien.
„Shit“, stöhnte Anke. „Hier sollte wirklich kein großer, spitzer Hügel sein.“
Wir kletterten etwas höher hinauf, um auf eine Art Plateau zu gelangen. Unter uns erstreckte sich die grüne Decke des Urwalds.
„Ich glaube, wir haben nur zwei Möglichkeiten, um weiter zu kommen“, sagte Anke lakonisch und zupfte an einem trockenen Grashalm herum. „Entweder hier direkt über den Berg oder drum herum.“
Ich verzog das Gesicht. „Hm, klar. Es wird wohl auf drum herum hinauslaufen. Unser Zeug kriegen wir doch nie im Leben die steilen Wände herauf.“ Ich nickte mit dem Kopf in Richtung einer sandfarbenen Hügelwand in unserem Rücken. „Das wird ein lustiger Umweg werden.“ Ich stand auf und schob mir meinen Buschhut in den Nacken. „Und ein mächtiges Gekraxel.“
Wir stolperten wieder hinunter zu unserem Gepäck. Der Tag war schon weit fortgeschritten, Zeit also ein Camp für die Nacht zu bauen. Am Fuße des kleinen Berges war der Boden sandig und geradezu unterholzfrei. Er wirkte beinah wie frisch gewaschen.
„Sieht fast so aus wie auf dem Grund eines Sees, was?“, sagte ich zu Anke, die dabei war, unser Zelt aufzubauen. „Ich glaube, wenn es jetzt richtig anfängt zu regnen, kann man hier bestimmt angeln.“ Ein schiefes Grinsen war die einzige Antwort, die ich bekam.
Ich machte mich auf die Suche nach Feuerholz. Die Landschaft hatte schon etwas Bizarres an sich. Eben waren wir noch im dornigen Wald gefangen und

nun campten wir auf weichem Sandboden. Wahrscheinlich befanden wir uns tatsächlich auf einem ausgetrockneten Seegrund. Bei Regen floss das Wasser vom Berg genau hier runter. Deutlich konnte ich die tiefen Rillen sehen, die es in den Sandstein gegraben hatte und die an Dachrinnen erinnerten. Wie es aussah, wenn es ausgerechnet heute Nacht regnen würde, wollte ich mir gar nicht vorstellen.
Als ich zum Zelt zurückkehrte, saß Anke davor. Gebeugt über unsere Landkarte.
„Na, hast du die Daten noch mal verglichen?“, fragte ich sie und ließ das Feuerholz zu Boden krachen.
„Hm“, sagte sie. „Das sieht gar nicht gut aus.“
Ich runzelte die Stirn und setzte mich neben sie in den Sand. Meine Gedanken flossen zäh wie Schiffsteer durch mein Hirn. Wir waren hier am Ende der Welt. Aber das machte ja gerade den Reiz aus. Nur wenige Kilometer trennten uns vom nächsten Fluss. Dass wir so langsam vorankommen würden, hätten wir uns niemals träumen lassen.
„Müssen wir da unbedingt hin? Objektiv betrachtet“, warf Anke die Frage in die Luft. Wir schauten uns an und ein komischer Gedanke sickerte langsam in uns ein wie Sand in die untere Hälfte einer Sanduhr. Ein äußerst komischer Gedanke, den ich nicht auszusprechen wagte.
„Objektiv betrachtet?“, fragte ich deshalb.
„Na ja, lohnt es sich wirklich, weiter durch den Forst zu stolpern?“
„Äh ... warum nicht?“, ruckelte ich mit der Gegenfrage heraus. „Das war doch der Sinn unserer Übung hier. Unser Ziel!“ Ich fummelte an meinen Schnürsenkeln herum. „Aber objektiv betrachtet ist das hier der totale Schwachsinn.“
Anke nickte stumm. „Lohnt sich das? Also das Weitergehen“, quetschte sie dann heraus. Ich zuckte innerlich zusammen und betrachtete angestrengt die Landkarte. Die hatte sich aber in den letzten Minuten nicht verändert.
„Tja, ...“, würgte ich an einer passenden Antwort. „Lohnen? Wofür?“ Ich schaute zu Anke. „Du meinst, wir sollten wieder umkehren?“
Anke zuckte bei dem Wort „umkehren“ zusammen.
„Eigentlich nicht. Ich meine wir sind soweit gekommen ...“ Sie stand auf und holte sich die Wasserflasche. „Pass mal auf“, sagte sie dann. „Wir machen einfach ’ne Pro-Kontra-Liste und dann entscheiden wir.“

Anke:
Ich war kaputt. Kaputt von der Schlepperei, dem elenden Gekrieche und Gestolper mit den barbarischen Lasten den ganzen Tag lang. Als wir vor gut einer Stunde hier ankamen, vor diesem scheußlichen Berg, konnte ich kaum noch aufrecht stehen. Aber der wirklich schlimmste Moment war der

gewesen, als wir zum ersten Mal heute Satellitenempfang hatten. Eine geschaffte Strecke von 716 Metern Luftlinie hatte das verdammte GPS angezeigt. 716 Meter! Das konnte doch nicht wahr sein! Aber das blöde Ding ließ sich nicht einen einzigen geschafften Schritt mehr abringen, so oft wir auch gegencheckten.
Und jetzt saß ich hier vor unserem Zelt, die Karte auf den Knien, den Berg vor den Augen und scheiterte – trotz aller Willensanstrengung – daran, meine Gedanken wieder in geordnete Bahnen zu lenken. Mit dem Kuli malte ich einen winzigen Punkt auf die Karte, der unser jetziges Camp markierte. Nicht einmal für meine übliche Nummerierung reichte der Platz aus, so dicht waren wir noch an unserem letzten Lagerplatz. Während ich betäubt auf die Karte starrte, verschwamm die Welt um mich herum in einem Schleier aus Tränen. 716 Meter, von etwa 4500 insgesamt, bis wir auf dem Piedras wären. Das war ein Fünftel! Aber wie es aussah, würde es nicht einmal dabei bleiben. Allein der Umweg um den Berg herum würde uns weitere hunderte Meter kosten. Und überhaupt – wie viele dieser Berge lauerten noch auf uns, von denen wir bisher nichts ahnten?
Zwei dicke heiße Tränen kullerten links und rechts die Wangen herunter und vor meinen Augen kehrte die Welt zurück. Okay, 716 Meter an einem Tag auf einem vorgehackten Weg, das bedeutete, dass wir, wenn wir hacken und schleppen mussten, höchstens die Hälfte schaffen würden. Das waren dann ungefähr 350 Meter am Tag. Bei einer Gesamtstrecke von noch etwa vier Kilometern bräuchten wir in dem Tempo laut Adam Riese zwölf Tage. Dazu kamen noch dringend benötigte Ruhetage, um die Reserven wenigstens ein klitzekleines Bisschen aufzufrischen. Und die Zeit, die uns verloren ging, wenn uns wieder eine Schlechtwetterfront erwischte, oder die nächste Fieberattacke.
Die gerade eben materialisierte Welt vor meinen Augen begann zu trudeln, wie ein Blatt, das vom Baum abgeweht wurde. Das war's. Das schafften wir niemals! Zwölf Tage wie dieser, dafür reichten meine Kräfte nicht. Da brauchte ich mich keiner Illusion hingeben. Wir hatten nicht mehr als allerhöchstens fünf Tage für den Wald eingeplant, unser Essen würde nicht einmal ansatzweise reichen. Und selbst wenn wir abgemagert und mit den Kräften völlig am Ende am Río Piedras ankämen, und er tatsächlich genug Wasser führte, ihn flussab zu paddeln, lagen immer noch 800 Flusskilometer vor uns, von denen wir nicht wussten, wie sie aussahen. Wir müssen zurück! Dieser Satz hämmerte immer und immer wieder durch meinen Schädel, doch er wollte einfach nicht in meinem Bewusstsein ankommen.
Aufgeben? Jetzt? Nach allem, was wir durchgestanden hatten? Uns zum zweiten Mal dem Wald geschlagen geben? Wenn wirklich nichts mehr dazwischen kam, hatten wir noch eine kleine Chance, pünktlich wie geplant

in Puerto Maldonado, dem Ziel unserer Reise, anzukommen. Aber durften wir dieses Risiko wirklich eingehen?
Torsten kam zurück, ließ das Bündel Brennholz fallen und fläzte sich neben mir in den Sand. Bösartig stierte er auf die Karte, murmelte etwas wie „ob sich das überhaupt lohnt“ und „aufgeben“, aber so ganz drangen seine Worte nicht bis zu mir vor.
Erst nach einer ganzen Weile stand ich auf und holte mir die Wasserflasche. „Pass mal auf“, hörte ich mich sagen. „Wir machen eine Pro-Kontra-Liste und entscheiden dann.“ Ich musste es einfach auf Papier sehen, wie sinnlos es war, uns hier weiter zu quälen, bevor ich es wirklich glaubte.

1. Mai 2006, 17.34 Uhr

PRO	*KONTRA*
1. Ziel erreichen, da Grund für die Expedition *2. Ego* *3. Nicht zum 2. Mal scheitern!*	*1. Zeit zu knapp für Rückflug, statt 5 jetzt 15 Tage im Wald + Verzug durch Fieber und Überschwemmung = 3 Wochen Rückstand* *2. Verpflegung zu knapp, keine Energiereserven, keine Kraft, abmagern* *3. kein Verlass auf Landkarte* *4. Eventualitäten wie erneutes Fieber, Schlechtwetterfront, Unfälle (Fuß kaputt etc. = echtes Problem im Wald)* *5. 800 unberechenbare km auf dem Piedras, wenn er genug Wasser führt (evtl. Stromschnellen, Wasserfälle) = weitere Zeitverzögerung*

Torsten:
„Scheiß Objektivität“, fluchte ich leise und hackte auf einem Ast herum, um ihn dann ins Feuer zu schmeißen. Die Kontra-Liste war eindeutig länger, aber eigentlich hatten wir das Meiste davon auch schon viel eher gewusst.
„Oder wir gehen auf volles Risiko“, sagte Anke. „Und schauen einfach, wie weit wir wirklich kommen.“
Ich blickte ins Feuer. Redeten wir uns hier etwas schön? Anke hatte schon Recht. Also die Sache hier abzubrechen. Noch konnten wir relativ problemlos zurück zum Río Sepahua. Andererseits hatten wir die Expedition gemacht, um den Río Piedras zu erreichen. Lohnte sich das Risiko, weiter ins Niemandsland zu marschieren? Irgendwann würden wir auf den Fluss stoßen. Theoretisch. Wir könnten die Hardcore-Nummer machen. Also volle Kanne geradeaus, unterwegs die restliche Verpflegung essen und dann auf das Jagd- und Angelglück am Río Piedras spekulieren.

„Also was jetzt? Weiter oder zurück?“
Wir kauten beide auf einer passenden Antwort herum. Jetzt, da die entscheidende Frage in unseren Köpfen war, scheuten wir uns davor, sie zu beantworten. Einige Motten verbrannten sich die Flügel in den Flammen unseres Lagerfeuers. Unsere Gedanken drehten sich um Sinn und Unsinn der Expedition. Die Pro-Kontra-Geschichte war geklärt. Sieger war ganz klar Kontra. Aber was war mit unserem Ego? Wir wären wieder die Verlierer. Wegen eines bisschen Urwaldes. Ich sah uns beide schon zu Hause: Wahnsinnig vor Wut darüber, dass wir die Tour abgebrochen hatten. Oder nicht? Wegen ein paar lächerlichen Kilometerchen! Wenn sich jemand die Landkarte anschaute, würde der sich schlapp lachen über uns. Weicheier würden wir sein.
„So ...“, murmelte ich mit einem Blick zu Anke. Krampfhaft redete ich mir ein, dass mir mein Ego egal sei. Völlig Wurst in Anbetracht der abgebrochenen Tour. „Risiko? Arschlecken!“ Ich stand auf und schmiss aufgewühlt ein Stück Holz in die Dunkelheit, so als ob ich damit unsere Tour abhaken wollte. „Wir kehren um!“
„Sicher?“, fragte Anke.
„Sicher“, würgte ich heraus.
Wir stierten beide wortlos in das Feuer und der eben gefasste Entschluss klickerte so nachhaltig in unseren Köpfen, dass es beinah zu hören war. Wir kehren also wieder um, klickte es. Vielleicht sollten wir doch einfach weiter gehen, klickte es. Bis es nicht mehr weitergeht, klickte es. Nein, die Sache ist erledigt. Wir kehren um!, klickte es. Immer und immer wieder.
Anke unterbrach unsere endlosen Gedankenschleifen und stand vom Feuer auf. „Weißt du, was das heißt?“, fragte sie und grinste dabei schelmisch, dass ihr stählender Backenzahn im Schein der Flammen aufblitzte.
„Nee.“
Sie stülpte sich ihre kleine Stirntaschenlampe auf den Kopf und begann in einem der wasserdichten Säcke zu wühlen. „Unsere Entscheidung muss würdig gefeiert werden!“ Sie hatte den Verpflegungssack geöffnet, dessen Inhalt ursprünglich für die Fahrt auf dem Río de las Piedras gedacht war. Und in dem waren alle Leckerbissen dieser Welt! Mein Magen schlug bei dem Gedanken daran Purzelbäume und meldete sich lautstark zu Wort. Außer einem süßen Kaffee hatte er heute noch nichts bekommen.
„Wow“, freute ich mich und sprang jetzt auch vom Feuer auf. Ich beeilte mich schleunigst, Wasser aufzusetzen. Danach begannen wir beide mit der puren Verschwendung. Wir holten sechs große Kerzen hervor, verteilten diese rund um unser Lager, um dem Platz etwas Festliches zu geben.
„Wie wäre es mit einem heißen Kakao mit Rum, mein Herz?“, fragte Anke und hielt ihren sorgsam gehüteten kleinen Flachmann in der Hand. Aber nur

rhetorisch, denn die Antwort war klar. Wir rissen die Plastiktüte mit unseren Brötchen auf. Zwei Stunden später lagen wir mit aufgequollenen Bäuchen im Zelt. Das fühlte sich gut an. Was sich nicht ganz so gut anfühlte, war der Kampf im Kopf zwischen Vernunft und Abenteuer. Wir hatten beide eine Entscheidung gefällt. Aus. Basta. Aber sich damit abzufinden war nicht so einfach. Ich glaube, wir lagen deshalb beide noch ziemlich lange wach und versuchten nicht nur das gute Essen zu verdauen.

Erst Monate später würden wir erfahren, dass im Dezember 2006 eine gut ausgerüstete amerikanische Expedition auf fast der gleichen Route wie wir versucht hatte, den Río de las Piedras zu erreichen. Die Gruppe bestand aus sechs Männern und ist ebenfalls an der Gegend gescheitert. Auch sie musste ihre Tour abbrechen, ohne den Río de las Piedras auf diesem Weg jemals erreicht zu haben.

Bildteil 2

1 Beim Packen der Lebensmittel im *hostal* "Cuzco" in Sepahua

2 Fertig gepackt für die Tour in den Wald

4

3

3 Fisch auf dem Bambusgrill

4 Hermando

5 Paddeln auf dem Sepahua

6 Kampf gegen die Strömung

Tag 1
7

Tag 3
9

Tag 2
8

Tag 4
Wasserstand
10

11

12

7 8 9 10 Die große Flut

11 Capybaras

12 Tapire

13 Das verlassene Camp

14 Zurück am Sungaro

16

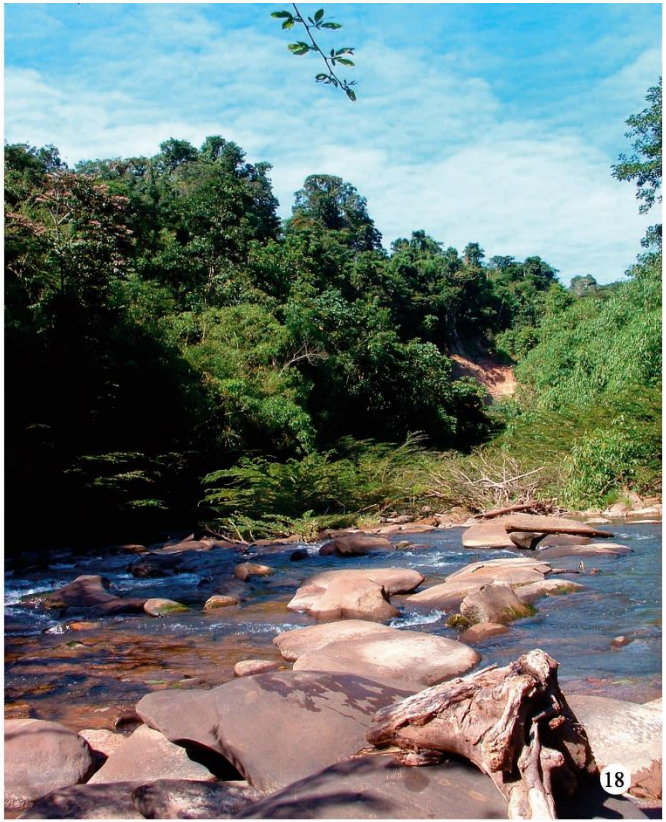
15

16 Wasserwandern

15 18 Oberlauf des Sepahua

17 Korallenschlange

17


18

19 Beim Hacken der Schneise

20 Blick vom Berg in Richtung Río Sepahua

21 22 **Bambus**

Epilog

Braunschweig, Mai 2008 ...

Anke:
Zwei Jahre später. Ich sitze an meinem Schreibtisch und klappe mein altes Tagebuch zu. Verknittert und verschmiert und vollgepresst mit Erinnerungen liegt es wie ein rotes Warnsignal jetzt neben mir. „Du bist schon viel zu lange wieder in Deutschland“, scheint es mich anzuschreien. „Krieg endlich deinen faulen Hintern hoch und werd wieder du selbst!“
Ich stecke es vorsichtshalber zurück in den Schrank, doch das komische Gefühl im Magen bleibt. Diese Momente mit meinem Tagebuch verfolgten mich wie der Geruch eines aufdringlichen Parfüms und wecken tief unten, dort wo ich mir selbst immer noch ein bisschen fremd bin, eine gewisse Unruhe.
Torsten plant mit Feuereifer die nächste Tour. Seit er herausgefunden hat, dass die amerikanische Expedition auf fast derselben Route wie wir ebenfalls aufgeben musste, nagt unser Scheitern auch nicht mehr gar so sehr an ihm herum. Jetzt ruft ihn der Wald wieder, mit jedem Tag lauter, wie es scheint.
Und was ist mit mir? Ich höre es auch rufen – aus meinem Schrank, in den ich das Tagebuch gesperrt habe, aus meinem Herzen und aus meinem Bauch ruft es mich raus in die Welt. Ich bin mir nur noch nicht ganz schlüssig, in welcher Sprache mich die Stimmen rufen. Ob es tatsächlich Spanisch ist, oder vielleicht doch zur Abwechslung mal irgend eine andere.

Hintergründe

In den letzten Jahren wird der Regenwald Perus immer mehr als wichtige Wirtschaftsregion des Landes wahrgenommen, da er reich an Bodenschätzen und Rohstoffen ist. Neue Straßen werden durch unwirtliches Gebiet gebaut. Sie sind frische Lebensadern für die dortigen Bewohner, da mit ihnen die Technik des 21. Jahrhunderts endlich Einzug erhält. Die Dörfer werden mit Strom versorgt, bekommen Telefonanschlüsse und viele mittlerweile sogar Internetverbindungen.
Forciert werden solche schwierigen Projekte hauptsächlich, um die Rohstoffe und Bodenschätze des Landes zu erschließen und ausbeuten zu können. Viele dieser aufwendigen Vorhaben sind staatlich notwendig und für die Menschen vor Ort ein Garant für eine verbesserte Lebensqualität. Auf der anderen Seite gehen mit der Kultivierung und Nutzung des Landes leider meist Umweltzerstörung und skrupelloser Raubbau an Mensch und Natur einher.
In unserem Buch schreiben wir immer wieder über eine Vielzahl von Gerüchten, die sich um die Sepahua-Region ranken. Die Geschichten drehen sich in der Regel um das illegale Holzfällen, um die in freiwilliger Isolation lebenden Indianer und um Drogenschmuggler. Wir sind bei beiden Touren nicht mit dem Ziel den Río Sepahua hoch gefahren, diesen Gerüchten auf den Grund zu gehen. Eher hielten wir vieles von dem, was wir immer wieder hörten, für übertrieben. Andererseits kam uns einiges davon auch merkwürdig vor und soll an dieser Stelle noch einmal näher erläutert werden, da wir mittlerweile über Informationen verfügen, die wir damals auf unseren Reisen vor Ort noch nicht hatten.
Wir stützen uns bei den unten stehenden Ausführungen überwiegend auf die Forschungsberichte der amerikanischen Roundriver-Organisation um Chris Fagan und Diego Schoobridge. Zwei Wissenschaftler, die in den Jahren 2005 und 2006 Untersuchungen zum Thema Illegales Holzfällen in der Sepahua-Region durchgeführt haben.

Holzfälleraktivitäten am Río Sepahua

Immer wieder hatten wir von diversen Holzfälleraktivitäten gehört, uns aber gewundert, nichts davon zu bemerken. Es sollten sogar breite Wege am oberen Sepahua existieren, die mit Hilfe von Traktoren geschaffen worden waren. Wir machten uns regelmäßig über derlei Bemerkungen lustig, doch etwas Wahres ist in den verschiedenen Geschichten enthalten.
Offiziell gibt es zwölf Konzessionen zum Holzabbau am Río Sepahua. Diese werden, abhängig von den landschaftlichen Verhältnissen, unterschiedlich genutzt. Sie erstrecken sich ausschließlich auf das Waldgebiet, welches unmittelbar an den Sepahua Fluss grenzt.
Im Jahr 2000 hatten tatsächlich große Holzfirmen in der Regenzeit begonnen, Traktoren den Río Sepahua hoch zu schiffen. Diese wurden unter anderem bis nach Unión, dem vermeintlichen Militärcamp (siehe Kapitel „Die üblichen Verdächtigen“) gebracht. Der Zweck dieser Aktion bestand darin, mit Hilfe der Traktoren Transportwege für die Beförderung von gefälltem Holz zu schaffen. In erster Linie wurden Mahagonis und Zedern als lohnendes Ziel ins Auge gefasst und auch gefällt. Viele dieser Bäume standen jedoch nicht mehr in unmittelbarer Flussnähe, wo die Konzessionen noch galten, sondern weit verteilt in der Region. Für die offiziellen Firmen lohnte sich deshalb schon bald der Aufwand nicht mehr, so dass die Traktoren zu anderen Flüssen geschafft wurden.
Die breiten Wege jedoch blieben und lockten kleinere Trupps von Holzfällern in die Gegend. Diese hatten vor, an den bereits geschlagenen Schneisen zu arbeiten. Dabei begaben sie sich weiter als erlaubt zum Fällen in den Wald und transportierten die dort extrahierten Bäume auf den schon vorhandenen Wegen zum Río Sepahua. Und das verstieß gegen das im Juli 2000 erlassene peruanische Forstgesetz[2], welches das Fällen von Mahagonibäumen und Zedern jenseits der offiziellen Konzessionen unter Strafe stellte. Auch war mittlerweile der Handel mit derart „erbeutetem“ Holz verboten, da die CITES[3] 2002 Mahagoni auf die Liste der bedrohten Arten gesetzt hatte. Somit durften also von Rechts wegen am Río Sepahua bis auf einzelne Ausnahmen weder Mahagonis noch Zedern gefällt und transportiert werden.
Um die Befolgung der neuen Gesetze zu kontrollieren, wurden im November 2003 zwei INRENA-Stationen gebaut. Eine am Río Sepahua, die andere am Río Inuya – einem Fluss nördlich des Sepahua. Beide entstanden aufgrund der Initiativen und Zusammenarbeit der Organisationen WWF-Peru, der INRENA selbst und einer nichtstaatlichen Organisation namens ACPC (Conservation of the Cutivireni Patrimony). Die Stationen wurden mit jungen

[2] Gesetznummer: 27308, 16. Juli, 2000
[3] CITES (Convention on International Trade in Endangerd Specis of Wild Fauna and Flora)

Ingenieuren besetzt, die auf ihren einsamen Posten eine Art „Grenzkontrolle“ darstellten. Sie sollten offizielle Genehmigungen beim Holztransport überprüfen und somit den Schmuggel eindämmen.
Wie wir jedoch mit eigenen Augen am Río Sepahua sehen konnten, sind diese Art von Stationen leider völlig nutzlos, da die dort ansässigen wenigen Personen – selbst mit dem Gesetz auf ihrer Seite – der Macht und Gewalt von kriminellen Holzfällern nichts entgegenzusetzen haben. Die Station am Río Inuya wurde bereits kurz nach ihrem Bau 2003 von *madereros* niedergebrannt. Der INRENA-Posten am Sepahua steht zwar seit Jahren, ist aber in der Trockenzeit so gut wie gar nicht besetzt. Denn nicht ganz zu Unrecht geht die INRENA davon aus, dass bei Niedrigwasser keine Stämme hinunter geflößt werden können.

Auf den Spuren der Illegalen

Im Dezember 2006 war eine amerikanische Forschungsgruppe der Roundriver-Organisation ebenfalls auf dem Río Sepahua unterwegs. Ihr Ziel war es, vor Ort nachzuweisen, dass am Río Sepahua illegal Holz gefällt beziehungsweise der Fluss als Transportweg für illegales Holz genutzt wird. Sie charterten sich in Sepahua ein motorisiertes Holzkanu sowie mehrere Männer als Besatzung und Führer. Das Ziel ihrer Expedition war Unión sowie der Quebrada Sungaro am oberen Sepahua.
Die Forschungsgruppe ging davon aus, dass es dort zwei große Netzwerke von Holzfälleraktivitäten geben muss, die bis heute große Mengen an Mahagoni- und Zedernholz in der Regenzeit den Río Sepahua hinunter flößen. Holz, welches auch aus den angrenzenden Nationalparks Alto Purus und Manu stammt.
Laut den Vermutungen des amerikanischen Forschungsteams sollten diese Netzwerke ihre Ausgangspunkte am Quebrada Unión und am Quebrada Sungaro haben. Als sie aber direkt vor Ort waren, wurden ihrer Erwartungen nur zur Hälfte bestätigt.
Das Camp am Quebrada Unión, welches wir beide jedes Mal mit einem unguten Gefühl besucht und schnell wieder verlassen hatten, ist tatsächlich das Tor in den angrenzenden Nationalpark Alto Purus. Die um Unión herum angelegten Pfade werden benutzt, um das im Schutzgebiet gefällte Holz hinunter nach Sepahua und dann weiter nach Pucallpa zu transportieren. Es sind jedoch in der Regel nicht die großen Baumstämme, sondern Unmengen an Brettern. Sogenannte *tabloneros*, Brettermänner, werden für einen Hungerlohn tief in den Wald geschickt, um nach Mahagonibäumen zu suchen. Ist ein Baum gefunden, wird dieser an Ort und Stelle gefällt und mit Kettensägen in Bretter geschnitten. Diese Bretter werden dann Stück für

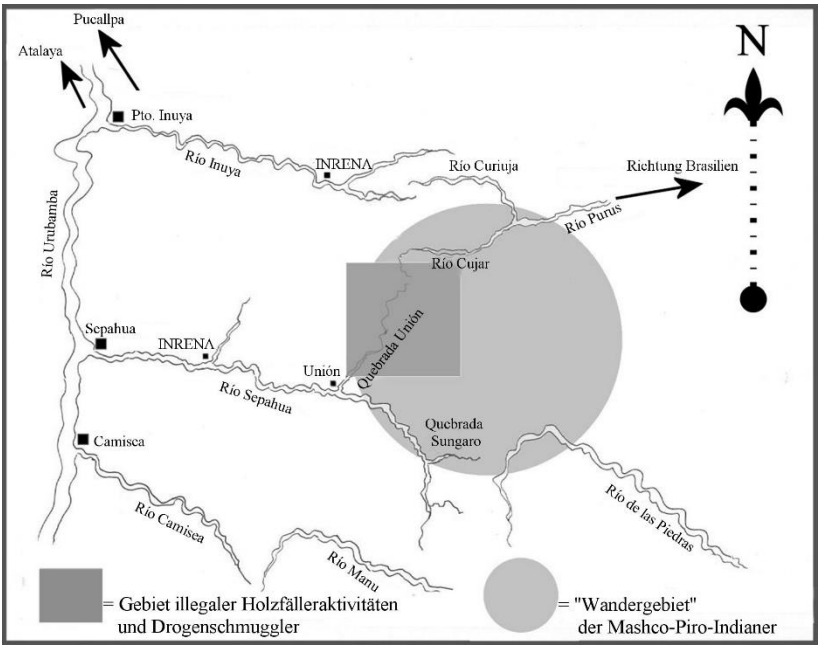
Stück zu Fuß nach Unión geschleppt, sobald der Río Sepahua wieder genügend Wasser hat, hinunter nach Sepahua transportiert und dort von den Holzbossen mit gigantischem Gewinn verkauft.
Das erklärte für uns einerseits die immer wieder kehrenden Gerüchte, dass viele Männer „im Holz“ arbeiten und andererseits, dass wir, trotz zweimaliger Befahrung des Flusses, am oberen Río Sepahua keinerlei Anzeichen von Holzfällerei im großen Stil bemerkt haben.
Eine andere Entdeckung der Roundriver-Organisation brachte weiteres Licht in unsere vagen Vermutungen um das Camp Unión. Laut Chris Fagan werden die Hütten nämlich nicht nur regelmäßig von Holzfällern frequentiert, sondern dienen auch als Basis von *narcos*, Drogenschmugglern. Sie benutzen die gleichen Wege wie die Holzfäller. Die Schmuggler sind keine Einheimischen, sondern stammen meist aus der Region um Huanaco. Wie wir bereits vermutet hatten, werden von Unión aus getrocknete Kokablätter nach Brasilien transportiert, wo sie zur *pasta basica*, dem Vorprodukt des Kokains, verarbeitet und später in Labors veredelt werden.
Womit die amerikanische Forschungsgruppe jedoch Unrecht hatte, war die Annahme, am Quebrada Sungaro eine ähnliche Situation wie in Unión vorzufinden. Sie gingen davon aus, dass zwischen den Flüssen Río Sepahua und Río de las Piedras eine Landverbindung und somit ein Netzwerk für illegale Holzfälleraktivitäten besteht.
Genau wie wir 2004 auch, hatten die Gruppe vor, am Quebrada Sungaro eine Landüberquerung zum Río Piedras zu starten und nebenbei dieses Wegenetzwerk zu dokumentieren. Aber auch sie konnten in keinster Weise einen passablen Weg, geschweige denn ein ganzes Netzwerk von Wegen, finden. So folgte die Expedition per Boot einige Kilometer dem Quebrada Sungaro stromaufwärts und versuchte dann zu Fuß weiter zum Río Piedras zu gelangen. Dieses Vorhaben gaben sie allerdings schnell wieder auf. Der Wald erwies sich als „störrischer“ Gegner für die Gruppe. Hinzu kam, dass sie auf frische Spuren von Mashco Piro Indianern gestoßen waren und eine Begegnung mit ihnen unbedingt vermeiden wollten. Letztendlich kapitulierten auch sie vor der Wildnis und kehrten zurück nach Sepahua.

Die Mashco Piro Indianer

Mehrere Clans von Mashco Piro Indianern sind von Zeit zu Zeit am oberen Río Sepahua unterwegs, um dort zu jagen. Die Gruppen wandern regelmäßig zwischen den Flüssen Río Purus und Río de las Piedras umher. In der Purus-Region sollen sie sich hauptsächlich in den trockensten Monaten, also Juni und Juli, aufhalten. Sie sammeln dort bestimmte Bambussorten, die zur Herstellung von Pfeilen benutzt werden, und suchen die Eier der Taricaya

Schildkröte, die an den Stränden während der Trockenzeit zu finden sind. Mit dem Beginn der Regenzeit wandern sie in Richtung Süden zum Río de las Piedras.
Feste Siedlungen besitzen sie nicht, sondern bauen sich zum Übernachten kleine Unterstände aus Palmenwedeln und Ähnlichem. Sie sind nomadisierende Jäger und Sammler im klassischen Sinne, die mit Pfeil und Bogen jagen, viel mehr ist über sie nicht bekannt.
Von verschiedenen Seiten wird geraten, eine Begegnung mit ihnen zu vermeiden. Die INRENA und andere amtlichen Stellen warnen genauso wie die Menschen, die vor Ort beheimatet sind – die Urwaldbauern. Dabei haben die Warnungen verschiedene Gründe. Zum einem ist bekannt, dass eine Begegnung mit den Indianern, für diese schnell tödlich enden kann. Nicht etwa weil sie ermordet werden, sondern weil ihr Immunsystem nicht auf unsere zivilisierten Krankheiten eingestellt ist. Somit bedeutet schon eine Ansteckung mit der für uns harmlosen Erkältung für sie eine ernsthafte Lebensgefahr.
Ein anderer Grund, eine Begegnung mit den Mashcos, wie sie auch genannt werden, zu vermeiden, ist das in den letzten Jahren zunehmend aggressive Verhalten der Indianer gegenüber Fremden. Diesem Verhalten liegen sehr unfreundliche Kontakte zwischen den Indianern und Holzfällern bzw. Drogenschmugglern zugrunde. Seit dem Jahr 2000, also seitdem begonnen wurde, in größerem Stil das Gebiet nord-östlichlich des Río Sepahua zum Holzfällen zu nutzen, haben diese Konflikte zugenommen.
Nach Meinung vieler dürfen die *calatos*, die Nackigen, die wie Tiere im Wald leben, auch wie Tiere abgeschossen werden, wenn sie einem zu nahe kommen. Doch nicht nur diese Einstellung stellt eine unmittelbare Bedrohung für die Mashcos dar. Genau wie die Indianer sind auch die Holzfäller von der Jagd abhängig und werden so zur direkten Konkurrenz in der Nahrungsbeschaffung. Bei Begegnungen zwischen beiden Gruppen kam es oft zu gewalttätigen Auseinandersetzungen mit Toten auf beiden Seiten. Die Fronten zwischen den Mashco Piros und jeglichen Eindringlingen sind also verhärtet.

Das Gebiet zwischen Río Urubamba, Río de las Piedras und Río Purus



Glossar

ahorita	gleich, in diesem Moment
Amehuacas	Indianerstamm, der östlich des unteren Río Urubamba beheimatet ist
amigo mio	mein Freund
arriba	oben
bien	gut
Buenas días!	Guten Morgen!
Buenas noches!	Guten Abend!
Buenas tardes!	Guten Tag!
bueno/a	gut
cacique	Häuptling, Dorfoberhaupt, Chef einer *comunidad*
calatos	„Nackige“, Verächtlicher Begriff für die isoliert lebenden Indianer
campo	Lagerplatz
capitanía	Hafenbehörde
capybara	Wasserschwein
Caramba!	Ausruf des Erstaunens „Mein lieber Mann!“
cartuchos	Schrotflintenpatronen
cena	preisgünstiges Abendessen mit Vorsuppe, Hauptgericht und einem alkoholfreien Getränk
chacra	kleine Urwaldpflanzung
chica	Mädchen
chicha	Maisbier
claro	klar, alles okay
Como está ?	Wie geht es Ihnen?
compadre	Kumpel, Partner
Comprende?	Verstehen Sie?
comunidad	kleine Siedlung
corazón	Herz
Cuidado!	Obacht! Aufpassen!
departemento	Bezirk, Distrikt
Dios mio!	Mein Gott!
escopeta	veraltete Bezeichnung für Gewehr, Schrotflinte
Está bien?	Ist das in Ordnung? Alles klar?
fariña	geröstetes Mehl der Maniok-Knolle
FEMENAD	Federación Nativa del Río Madre de Dios y Afluentes, Indianerbehörde
gasolina	Benzin

gente	Menschen, Leute
gringo	abschätzige Bezeichnung für Nordamerikaner Es gilt jedoch nicht unbedingt als Schimpfwort, da als *gringo* in der Regel jeder weiße Ausländer bezeichnet wird.
Hola!	Hallo!
hostal	Unterkunft, kleines Hotel
INRENA	staatliches Institut für natürliche Ressourcen
lejo	weit, entfernt
loco	verrückt, durchgedreht
lomito	Gebratenes vom Schwein oder Rind, Schweinesteak
luz	Licht
Machiguenga	Indianerstamm, der hauptsächlich im Einzugsgebiet des Río Urubamba lebt
madereros	Holzfäller
manioca	siehe *fariňa*
mapache	Dschungeltabak, Kraut zum Rauchen
masato	Maniokbier
Mashco Piro	Nomadisierender Waldindianerstamm, der in Clans aufgeteilt weitgehend isoliert in den Regenwälder Ostperus lebt
Momentito!	Augenblick!
mototaxi/moto	Mopedrikscha, Dreirad auf Mopedbasis zur Beförderung von Personen und allem Gepäck, das irgendwie rein und drauf passt
mototaxista	Chauffeur, Fahrer
mucho/mucha	viel
multa	Strafzettel, Geldstrafe
narcos	Drogenhändler
nativo/a	Ureinwohner
no	nein
No hay mas.	Gibt es nicht mehr. Haben wir nicht.
Nos vemos!	Wir sehen uns!
padre	Pater, Vater
palo santo	“Heiliger Stamm”, wird lokal ein Baum genannt, in dessen Inneren Ameisen leben
pan	Brot
pekari	südamerikanisches Wildschwein
pendejo	(vulg.) Arschloch
peque peque	Einbaum mit einem kleinen Außenbordmotor
petroglifos	Felsritzzeichen, Petroglyphen

piedras	Steine
plata	Silber, umgangssprachlich auch Geld
plátanos	Kochbananen
poco a poco	Stück für Stück
pongo	Schlucht, Stromschnellen
Prueba!	Probieren Sie!
Puta mierda!	(vulg.) Verdammter Mist!
Que quiere?	Was möchten Sie?
Que tal?	Wie geht's?
quebrada	Bach, kleiner Zulauf
queque	Kuchen
Quien está?	Wer ist da?
río	Fluss
Salut!	Prost! Gesundheit!
selva	Wald
Señor/ Señora	Herr/Frau
Señores	meine Herrschaften
sí	ja
SIARB	Sociedad de Investigación del Arte Rupestre de Bolivia, Bolivianische Organisation, die sich mit der Registrierung und Erforschung von Felsmalereien und Felsritzzeichnungen beschäftigt
Soles	peruanische Währungseinheit
suerte	Glück
tabloneros	„Brettermänner", Männer, die Bäume direkt im Wald zu Brettern zersägen, um diese dann auf ihren Rücken transportieren zu können
taxista	siehe *mototaxista*
Terre firme	Land, beziehungsweise Wald, das nicht überschwemmt wird
tigre	wörtlich Tiger, umgangssprachlich für Jaguar
tranquillo	langsam, immer mit der Ruhe ...
troncos	Baumstämme
Vamos!	Fahren wir! Vorwärts!
Venga!	Kommen Sie her!
Yine	Indianerstamm, deren Dörfer sich nördlich des Río Sepahua bis an den Río Ucayali erstrecken.
yuca	Maniok, stärkehaltige Wurzel des Kassavestrauchs, die im gekochten Zustand wie die Kartoffel schmeckt
zarpe	Auslaufgenehmigung für Binnenschiffer, Erlaubnis

Quellen

CITES (Convention on International Trade in Endangered Species of Wild Fauna and Flora), Amendments to Appendices I and II of the Convention adopted by the conference of the Parties in Santiago, Chile, 2002

Fagan, C. / Shoobridge, D. (The Race for Peru´s Last Mahogany Trees – Illegal Logging and the Alto Purus National Park), 2007

Fagan, C. / Shoobridge, D. (An Investigation off Illegal Mahogany Logging in Peru´s Alto Púrus National Park and its Surroundings), 2005

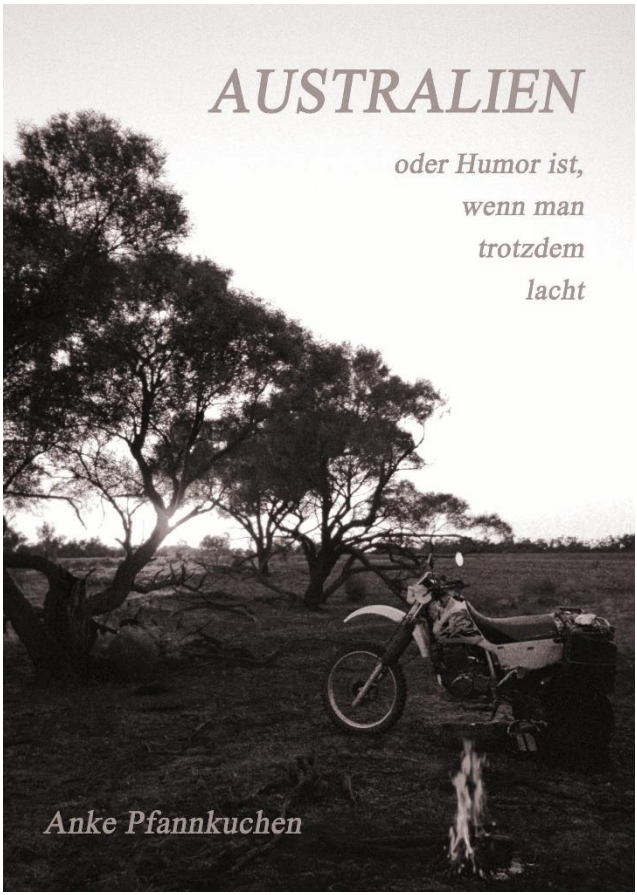
Hermann, Frank, *Peru/Westbolivien*, DuMont Reiseverlag 2004

Müller, Wolfgang, *Die Indianer Amazoniens*, C.H. Beck München 1995

R. T. Abanto, M. Muñiz, R. Hostnig, M. Challco: *Protocolo para Situatciones de Contacto con Indigenas Aislados,* Cuzco 2003

Schulte-Herbrugen, B., Rositter, H. (Project Las Piedras: A socio-ecological investigatition into the impacts of illegal logging activity in Las Piedras, Madre de dios, Peru), 2003

Up de Graff, Fritz W., *Auf Kopfjägerpfaden*, Unionsverlag 1996



AUSTRALIEN oder Humor ist, wenn man trotzdem lacht
Text, Gestaltung und Fotos Anke Pfannkuchen
Taschenbuch, 320 Seiten, 20 Seiten Farbfotos
© 2006 WALD Verlag Magdeburg

ISBN 987-3-00-020776-1

AUSTRALIEN oder Humor ist, wenn man trotzdem lacht

Mein Geländemotorrad und ich - zusammen mit fünf Männern, zwanzig Hunden, fünfzig Pferden und über zweitausend Rindern im Herzen Australiens**!**
AUSTRALIEN oder Humor ist, wenn man trotzdem lacht ist der Reisebericht von meinem Jahr AUS-Zeit in der ich nicht nur allein offroad mit meinem Motorrad unterwegs war, und dabei immer wieder an meine Grenzen stieß. Ich erfuhr auch ein halbes Jahr lang das unheimlich raue Leben als "Cowgirl" auf einer riesigen Rinderfarm mitten im Outback.
Es ist die Geschichte einer Reise, die eine Flucht aus dem überfüllten Europa war, eine Entdeckungstour in die wunderbare Weite des australischen Inlands, eine Rückbesinnung auf meine eigenen Kräfte und einer Zeit, die voller Überraschungen steckte.
Spannend, witzig und schonungslos ehrlich!

Anke Pfannkuchen